

Die Jagd im PARZIVAL Wolframs von Eschenbach
Stellenkommentar und Untersuchungen

INAUGURAL-DISSERTATION

zur

Erlangung des akademischen Grades
eines Doktors der Philosophie (Dr. phil.)

dem

Fachbereich Germanistik und Kunstwissenschaften
der Philipps-Universität Marburg

vorgelegt von

Dorothea Heinig
aus Marburg

Marburg 2009

Vom Fachbereich Germanistik und Kunstwissenschaften der
Philipps-Universität Marburg als Dissertation angenommen am 16. Juli 2009

Tag der Disputation: 24. November 2009

Erstgutachter: Prof. Dr. Joachim Heinzle

Zweitgutachterin: Prof. Dr. Christa Bertelsmeier-Kierst

INHALTSVERZEICHNIS

Einführung	S. II
I. Historische Grundlagen - Zur Geschichte des Jagdrechts	S. 2
II. Kommentar zu Buch I - XVI	
Buch I	S. 40
Buch II	S. 45
Buch III	S. 50
Buch IV	S. 70
Buch V	S. 79
Buch VI	S. 89
Buch VII	S. 103
Buch VIII	S. 106
Buch IX	S. 125
Buch X	S. 130
Buch XI	S. 137
Buch XII	S. 139
Buch XIII	S. 146
Buch XIV	S. 148
Buch XV	S. 151
Buch XVI	S. 153
Anhang: Zur Semantik der Jagd in den Werken Wolframs	S. 155
III. Untersuchungen	
Einleitung	S. 163
1. Jagd und Herrschaft	S. 170
2. Jagd und höfische Erziehung	S. 209
3. Jagd und <i>minne</i>	S. 228
Literatur- und Abkürzungsverzeichnis	S. 247
Index	S. 276
Abbildungsverzeichnis	S. 281
IV. Abbildungen	S. 284

EINFÜHRUNG

Angesichts der bereits vorliegenden Gesamtkommentare sowie zahlreicher Teilkommentare zu Wolframs PARZIVAL bedarf es gewiß einer Erklärung, wenn die vorliegende Arbeit einen weiteren Beitrag zur Erklärung von Wolframs Roman leisten möchte. Geboten wird eine Kombination aus beidem, also ein begrenzter Gesamtkommentar - begrenzt nicht durch das Ende eines Buches oder eines in sich geschlossenen Handlungsabschnittes, sondern durch die Thematik der kommentierten Textpassagen.

Bei einer aufmerksamen Lektüre des PARZIVAL wird schnell auffallen, daß Wolfram immer wieder Jagdszenen beschreibt, seine Bilder und Metaphern aus dem Bereich der Jagd und hier oftmals der Beizjagd entnimmt und dabei ganz offensichtlich das Wissen seines Publikums um Vorgänge, Techniken und Fachtermini sowie die Freude an diesem adligen Zeitvertreib voraussetzen kann. Wie zahlreiche Untersuchungen gezeigt haben,¹ war die Jagd in all ihren Formen wichtiger Bestandteil adligen Lebens- und Selbstverständnisses und höfischer Repräsentation. Hieraus ergibt sich auch eine weitere Rechtfertigung dieses Kommentars, denn dem heutigen Leser sind jagdliche Techniken und Begriffe meist eher fremd, wird doch die Jagd auch heute nur von einem kleinen Personenkreis ausgeübt und ansonsten eher kritisch betrachtet (u.a. auch aus Gründen des Tierschutzes). Und so können auch Redewendungen wie »durch die Lappen gehen« gebraucht werden, ohne den Hintergrund der Treibjagd zu kennen, bei der das jagdbare Wild durch aufgehängte Tücher oder Lappen in eine bestimmte Richtung, hin zu den aufgestellten Schützen, gelenkt wird. Aus diesen anskizzierten Punkten ergibt sich dann auch der Aufbau der Arbeit.

Dem eigentlichen Kommentar vorangestellt ist als erster Teil der Arbeit eine Darstellung der historischen Grundlagen zur Geschichte des Jagdrechts und seiner Durchsetzung und Bewahrung durch die adligen Jagdberechtigten. Dieser Überblick konzentriert sich besonders auf die Zeit zwischen dem Beginn der Herrschaft der Karolinger bis etwa zum Jahr 1200, jedoch unter Miteinbeziehung der vorhergehenden Zeit der Völkerwanderung und der merowingischen Herrscher. Es zeigt sich, daß das Jagdrecht und die Errichtung von Forsten (also Gebieten, die der ausschließlichen, v.a. jagdlichen Nutzung des jeweiligen Herrschers vorbehalten waren) seit der

¹ Vgl. die Beiträge in: Jagd und höfische Kultur im Mittelalter.

merowingischen Zeit (die erste Forsturkunde datiert von 648) von den Königen streng geordnet und überwacht wurde. Die bis dahin geltenden Volks- und Stammesrechte (*Leges Barbarorum*) kannten diese Ausschließlichkeit noch nicht, denn es galt ein allgemeines Jagdrecht für alle Freie, regelten dafür aber Jagdvergehen wie Diebstahl von Jagdhunden, Beizvögeln und leibeigenen Jägern oder das gemeingefährliche Aufstellen von Fallen. Die übermäßig strenge Jagdgesetzgebung der angevinischen Könige in England wiederum ist nachgerade berüchtigt. Doch auch die Kaiser des Heiligen Römischen Reiches waren darauf bedacht, ihre Forsten und damit ihre Jagdreviere vor dem Zugriff Unbefugter zu schützen, sie zu pflegen und auszudehnen. Die Begehrlichkeiten der ambitionierten Reichsfürsten, die ebenfalls Einforstungen vorzunehmen versuchten, mußten abgewehrt werden, denn dies wurde als Angriff auf die Macht und Souveränität des Kaisers gewertet, als Anmaßung. Das Recht zur Jagd in den kaiserlichen Forsten blieb dem Kaiser vorbehalten, war Mittel zur Repräsentation der höfischen Kultur und demonstrierte Macht und herrscherliche Fähigkeiten. Auch in dieser Hinsicht war der Hof des Herrschers Vorbild für den Adel, der diesen Lebensstil begierig aufnahm und nach ähnlichen Privilegien strebte. Die Jagdlust wurde soweit verinnerlicht, daß hohe Geistliche, die oftmals dem Adel entstammten, immer wieder ermahnt werden mußten, diese zu zügeln. Gleichzeitig kam aus dem geistlichen Lager immer aber auch die schärfste Kritik der Jagd.

Diese historischen Gegebenheiten sollten als Hintergrund gedacht werden, vor dem der PARZIVAL auch gelesen werden kann. Hieraus ergibt sich entsprechend der Aufbau des Kommentars, der den zweiten Teil der Arbeit bildet. Er folgt fortlaufend dem Text und erklärt in Wort und Bild Jagdszenen und Jagdbilder, aber auch einzelne Begriffe und sprichwörtliche Redewendungen. Die verwendeten Abbildungen, v.a. aus dem Codex Manesse, ordnen die kommentierten Textpassagen in die höfische Lebenswelt ein, veranschaulichen aber auch Gegenstände und Techniken. Die Abschnitte zwischen den erklärten Textstellen werden durch die Nacherzählung der Handlung überbrückt, um den jeweiligen Kommentar nicht im freien Raum schweben zu lassen, sondern in den gesamten Roman einzubinden, einzuordnen und im Handlungszusammenhang seinen Platz zuzuweisen.

Aus dem Kommentar entwickelt sich der dritte Teil der Arbeit, die Untersuchungen zu den Themenbereichen ›Herrschaft‹, ›höfische Erziehung‹ und ›minne‹. Im Zusammenhang mit diesen drei Bereichen finden sich die allermeisten Jagdmotive bei Wolfram. Dabei wird zunächst darauf gesehen, wie Wolfram mit den jeweiligen Zusammenhängen umgeht und z. B. Verbindungen herstellt zwischen den jagdlichen Fähigkeiten und herrscherlichen Tugenden des jungen Königs Vergulaht, der unzeremoniellen Hirschjagd des jungen Parzival und seiner sonstigen Unbedarftheit oder

des Sperbers als Attribut des Minneritters Gramoflanz, der dennoch fest entschlossen ist, den Bruder der verehrten Dame zu töten. Dies wird ergänzt durch den Blick auf die zeitgenössischen Vorstellungen vom idealen Herrscher, die höfische Erziehung adliger junger Menschen oder den Ideen der höfischen Liebe, läßt aber auch eine weitere Einordnung der kommentierten Textpassagen zu und weitert damit den Kommentar aus, indem zusätzlich weitere Werke vergleichend herangezogen werden. Es zeigt sich, daß Wolframs Bilder und die Rückschlüsse, die der Leser/Zuhörer daraus ziehen kann, nicht isoliert dastehen, sondern sich in ähnlicher Form auch in den Werken anderer Dichter finden und zwar in allen Gattungen (Roman, Heldenepik, Lied, lehrhafte Dichtung). Auch dies ist ein Beweis dafür, wie tief die Jagd mit ihrer Bilderwelt in die Literatur der Zeit eingedrungen ist und gewiß vom Publikum immer wieder herausgehört, vielleicht auch eingefordert und dann mit Befall belohnt wurde.

Erschlossen werden alle drei Teile der Arbeit endlich durch ein Register der Fachbegriffe, der kommentierten Passagen des Parzival und der weiteren zitierten Texte - wofern sie jagdlich relevant sind.

I.

HISTORISCHE GRUNDLAGEN

DIE ENTWICKLUNG DES JAGDRECHTS

I.
HISTORISCHE GRUNDLAGEN
DIE ENTWICKLUNG DES JAGDRECHTS

Um ein besseres Verständnis der kommentierten Textpassagen zu ermöglichen und um sie gegebenenfalls auch historisch besser einordnen zu können, soll zunächst gezeigt werden, wie sich der Zusammenhang von Jagd und Herrschaft darstellt. Das besondere Augenmerk soll hier natürlich dem Jagdrecht als sichtbarem Ausdruck eines Herrschaftsanspruches und der Herrschaftsausübung gelten. Ein etwas ausführlicherer historischer Überblick soll den hierzu nötigen Hintergrund liefern.¹

Gleichzeitig soll gezeigt werden, in wie umfassendem Maße die Jagd zur adligen Lebenswelt gehörte und alle Bereiche des adligen Lebens berührte und beeinflusste (dies soll dann auch deutlich werden bei der Betrachtung der Themenkomplexe »zuht und hövescheit« und »minne«).

Bei der historischen Betrachtung des Jagdrechtes sind drei zeitliche Abschnitte zu trennen:

1. die spätgermanische Zeit kurz nach der Völkerwanderung als Zeit der *Leges*, der germanischen Volksrechte aus dem 5.-9. Jahrhundert,
2. das frühe Mittelalter ab der karolingischen Zeit, also dem 9. Jahrhundert, die von den großen Einfürstungen und dem Übergang vom allgemeinen Jagdrecht (also der Volksjagd) zur Königsjagd bestimmt wird,
3. die folgende Phase des hohen Mittelalters, in dem die vorhandenen Forsten auch

¹ Ich folge bei dieser Darstellung im wesentlichen Kurt Lindner: Die Jagd im frühen Mittelalter. Des weiteren sei verwiesen auf die Zusammenfassung in: Wald und Weidwerk II, S. 39-81 sowie die Aufsätze von M. Pacaut (Esquisse de l'évolution du Droit de Chasse au Haut Moyen Age, in: La Chasse au Moyen Age, S. 59-68) und Jörg Jarnut, neuerdings auch: Werner Rösener: Die Geschichte der Jagd. Kultur, Gesellschaft und Jagdwesen im Wandel der Zeit (bes. S. 74-251 zur Jagd im Mittelalter). Den neuesten Forschungsstand dokumentiert der von Werner Rösener herausgegebene Tagungsband »Jagd und höfische Kultur im Mittelalter«. Auf die einzelnen Beiträge wird im folgenden gesondert verwiesen. Weiterführend sei noch hingewiesen auf die Auswahlbibliographie zu den Themen Forst, Waldnutzung und Jagd in: Das Mittelalter 13/2 (2008), S. 8-11.

an Adlige geschenkt werden und ein Mittel der Kolonisation sind.

Für die germanische Zeit darf mit großer Wahrscheinlichkeit vom Recht des ›freien Tierfanges‹, d.h. des allgemeinen Jagdrechtes, ausgegangen werden, was durch die entsprechende Auffassung des römischen Rechtes bestätigt wird. Dieses Recht galt natürlich nur für Freie und Adlige, Unfreie und Sklaven waren, außer als Gehilfen, von der Jagd ausgeschlossen.²

Auch das spätrömische Recht³ geht vom Prinzip des freien Tierfanges aus, allerdings darf der Grundherr Vorkehrungen treffen, um das Betreten seines Besitzes zu verhindern. Beachten fremde Jäger diese Abgrenzungen nicht, so machen sie sich strafbar und können auf Schadensersatz verklagt werden. Das Tier als Jagdbeute ist *res nullius*, also Allgemeingut, und geht erst bei seiner vollständigen Ergreifung in das Eigentum des Jägers über, nicht aber, wenn es lediglich verwundet wurde oder allein durch Verfolgung. Aus diesem Grunde ist auch der Begriff des Wilddiebes dem römischen Recht unbekannt. Jagdberechtigt waren weiterhin allein freie römische Bürger, Sklaven konnten nur im Dienste ihrer Herren (also als Helfer oder Bedienstete oder auch schon als Berufsjäger) an der Jagd teilnehmen.⁴

Für die folgende Zeit der *germanischen Volksrechte*⁵ (*Leges Barbarorum*) muß ebenfalls allgemein vom Grundsatz des freien Tierfanges ausgegangen werden, wenn der

² Vgl. a. Jarnut, S. 767 und Rösener, S. 66.

³ *Corpus Juris Civilis*, eine 528-534 im Auftrag Kaiser Justinians I. zusammengestellte Sammlung des damals geltenden Rechtes durch den Justizminister Tribonianus (vgl. a. LMA III, Sp. 270-277).

⁴ Vgl. a. Lindner, S. 111, Anm.1 und S. 111-115 (ausführliche Darstellung des spätrömischen Jagdrechtes); Wald und Weidwerk II, S. 68.

⁵ Dies sind die Aufzeichnungen der deutschen Stammesrechte, die vom 5.-9. Jahrhundert erfolgten, Anlaß war die Berührung mit den Römern und ihren schriftlich fixierten Gesetzen. Nach den Unsicherheiten der Völkerwanderungszeit war dies der Versuch, das gesellschaftliche Leben zu regulieren; Prinz, S. 482-488 und Jarnut, S. 767-775. Den Anfang machten die Westgoten (sie waren dem römischen Einfluß am stärksten ausgesetzt), es folgten Burgunder und salische Franken. Dann erhielten die Ripuarier, Alamannen, Langobarden im 7., die Bayern im 8., die niederdeutschen Stämme erst am Anfang des 9. Jhdts. schriftliche Rechtsaufzeichnungen. Karl der Große ordnete auf dem Reichstag von Aachen 802 die Aufzeichnung der ungeschriebenen und die Revision der geschriebenen Stammesrechte an und veranlaßte so die Niederschrift des sächsischen, anglo-warnischen, friesischen und chamavischen Volksrechtes und die Neuredaktion der salischen und ripuarischen Volksrechte. Die Sprache der Volksrechte ist ein oft ungelinktes Latein, inhaltlich nimmt das Bußstrafrecht die erste Stelle ein, es folgen prozeßrechtliche und strafrechtliche Satzungen, Staats- und Kirchenrecht wird kaum berührt. Die Volksrechte (langobardisch, fränkisch, oberdeutsch) hatten noch bis ins 11. Jhd. Geltung; LMA V, Sp. 1802f.; ¹RGA IV, S. 441f.

Grundbesitzer nicht von seiner Seite Einschränkungen vornimmt. Es gilt, daß Grundrecht (d.h. das Eigentumsrecht des Grundbesitzers) und Jagdrecht einander noch nicht bedingen.⁶ Ähnliches gilt auch noch für das frühe Mittelalter: Es kann auch für diesen Zeitraum noch die Gültigkeit des freien Tierfanges angenommen werden.

Die erwähnten germanischen Volksrechte oder besser Königsrechte (denn der Herrscher - *princeps* - erscheint als Gesetzgeber) sind die wichtigsten Zeugnisse des frühmittelalterlichen Jagdwesens. Sie sind zunächst jeweils Stammesrechte mit ausgeprägten landschaftlichen Eigenarten und galten mit ihren Bestimmungen für die Angehörigen jeweils eines Stammes (Personalitätsprinzip), nicht etwa für alle Bewohner eines bestimmten Landstriches. In Ergänzungen wurden dann alle Bewohner miteinbezogen (Territorialprinzip).

Die Aufzeichnungen begannen zuerst bei den Stämmen, die auf römischem Boden siedelten oder anderweitig mit dem römischen Imperium in Berührung kamen. Das Vorbild des römischen Rechtes sowie neue politische und soziale Gegebenheiten, gewiß auch der Wunsch nach mehr Rechtssicherheit, waren die Beweggründe für die Fixierung germanischen Rechtes in lateinischer Sprache.

Bei den mitteleuropäischen germanischen Völkern begann die Aufzeichnung in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts (so etwa die *Lex Burgundionum* [auch *Lex Gundobada* genannt] nach 480). Vollendet wurde die Codifizierung unter Karl dem Großen (reg. 768-814) und Ludwig dem Frommen (reg. 814-840). Eine Ausnahme bilden hierbei die skandinavischen und isländischen Rechte, die erst ab dem 11. Jahrhundert bis zum 14. Jahrhundert aufgezeichnet wurden.

Das langobardische Recht erlaubt die Annahme des freien Tierfanges als Grundlage des frühmittelalterlichen Jagdrechtes. Den wesentlichen Bestandteil bildet der 643 von König Rothari erlassene *Edictus Rothari*,⁷ der im weiteren Verlauf durch einige kleinere Gesetze mehrfach ergänzt wurde. Bemerkenswert ist hierbei, daß kaum Einflüsse des römischen Rechts auszumachen sind, Inhalt und Rechtssprache weisen vielmehr auf altes germanisches Rechtsgut hin⁸ und bilden somit die wertvollste Quelle zur germanischen Jagdgeschichte.

⁶ Lindner, S. 107.

⁷ *Leges Langobardorum*: der *Edictus Rothari* ist das am 22. Nov. 643 unter Mitwirkung der Stammesversammlung erlassene Gesetzbuch König Rotharis († 652). Als Zusätze wurden dem *Edictus* die Gesetze seiner Nachfolger Grimoald, Liutprand, Ratchis und Aistulf angehängt, von denen die Gesetze Liutprands (713-735) besondere Beachtung verdienen. Auch diese Nachträge entstanden durch die Zusammenarbeit von König und Volk; LMA III, Sp. 1574f.; ¹RGa III, S. 134f.

Grundeigentum und Jagdrecht gehen hier nicht grundsätzlich zusammen. Der Jäger erwirbt schon mit der beginnenden Verfolgung Eigentumsrecht am Wild (und nicht erst mit der vollendeten Ergreifung und Erlegung wie im römischen Recht): Dies wird mit dem Begriff *Wildfolge* bezeichnet, der sich im römischen Recht nicht findet. Auch für den Fang von Greifvögeln galt eine vergleichbare Regelung: Wer ein Nest mit Jungvögeln entdeckte, erwarb sein Eigentumsrecht durch die Kennzeichnung des Horstbaumes und Anbinden der Jungvögel im Nest. Hier wie auch bei der Wildfolge scheint es sich um einen gemeingermanischen Grundsatz gehandelt zu haben. Ähnliche Regelungen finden sich auch im salfränkischen, norwegischen und schwedischen Recht. Alle Arten von Verstößen gegen die jagdrechtlichen Verordnungen werden grundsätzlich mit Geldbußen geahndet (daß es hier auch andere, wesentlich strengere Gesetze gab, wird ein späterer Blick auf die Verhältnisse in England zeigen).⁹

Andere Germanenrechte wie die *Lex Salica*¹⁰ (nach 507, in merowingischer und karolingischer Zeit mehrmals redigiert) und die *Lex Baiuvariorum* (um 802/803, der Entstehungsprozeß ist ähnlich dem der *Lex Salica*) schränken die Jagdmöglichkeiten auf fremdem Grund nicht ein. Das Prinzip des freien Tierfanges wird nicht besonders hervorgehoben, sondern als Gewohnheitsrecht stillschweigend vorausgesetzt. Als Wilddiebstahl gilt lediglich die Aneignung der *Beute* (also des bereits von einem anderen Jäger erlegten Wildes) sowie etwa auch der Diebstahl oder die Tötung bzw. Verletzung von Beizvögeln. Als Vergehen verfolgt wurde auch der Diebstahl oder die Verletzung von Hunden und leibeigenen Jagdbedienten. Ein genau gestaffelter Bußgeldkatalog deckte hier alle denkbaren Fälle ab.

Die *Lex Burgundionum*¹¹ (*Lex Gundobada*, um 517) z.B. beschäftigt sich in verschiedenen Artikeln mit dem unachtsamen Aufstellen von Fallen und dem Diebstahl von Beizvögeln und Jagdhunden.¹² Auch das gotische Recht in der altspanischen Fassung¹³

⁸ Lindner, S. 90

⁹ Lindner, S. 118f.

¹⁰ LMA V, Sp. 1931f.

¹¹ LMA V, Sp. 1928f.

¹² Lindner, S. 87f.

¹³ Der *Codex Euricianus* entstand 475/76 im tolosanischen Westgotenreich für die gotische Bevölkerung, 506 folgte die *Lex Romana Visigothiorum* oder *Breviarium Alaricianum* für die römischen Untertanen. Eine neue Redaktion und Vermehrung erfuhr die *Lex Visigothiorum* 681 durch Ervig, die späteren Handschriften haben noch eine Anzahl Novellen Egicas (687-702) aufgenommen. Diese Vulgata des Westgotenrechts galt für alle Untertanen und hat den Verfall des Reiches überdauert und sich auch unter der maurischen Herrschaft zum Teil als Recht der christlichen Bevölkerung behauptet. Im 13. Jhdt. wurde sie glossiert und als *fuero de Cordova* ins Kastilianische übertragen; ¹RGa III, S.136.

kennt Geldbußen in verschiedener Höhe bei schuldhafter Verletzung von Jagdhunden und Beizvögeln oder bei Entwendung.¹⁴ Andere Germanenrechte enthalten ebenfalls Artikel, in denen Jagdvergehen behandelt werden. So kennt z.B. das sächsische Recht Geldbußen für die Tötung von Jagdhunden der verschiedenen Rassen, die *Lex Baiuvariorum* (802/803) kennt zusätzlich noch Vergehen an Beizvögeln.¹⁵ Recht aufschlußreich ist der *Pactus Legis Salicae*: Er enthält neben den Bußbestimmungen für den Diebstahl von Jagdhunden und Beizvögeln auch Angaben über Fallentechnik und Wilddiebstahl. Neu ist die Aufnahme des Jägers im Artikel über gestohlene Knechte oder Unfreie. Der Berufsjäger als eigener Stand ist also schon so weit verbreitet, daß es für ihn eigener gesetzlicher Vorschriften bedarf, um die Rechte des Grundherren an seinen Jagdbediensteten zu schützen und zu sichern.¹⁶

Als Beispiel für die verhängten Geldbußen soll der erste Abschnitt des 33. Kapitels des *Pactus Legis Salicae*¹⁷ dienen, der sinngemäß lautet: »Wer etwas an Jagdbeute, Vogelwildpret oder Fischen stiehlt und verheimlicht, werde außer zu Wetersatz und Weigerungsbuße zu 1800 (600) Pfennigen gleich 45 (15) Schillingen verurteilt«. ¹⁸ »Diebstahl lag also stets dann vor, wenn durch begonnene oder vollendete Aneignung Eigentumsrechte an der Beute erworben waren. Wenn also jemand ein in einer Falle gefangenes oder durch einen Pfeil getroffenes Wild fand und dieses an sich nahm, ja, wenn das Wild nur von Hunden gehetzt war, dann lag Diebstahl vor, der mit 30 Schillingen zu büßen war. Rechtlich bedeutsam ist aber nun, daß einem solchen Vorfall die Entwendung der Jagdbeute vom Traggerüst oder aus der Wohnung gleichgesetzt wurde«. ¹⁹

Die große Wertschätzung, der sich die Beizjagd schon im frühen Mittelalter erfreute, wird auch deutlich in den Rechtsvorschriften, die sich speziell mit dieser Form der Jagd beschäftigen. So sind z.B. drei Schillinge an den rechtmäßigen Eigentümer zu

¹⁴ Lindner, S. 89f.

¹⁵ Lindner, S. 92f.

¹⁶ Lindner, S. 94 und S. 152; *Pactus Legis Salicae* X, § 6.

¹⁷ Der merowingische Teil *Lex Salica* (um 507), die von Teilen der Forschung in drei Abschnitte gegliedert wird: den erwähnten *Pactus Legis Salicae*, die frühkarolingische *Lex Salica* und die *Lex Salica Karolina*; LMA VI, Sp. 1612f.

¹⁸ Lindner, S. 126. Dabei muß aber bedacht werden, daß die geradezu drückende Strafe von 45 Schillingen nur dann verhängt wurde, wenn die schwerste Form des Diebstahls vorlag und die gestohlene Sache mit Hilfe eines Nachschlüssels oder durch Aufbrechen einer Tür aus einem verschlossenen Raum entwendet wurde. War diese Sache ein abgerichteter Beizvogel oder ein gezähmter, ebenfalls für die Jagd abgerichteter Hirsch, der dazu noch mit einem Zeichen des Eigentümers versehen war, so handelte es sich auch hier in erster Linie um schweren Diebstahl und erst nachgeordnet um einen Verstoß gegen Jagdgesetze; *Lex Salica*, S. 123.

¹⁹ Lindner, S. 127. Es handelt sich bei diesen Bestimmungen um Nachträge zum *Pactus Legis Salicae*.

entrichten, wenn ein angebundener Falke oder Habicht vom gekennzeichneten Horstbaum gestohlen wurde. Wurde ein Beizvogel vom Reck (der Sitzstange im Falkenhaus) gestohlen, betrug die Strafe schon 15 Schilling, denn ein solcher Beizvogel war ja schon abgetragen (d.h., man hatte schon mit der Ausbildung begonnen) und damit erheblich wertvoller. Die Strafe erhöhte sich auf das Dreifache, also 45 Schillinge, wenn ein unter Verschluss gehaltener Beizvogel entwendet wurde, denn dann kam ja noch strafverschärfend der schwerwiegendere Einbruch hinzu. Wurde der jagdlich weniger wertvolle Sperber gestohlen, waren nur drei Schillinge (nach dem *Pactus Legis Salicae*) bzw. sechs Schillinge (nach der *Lex Salica*) fällig. Ebenfalls wurden beim Diebstahl von zahmen Schwänen und Kranichen Geldbußen erhoben, denn diese Vögel wurden beim Abtragen der Beizvögel und beim Abrichten für die besonders anspruchsvolle Reiher- und Kranichbeize verwendet und besaßen somit auch einen gewissen Wert.²⁰

In der *Lex Burgundionum* wurde dem ertappten Dieb eine recht drastische Strafe angedroht: Der gestohlene Beizvogel durfte auf der Brust des Diebes sechs Unzen Fleisch atzen. Wollte der Übeltäter diese schmerzhafteste Prozedur (denn der Vogel schlug ja seine Krallen in die Brust des Bestraften, biß vielleicht sogar Fleisch aus den Wunden) abwenden, so mußte er an den Eigentümer sechs Schillinge bezahlen und weitere zwei Schillinge als Strafe.²¹

Die Geldstrafen, die die *Lex Ribuariorum*²² im Falle des Diebstahles vorsieht, fallen etwas niedriger aus: Für einen gestohlenen Nestling, also einen noch nicht flüggen Jungvogel, waren drei Schillinge zu bezahlen. Gehörte der Nestling zu einer Species, die für die Beize im hohen Flug - wie etwa ein Wanderfalke - geeignet ist, so verdoppelte sich die Strafe, denn diese Vögel wurden als wertvoller erachtet. Für einen bereits gemauserten Vogel schließlich, bei dem es sich sowohl um einen Wildfang als auch um einen abgetragenen und jagdbereiten Vogel handeln konnte - beides steigerte den Wert noch - waren zwölf Schillinge Strafe zu entrichten.²³ Besonders sorgfältig sind die möglichen Streitfälle in der *Lex Baiuvariorum* (803/803) geregelt. Hier hängt die Höhe des Bußgeldes von der Art des verletzten oder getöteten Beizvogels ab. Wer also z.B. einen auf Kraniche abgetragenen Falken tötete, sollte sechs Schillinge zahlen und einen gleichwertigen Beizvogel als Ersatz geben. Bei einem Habichtsweibchen waren drei Schillinge als Buße

²⁰ ²RGa II, S. 165.

²¹ *Leges Burgundionum*, S. 113, Nr. XCVIII (De acceptoribus); vgl. a. Grimm, *Rechtsalterthümer* II, S. 270, Nr. 5; ²RGa II, S. 165f.

²² Ein merowingisches Gesetzbuch, dessen Entstehung wahrscheinlich in die Regierungszeit Dagoberts I. (623-639) fällt; LMA V, Sp. 1929f.; Prinz, S. 487.

²³ ²RGa II, S. 166.

vorgesehen, bei dem kleineren Habichtsterzel, dem männlichen Vogel, nur einer. Ähnliches gilt auch für den *hapuh-hunt*, einen Jagdhund, der speziell zur Hilfe bei der Beizjagd abgerichtet war: Wurde er getötet oder verletzt, so mußte der Verursacher mit drei Schillingen büßen und darüberhinaus für einen gleichwertigen Ersatz sorgen.²⁴

Diese Eigentumsdelikte werfen auch ein Licht auf die Sonderstellung des königlichen Grundbesitzes. Der *Edictus Rothari* legt fest, daß derjenige, der aus einem Königsgehege einen Beizvogel entwendet, zwölf Schillinge zu zahlen hat. Lediglich sechs Schillinge sind hingegen zu zahlen, wenn aus dem Wald eines anderen ein Beizvogel von einem gekennzeichneten Horstbaum genommen wird.²⁵ So kennt auch die *Lex Ribuarica* bereits im 7. Jahrhundert die Unterscheidung zwischen Königswald und dem Wald eines Adligen, eines Klosters oder dem Gemeindewald - ein erster Hinweis auf die Sonderstellung des königlichen Besitzes.²⁶

Auf der Grundlage der ost- und westgermanischen Rechtsquellen entsteht somit zusammenfassend folgendes Bild des frühmittelalterlichen Jagdrechts: »Grundsätzlich herrschte freier Tierfang; die Schranken, die dem daraus entspringenden allgemeinen Recht der Jagdausübung durch jeden Freien auf Grund von Eigentumsrechten am Boden gesetzt gewesen sein mögen, hatten eine Anerkennung im Recht nicht gefunden«.²⁷

Im Geltungsbereich der *nordgermanischen Volksrechte* verhält es sich ähnlich wie in den *Leges* auf ehemaligem römischen Boden. Auch hier ist die Grundlage des herrschenden Jagdrechts das Prinzip des freien Tierfanges, daneben gibt es aber Bestimmungen, die dieses Prinzip einschränken. Dies könnte entweder auf eine andere Wirtschaftsform²⁸ hindeuten oder aber auch auf eine jüngere Rechtsentwicklung - wofür die Entstehung bzw. Fixierung am Ende des 13. Jahrhunderts spricht. So finden sich in den schwedischen Rechtsquellen zuerst Hinweise auf die Sonderstellung des Königs und die Einschränkung des freien Tierfanges (und damit der Übergang zu einer hochmittelalterlichen Rechtsauffassung). Es werden aber keine Begründungen für diese

²⁴ ²RGa II, S. 166; Lex Baiuvariorum, Titulus XXI,1 bzw. XX,6.

²⁵ ²RGa II, S. 167.

²⁶ Lindner, S. 128f.

²⁷ Lindner, S. 130; vgl. a. Rösener, S. 81-83.

²⁸ Es sei hier darauf hingewiesen, daß der schwedische Bauernstand stets eine freie Stellung einnahm, so daß sich so scharfe ständische Unterschiede wie in Mittel- und Westeuropa nicht ausbilden konnten. Schwedische Bauern konnten so auch frei wirtschaften und befanden sich nicht in Abhängigkeit von großen Grundherren, die z.B. Abgaben verlangen konnten oder ihren Grundbesitz gegen andere oder die Gemeinde abschotteten; vgl. a. LMA I, Sp. 1586-1589.

Einschränkungen gegeben, die z.B. im *Ostgötalag* (um 1290) formuliert werden.²⁹ Im *Uplandlag* (um 1296) schließlich wird der Zusammenhang von Grundeigentum und Jagdrecht hergestellt, das Prinzip des freien Tierfanges ist aufgegeben. Ausgenommen davon sind lediglich Wolf, Bär und Fuchs. Sie galten als Schädlinge und durften gejagt werden, wo man sie gerade antraf. In anderen schwedischen Landschaftsrechten (etwa dem *Södermannalag*, um 1325) ist sogar die ausdrückliche Verpflichtung festgelegt, sich an der Jagd auf diese Tiere zu beteiligen. Unterließ man dies, so war eine Geldbuße zu entrichten. Belohnt hingegen wurden erfolgreiche Jäger, denn sie hatten der Gemeinschaft einen Dienst erwiesen. Die Bestimmungen der norwegischen Gesetzestexte entsprechen denen der schwedischen.³⁰

EXKURS: JAGD- UND FORSTRECHT IN ENGLAND

Die für den Jäger recht günstigen Verhältnisse auf dem Kontinent können nur dann richtig eingeordnet werden, wenn zum Vergleich die Verhältnisse auf den Britischen Inseln herangezogen werden, denn die hier geltenden Jagdgesetze der angevinischen Könige sind in ihrer Strenge außergewöhnlich.

Die *angelsächsischen Gesetze* kennen schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts den Begriff des königlichen Forstbannes.³¹ Die ältesten jagdrechtlichen Bestimmungen finden sich im Gesetzbuch König Knuts II. (um 995-1035; König von Dänemark [seit 1018], England [als Knut I., seit 1016] und Norwegen [seit 1028]) aus dem ersten Viertel des 11. Jahrhunderts (das im wesentlichen das angelsächsische Recht König Edgars [reg. 959-975] bestätigte); 1018 erkannte er das Gesetzwerk König Edgars als verbindlich an.³² So besaßen die angelsächsischen Könige durchaus ausgedehnte Waldungen, der Forstbegriff (hierzu später) ist aber noch unbekannt. Jagdrecht und Jagdtechnik dieser Zeit tragen noch den Charakter der Volksjagd (im Unterschied zur

²⁹ Lindner, S. 131-143.

³⁰ Lindner, S. 143-150.

³¹ Lindner, S. 151.

³² Knut verfügte, daß sich das ganze Volk, Geistliche wie Laien, fest an die von Edgar verfügte Rechtsordnung halten möge (GdA I, S. 274). Im einzelnen schreibt er folgendes vor: »Von Jagd. Und ich will, daß jedermann seiner Jagd theilhaftig sei in Wald und Feld aus seinem Eigen. Aber jedermann vermeide meine Jagd, wo immer ich sie mit Forstbann umfriedet haben will, bei vollem Strafgelde« (GdA I, S. 366). Weiterhin soll auch ein Jagdverbot am Sonntag gelten: »Und der Jagdzüge und aller weltlichen Arbeiten enthalte man sich willig an dem heiligen Tage« (GdA I, S. 296). Die Jagd war also nicht Vorrecht eines Standes, sondern konnte von allen ausgeübt werden. Auch eine ausschließliche Bindung an das Grundeigentum ist nicht erkennbar. Nur der König nimmt seine umfriedeten Jagden von einem Eingriff aus; Lindner, S. 220; vgl. a. Kluxen, S. 20 und Rösener, S. 168.

späteren Königsjagd). »Bis zum letzten Drittel des 11. Jahrhunderts konnte die Jagd in England von allen Teilen der Bevölkerung ausgeübt werden, sofern nicht besondere Bestimmungen wie diejenigen für die Geistlichkeit entgegenstanden«.³³ Mit seinen jagdrechtlichen Bestimmungen steht Knut II. ziemlich allein da, denn keiner seiner Vorgänger wie Alfred der Große (reg. 871-899) oder Athelstan (reg. 924-939) noch nachfolgende Herrscher wie Harold Godwinson (reg. 1066) haben irgendwelche das Jagdrecht betreffende Gesetze erlassen.³⁴ Die Gesetze der Angelsachsen weisen übereinstimmend auf den freien Tierfang als allgemein gültiges Prinzip hin. »Selbst den Hintersassen scheint die Jagd freigestanden zu haben; Beschränkungen des Jagdrechtes bei Landschenkungen waren unbekannt«.³⁵ Diese Anfänge des englischen Forstwesens nehmen sich angesichts der Verordnungen der nachfolgenden normannischen Herrscher aber noch recht bescheiden aus.

Denn mit der Eroberung Englands durch Herzog Wilhelm von der Normandie (1066) verschwand die Volksjagd und an ihre Stelle trat die Königsjagd. Das Errichten von Forsten war schon seit langem Bestandteil des normannischen Rechts (im Gegensatz zur angelsächsischen und dänischen Gesetzgebung auf englischem Boden). Dem englischen Forstwesen kommt ab jetzt eine besondere Bedeutung zu, da seine rechtlichen und wirtschaftlichen Auswirkungen zu heftigen jahrhundertelangen Auseinandersetzungen zwischen Herrscher und Volk führten »und somit zu einem der wichtigsten Kapitel der englischen Verfassungsgeschichte wurde«.³⁶ Jagd- und Forstrecht dienen also nicht nur der Sichtbarmachung und Verfestigung der königlichen Macht und Herrschaft, seine spätere Aufweichung spiegelt auch das Schwinden von Macht wieder.³⁷

Das sich ab dem Jahr 1066 in England entwickelnde Forstwesen ist normannischen und damit letztlich merowingisch-fränkischen Ursprungs, denn es kann als gesichert gelten, daß die ursprünglich merowingisch-karolingische Institution des Forstes auch in der Normandie Gültigkeit hatte. Die normannischen Herzöge bedienten sich ihrer, um ihre Macht zu verstärken und führten sie folgerichtig auch in ihrem neuen Herrschaftsbereich England ein.³⁸

³³ Lindner, S. 220.

³⁴ Lindner, S. 220.

³⁵ Lindner, S. 220.

³⁶ Lindner, S. 219.

³⁷ Zum Jagd- und Forstrecht als Spiegel der Machtbefugnisse und der Souveränität des Herrschers vgl. a. Lindner, S. 225 (besonders zur Veränderung der Machtverhältnisse in England nach dem Erlass der Magna Charta im Jahr 1217, die die königlichen Befugnisse auch auf diesem Gebiet einschränkte).

³⁸ Vgl. a. Lindner, S. 222-224 zum Forstwesen in der Normandie, das bei den

Wilhelm I. der Eroberer (1027-1087, reg. ab 1066) errichtete alsbald in allen Teilen Englands Forsten. Dabei beschränkte sich der König (ebenso wie seine Nachfolger) keineswegs nur auf bestimmte Gebiete wie etwa die Krongüter. Zu Forsten wurden Kulturland und Dörfer ebenso erklärt wie bewaldete Gebiete. Unter das Forstrecht konnten private Grundbesitze ebenso fallen wie königlicher Besitz. Maßgeblich war allein das von den normannischen Herrschern ausschließlich beanspruchte Jagdrecht in ihrem gesamten Herrschaftsbereich. Es war aber nicht so sehr der Vorgang der Einforstung selber, der den Widerstand der Bevölkerung hervorrief, sondern die durch die Einführung neuer Rechtsvorschriften auftretenden Lasten und Beschränkungen. Gelegentlich wurden nämlich bei der Einrichtung eines neuen Forstes sogar ganze Dörfer niedergelegt, um eventuell aufkommende Wilderei zu unterbinden.³⁹ Wer weiterhin innerhalb der Forsten leben durfte, hatte z.B. kein Jagdrecht mehr. Sogar das Töten von Wild zur Abwehr, wenn etwa durch Rot- oder Schwarzwild Felder verwüstet wurden, stand unter Strafe, Hunde mußten gelähmt werden, was z.B. bei Hütehunden natürlich deren Brauchbarkeit stark einschränkte. Dabei wurde nicht nur die bäuerliche Bevölkerung behindert, sondern auch der Adel war in seinem Jagdrecht nicht mehr so frei wie vor 1066: So beanspruchte etwa König Heinrich I. Beauclerc (1068-1135, reg. ab 1100) für sich das ausschließliche Recht der Hetzjagd auf Rotwild, die Adligen konnten diese Jagd auch auf ihren eigenen Besitzungen nur per Sondererlaubnis des Königs ausüben. Auch bei Landschenkungen an Klöster behielt sich der König das Jagdrecht auf Rotwild und Wildschweine vor. Die Strafen, die Heinrich I. und seine Nachfolger auf Wilddiebstahl setzten, waren unverhältnismäßig grausam. So setzte Wilhelm I. als Strafe für gewildertes Rotwild Blendung oder Kastration⁴⁰ fest, sein Nachfolger Wilhelm II. Rufus (1056-1100, reg. ab 1087) bestrafte Wilddiebe sogar mit dem Tod. Unter Heinrich I. stand auf Diebstahl eines Hirsches ebenfalls Blendung oder Verlust der Hand, außerdem konnte das Vermögen des Wilddiebes eingezogen werden.⁴¹ Dazu

Betroffenen oftmals zu heftigem Widerstand führte; vgl. a. Rösener, S. 169.

³⁹ Ein Beispiel ist der New Forest, wo Kirchen und Dörfer aufgegeben werden mußten, um sie wieder den wilden Tieren zu überlassen (*a feris habitari fecit*; du Cange III, Sp. 351cf.).

⁴⁰ Die besondere Liebe Wilhelms I. galt dem Rotwild, das er wie ein Vater liebte; Anglo-Saxon Chronicle I, S. 355 und II, S. 190.

⁴¹ Lindner, S. 223-225. Diese harten Körperstrafen stießen aber schon bei den Zeitgenossen auf scharfe Kritik, v.a. bei Angehörigen des Klerus. Als ein Beispiel soll eine Äußerung Petrus' von Blois (1130/35-1211/12) dienen. Er war Archidiakon von Bath und später von London, Kanzler des Erzbischofs Richard von Canterbury und Diplomat u.a. in Diensten Heinrichs II. von England. In seinem *Canon Episcopalis id est Tractatus de institutione Episcopi* (Sp. 1110) wendet er sich gegen die unmenschlichen englischen Jagdgesetze. Besonders die Verstümmelungsstrafen, mit denen Wilderei geahndet wird,

gaben die Inspektionsgänge der Jäger, Falkner und Forstbeamten - also der Angestellten des König - Anlaß zu Klagen und es kam oftmals zu Mißhandlungen dieser Bediensteten (was mit hohen Geldbußen geahndet wurde). Einige wurden sogar ermordet - ein Beweis für die Haßgefühle, die den neuen Jagdgesetzen und deren Ausführenden entgegengebracht wurde. Ein solches Forst- und Jagdrecht war im England vor 1066 unbekannt und diese rechtlichen Neuerungen eines neuen fremdem Herrschers riefen unter allen Teilen der alteingesessenen Bevölkerung großen Unwillen hervor.⁴²

Eine gewisse Erleichterung gab es erst unter der Regierung Heinrichs II. Kurzmantel (1133-1189, reg. ab 1154), der zwar 1176 die Forstverfassung Heinrichs I. erneuerte und die eingeforsteten Gebiete zu ihrer größten Ausdehnung erweiterte, Vergehen gegen die Forstgesetze aber insgesamt milder bestrafte. Tod oder Verstümmelung als Strafen waren nicht mehr vorgesehen.⁴³ Das Wild, v. a. Reh- und Rotwild spielte zu dieser Zeit eine wichtige Rolle als Geschenk an Lehnslleute sowie weltliche und geistliche Würdenträger, um deren Wildparks (ebenfalls ein königliches und dann auch adliges Statussymbol) zu besetzen.⁴⁴ Auch an andere Herrscher wurde lebendes Wild verschenkt, z.B. sandte Heinrich II. seinem Verwandten, dem Grafen Philipp von Flandern, mindestens viermal Wild, u.a. Damwild (nachgewiesen in den Abrechnungszeiträumen 1164/65, 1166/67, 1170/71 und 1178/79).⁴⁵ Im Jahr 1183 war König Philipp II. Augustus von Frankreich der Empfänger eines Geschenkes von Hirsch-, Reh- und Damwild für den neu

erregen seine Abscheu. Menschen werden kastriert, man schlägt ihnen Hände oder Füße ab oder blendet sie. Es wird also der Mensch, der ja nach dem Ebenbild Gottes geschaffen wurde, auf grausame Weise verstümmelt (man könnte sogar folgern, daß dadurch Gottes Schöpfung verhöhnt wird). Petrus von Blois, Brief 95, Sp. 1097-1112. Zu Petrus von Blois vgl. a. LMA VI, Sp. 1963f.; zur Kritik an den Jagdgesetzen vgl. a. du Cange III; Sp. 351bf.; zum englischen Forstwesen vgl. a. LMA IV, Sp. 661f.

⁴² Vgl. a. Lindner, S. 223-225. Daß der erste normannische König schwere Jagdunfälle erlitt, konnte so durchaus als ausgleichende Gerechtigkeit angesehen werden. Auch die beiden ältesten Söhne Wilhelms, Richard und Wilhelm II. Rufus, verunglückten tödlich auf der Jagd (im Falle Wilhelms kann man evtl. von einem Mordanschlag Heinrichs I. ausgehen; vgl. Lindner, S. 225).

⁴³ Um 1185 entstanden die *Constitutiones de foresta*, der Forstrechtsakt eines unbekannten Verfasser (des sog. Pseudo-Cnut), der den Traktat aber dem König Knut I. (s.o.) zuschreibt. Dies ist offensichtlich aus politischen Gründen geschehen, um dem allgemein verhaßten Forstrecht einen Anschein von Altherwürdigkeit zu verleihen: Einziger Zweck ist die Verteidigung des königlichen Forstes. Daher ist der Quellenwert des Pseudo-Cnut auch ganz gering, da juristisch nicht aussagekräftig. Von Interesse ist lediglich die dahinterstehende politische Absicht: Der Verfasser war wohl ein hoher Forstbeamter aus adliger Familie, der die Privilegien seines Standes, der Kirche sowie der Förster zu verteidigen und festigen suchte, GdA I, S. 620-626; GdA III, S. 335-339; Lindner, S. 228f.; vgl. a. Holt, S. 205.

⁴⁴ Schröder, S. 157-159 und ausführlich S. 160-165.

instandgesetzten königlichen Wildpark in Vincennes. Der eigentlich eher geringe Wert der Tiere wurde gesteigert durch den komplizierten Transport der lebenden Wildtiere von England nach Frankreich - ein Beweis für die administrativen Fähigkeiten des englischen Königs.⁴⁶ Sein Sohn Richard I. Löwenherz (1157-1199, reg. ab 1189) schaffte schließlich zunehmend die Körperstrafen ab, an deren Stelle Kerkerhaft trat. Unter Heinrich III. (1207-1272, reg. ab 1216) wurden 1217 in der *Charta de foresta* die grausamen Strafen an Leib und Leben für ein Jagdvergehen endgültig aufgehoben und an ihre Stelle Freiheits- oder Geldstrafen gestellt. Mit dem Inkrafttreten der *Magna Charta* 1215 findet dieser Abschnitt der englischen Jagdgeschichte sein Ende: Grundeigentümer konnten nun wieder frei über ihre Jagd verfügen, die Bauern wurden weniger eingeschränkt (und waren besser geschützt - was auch den Grundherren zugute kam), die Strafen für Jagdvergehen waren mäßiger.⁴⁷

Die *Magna Charta* beschränkte also nicht nur die Macht des Königs, sondern stärkte auch die Position des Adels und der Bauern im allgemeinen. Diese Machtverschiebung fand ihren Niederschlag unter anderem auch in der geänderten Jagdverfassung. Die Verbindung von königlicher Macht und dem Recht der alleinigen Jagd ist hier also ganz offensichtlich und in einem Gesetzestext greifbar. Folgerichtig geht die Aufweichung der königlichen Gewalt einher mit der Einschränkung des königlichen Jagdrechts. Schließlich verlor die Krone dadurch eine jagdrechtliche Vorzugsstellung, die nicht nur allein dem Vergnügen des Königs diente. Man darf nicht außer acht lassen, daß die Krone damit auch Forsteinnahmen verlor (denn auch Wildbret und Decken hatten zu dieser Zeit eine wirtschaftliche Bedeutung), die sonst das königliche Budget ausglich. Bei den Auseinandersetzungen um das Jagdrecht ging es also auch um ganz handfeste ökonomische Interessen, denn die in der *Magna Charta* bzw. der *Charta de foresta*⁴⁸

⁴⁵ Schröder, S. 165-169.

⁴⁶ Schröder, S. 169-172.

⁴⁷ Rösener, S. 174-176; zur Forstpolitik Heinrichs II. vgl. a. Schröder, S. 149-154.

⁴⁸ Die *Magna Charta Libertatum*, die König Johann I. Ohneland 1215 auf Druck seiner Barone und angesichts eines drohenden Bürgerkrieges bestätigen mußte, enthält in den Artikeln 44, 47 und 48 Bestimmungen zum Forstrecht. Die Freiheitsurkunde wurde 1216 mit Änderungen und v.a. Auslassungen nochmals redigiert, weitere Änderungen wurden in der Redaktion von 1217 vorgenommen. Eine weitere Redaktion der *Magna Charta* wurde 1225 zur Volljährigkeit König Heinrichs III. (1207-1272, reg. ab 1216) erarbeitet und dies ist die endgültige und verbindliche Fassung (Abdruck bei Bémont, S. 26-39 [lat.] und Holt, S. 316-337 [lat. mit engl. Übersetzung]; Abb. bei Holt, Tafel II und IIa).

Die Artikel, die sich mit Jagd und Forsten beschäftigten, wurden alsbald herausgenommen und zur eigenständigen *Charta de foresta* (erlassen am 6. Nov. 1217) ausgearbeitet. Sie bedeutete einen Wendepunkt in der englischen Forstgeschichte, denn die Rechte der Krone wurden stark beschnitten (Holt, S. 205f.). So wurden z.B. alte Inforestationen der Könige Heinrich II., Richard Löwenherz und Johann Ohneland

gemachten Zugeständnisse wirkten sich verheerend auf die königlichen Finanzen aus. Die schon in der *Magna Charta* gemachten Versprechungen zur Aufhebung von Inforestationen wurden, wenn überhaupt, nur so zögerlich erfüllt, daß sich Unzufriedenheit bei der gesamten Bevölkerung einstellte und besonders die Bauern hinsichtlich ihrer jagdrechtlichen Stellung keineswegs zufrieden sein konnten. Die Forstgesetze, die Richard II. (1367-1400, reg. 1377-1399) erließ, gestanden das Recht zu jagen jedem zu, der über einen bestimmten Besitz an Grund und Boden verfügte. Das Jagdrecht ging also vorzugsweise an den grundbesitzenden Adel, auch wenn es unter Heinrich VIII. (1491-1547, reg. ab 1509) sowie Jakob I. (1566-1625, reg. ab 1603) und Karl I. (1600-1649, reg. ab 1625) Versuche gab, die Forstgesetze zugunsten der Krone zu ändern.⁴⁹

In Frankreich dagegen verlief die Entwicklung genau entgegengesetzt. Bis ins 13. Jahrhundert hatten die Könige keine jagdrechtlichen Vorteile, die großen ehemals königlichen Jagdgehege der Karolingerzeit befanden sich im Besitz des Adels.⁵⁰ Wie in England litt auch in Frankreich die Landbevölkerung schwer unter den Übergriffen der Jäger (hier also denen des Adels). Neue Einforstungen wurden aber verhindert, da der Landwirtschaft dadurch zu großer Schaden zugefügt worden wäre. Nur jene Gehege sollten Bestand haben, die schon seit undenklichen Zeiten existierten, neue Gehege sollten nur vom König eingerichtet werden können. Die Krone versuchte zwar so, die Landbevölkerung vor den Auswirkungen der adligen Jagdleidenschaft zu schützen, beanspruchte aber gleichzeitig die Jagdrechte des Volkes für sich. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts waren nur Adel und Krone jagdberechtigt. In der Folge beanspruchte aber die Krone das ausschließliche Jagdrecht, und unter Ludwig XI. (1423-1483, reg. ab 1461) wurde die Jagd tatsächlich zu einem ausschließlich königlichen Vergnügen und Privileg. Ohne die Erlaubnis des Herrschers durfte niemand mehr, auch kein Angehöriger des Adels, jagen.⁵¹ Zu Lasten der bäuerlichen Bevölkerung wurden ausgedehnte Jagdreviere eingerichtet, die neben allen anderen Bedrückungen natürlich auch immensen Wildschaden für das Kulturland

aufgehoben, wofern es sich nicht um Krongüter handelte (Holt, S. 274f.; *Charta de foresta*, Art. 3 und *Magna Charta*, Art. 47 und 53). In Art. 11 wird dagegen Erzbischöfen, Bischöfen, Grafen und Baronen, die einen königlichen Forst durchqueren, die Gnadenjagd (ein gnadenhalber auf Zeit verliehenes Jagdrecht, DRWb IV, Sp. 979; Wald und Weidwerk II, S. 69) erlaubt, wobei ein bis zwei Stücke Wild (*capere unam bestiam vel duas*) erlegt werden durften (Abdruck bei Bémont, S. 64-70 und Holt, S. 359-362); vgl. a. Landau, S. 75-77.

⁴⁹ Lindner, S. 232.

⁵⁰ Vgl. dazu die unten folgenden genaueren Ausführungen zur Entwicklung des Forstbegriffs, zu den Besonderheiten der französischen Verhältnisse vgl. a. G. de Gislain: L'évolution du droit de garenne au Moyen Age, in: La Chasse au Moyen Age, S. 37-58.

⁵¹ Wald und Weidwerk II, S. 81.

bedeuteten. So waren schließlich die Übergriffe der königlichen Jagden und die zu leistenden Frondienste mit ein Grund für den Ausbruch der französischen Revolution. Erleichterung gab es mit dem Gesetz vom 11. August 1789, in dem die französische Nationalversammlung neben anderen feudalen Vorrechten auch das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden entschädigungslos aufhob und den Grundeigentümern das Jagdrecht auf ihrem Grundstück gab.⁵²

*

Schon dieser kurze historische Überblick hat gezeigt, welche Auswirkungen das Jagdrecht auf die Gesetzgebung und Verfassungsgeschichte eines Landes haben kann (wie das Beispiel Englands deutlich macht); auch die Ereignisgeschichte (siehe das Beispiel Frankreich) kann beeinflusst werden. Das auf den ersten Blick vermeintlich unpolitische Vergnügen gekrönter Häupter und einer adligen Oberschicht reicht mit seinen Folgen in alle Bereiche der Gesellschaft und war Mittel zur Repräsentation und Machtpolitik, sowohl des einzelnen Herrschers⁵³ als auch eines ganzen Standes, etwa des Adel oder auch der Bürger und Bauern, die ebenfalls das Jagdrecht für sich beanspruchten, wenn es zu Aufständen wie den Bauernkriegen und Revolutionen wie im Jahr 1848 kam.

In den vorausgegangenen Ausführungen über das Jagdrecht im mittelalterlichen England und Frankreich war schon die Rede vom *Forst* - ein Begriff, der nun im folgenden ausführlicher dargestellt werden soll. Mit ihm ist die Bestrebung nach Sichtbarmachung zunächst königlicher und kaiserlicher Macht- und Herrschaftsansprüche eng verbunden und wird auch ganz konkret greifbar. Später werden auch Territorialfürsten versuchen, auf diese Weise ihre Macht deutlich zu machen und auszuüben.⁵⁴ Im späten Mittelalter endlich werden dann auch die politisch mächtiger werdenden Städte zu Forst- und

⁵² Lindner, S. 231-233; Eckardt, S. 169.

⁵³ Schröder, S. 41-45.

⁵⁴ »Zur Zeit Friedrichs II. waren die Rechte der königlichen Gewalt, welche von den Fürsten, Grafen und Herren ursprünglich als Amt ausgeübt wurden, an den Besitz gewisser Territorien geknüpft, erblich geworden. Die Bischöfe und reichsunmittelbaren Abteien hatten diese Rechte ebenfalls zu den Ländereien ihrer Kirchen erworben. Die Herren dieser Territorien, die Landesherren, wie man bald sagte, übten nun die fraglichen Befugnisse kraft eigenen Rechts, sie waren Inhaber der hohen Obrigkeit und der hohen Gerichtsbarkeit, deren Ausübung früher zum Grafenamte gehörte. Sie hatten nun Macht genug, Jagdrechte ohne den Königsbann zu schützen, und auf Jagdfrevel wurden bald ganz andere, strengere Strafen angewendet, als die alte Wildbannstrafe der 60 *solidi*, die von armen Leuten nicht einmal beigetrieben werden konnte. Außerdem kam man zu der Ansicht, daß zu den auf die Landesherren übergegangenen Regalien auch die Jagd

Waldbesitzerinnen.⁵⁵

Die erste *Forsturkunde* stammt aus dem Jahr 648:⁵⁶ In ihr stiftet der Merowingerkönig Sigibert III. (629-656, reg. ab 633) die Abteien Stavelot und Malmedy (heute in Belgien) und stattet sie großzügig mit Grundbesitz aus. In diesem Zusammenhang taucht auch zum erstenmal das Wort *forestis* auf, unter dem hier die gesamten Ardennen⁵⁷ inbegriffen sind. In einer etwa zeitgleichen (644) Urkunde⁵⁸ werden die Ardennen aber auch als *silva* bezeichnet und auch hier ist das gesamte Gebiet gemeint. Warum hier das neue Wort *forestis*⁵⁹ benutzt wird, ist zunächst nicht ersichtlich, aber zweifellos sollte hier etwas Neues zum Ausdruck gebracht werden, das durch *silva* nicht erfaßt wurde. Beidemal aber wird ein dem König gehörendes Gebiet benannt und es ist zusätzlich auch von wilden Tieren die Rede, die das als *forestis* bezeichnete einsame Gebiet bewohnen.⁶⁰ Da dieses Areal wegen seiner größtenteils urwaldartigen Beschaffenheit landwirtschaftlich nicht übermäßig ertragreich gewesen sein kann, stellte es folglich auch keinen bedeutenden wirtschaftlichen Wert dar. Wenn die merowingischen Herrscher den Ardennen trotzdem eine so große Aufmerksamkeit schenkten, so ist dies wohl ihrer Jagdleidenschaft zuzuschreiben. Um sich dieser ungestört widmen zu können, behielten sie sich diesen Distrikt als ihr persönliches Jagdrevier vor und erklärten ihn zum *Forst*. »Das Wort *forestis* hat offensichtlich von Anfang an eine spezifisch jagdliche, und zwar eine jagdrechtliche Bedeutung gehabt. Es brachte zum Ausdruck, daß der Forstbezirk der einem jeden Freien zustehenden Jagdnutzung entzogen und dem König oder dem mit dem Forst begabten vorbehalten war. Somit steht *forestis* den jagdrechtlichen Grundsätzen der frühmittelalterlichen Germanenrechte ganz und gar entgegen«.⁶¹ Woher aber die merowingischen Könige die Berechtigung zur Inforestation (d.h. der Errichtung eines

gehöre«; Roth, S. 268.

⁵⁵ Wald und Weidwerk I, S. 161f.; Küster (1998), S. 133-142.

⁵⁶ ²RGa IX, S. 356; Zotz, S. 95; Die Urkunden der Merowinger, Nr. 81, S. 205-207, hier S. 206: *in foreste nostra nuncupante Arduinna*.

⁵⁷ Die Fortsetzung des Rheinischen Schiefergebirges, die sich durch Südbelgien, Luxemburg und Nordfrankreich erstreckt, das bevorzugte Jagdrevier der merowingischen und fränkischen Könige; vgl. a. Rösener, S. 96 und bes. Müller-Kehlen, S. 67-73 und 99-110.

⁵⁸ Die Urkunden der Merowinger, Nr. 80, S. 202-204, hier S. 204: *in terra nostra silva Ardenense*.

⁵⁹ Zur Herkunft und Geschichte des Wortes *forestis* bzw. *Forst* vgl. ²RGa IX, S. 345-348, bes. S. 346f.; Wald und Weidwerk II, S. 69; Niermeyer (mit den verschiedenen Bedeutungen), S. 580f.

⁶⁰ Lindner, S. 162.

⁶¹ Lindner, S. 164.

Forstes) nahmen, ist nicht genau zu erklären.⁶² Ein Grund mag das Erstarken der königlichen Macht gewesen sein. Hier steht nun dem Gewohnheitsrecht der germanischen Stämme das merowingische (und dann fränkische) Königsrecht gegenüber.

In den Urkunden der merowingischen Herrscher des 7. Jahrhunderts werden die Begriffe *forestis* und *silva* nebeneinander verwendet. Dies bestätigt den jagdrechtlichen Charakter von *forestis*, denn es werden durch diese beiden Bezeichnungen die unterschiedlichen Nutzungsformen charakterisiert: *forestis* bezieht sich auf das Jagdrecht und alle anderen Nutzungsrechte,⁶³ während *silva* Grund und Boden (also die Immobilie) definiert. Wald (*silva*) und Forst (*forestis*) werden zwar schon als unterschiedliche Begriffe gesehen, aber noch nicht vollends genau definiert bzw. voneinander getrennt, es bleibt eine gewisse Unklarheit.⁶⁴ Fest steht aber, daß jagdliche Beweggründe für die Errichtung von Forsten bestimmend waren und der jagdrechtliche Charakter von *forestis* das Wesentliche dieses neuen Begriffes war, der so eine neue Sache bezeichnete.

Um *forestis* und *silva* noch genauer definieren zu können, sind die Quellen aus karolingischer Zeit wesentlich hilfreicher, da sie eindeutiger formuliert sind.⁶⁵ Auch für die karolingischen Herrscher war die Jagdleidenschaft ein Antrieb, sich geschützte Jagdreviere zu schaffen, »in erster Linie aber sahen sie im Forstbann eine willkommenen Gelegenheit, die Kronrechte durch die praktische Anwendung des Regalitätsprinzips zu festigen und nennenswert zu erweitern. Ihnen war das Recht zur Inforestation ein Instrument der politischen Staatsführung«.⁶⁶ Zusätzlich erhoben die karolingischen Herrscher auch Eigentumsanspruch auf herrenlosen Grund, Wüstungen und Gewässer.⁶⁷

Nun bezieht sich *forestis* in den Urkunden Karls des Großen und seiner Nachfolger⁶⁸ ausschließlich auf die dem König vorbehaltene Jagd. Verschenkte der Kaiser Grund - etwa an ein Kloster - so wurde dieses Gebiet *silva* genannt und eine zusätzliche Jagderlaubnis ausdrücklich erteilt.⁶⁹ Wurde ein Gebiet *forestis* genannt, so bezeichnet dies

⁶² Vgl. a. Gareis, S. 45 (Anm. zu *nostrae silvae*) und Jarnut, S. 777 mit dem Hinweis auf das Bodenregal.

⁶³ Nicht die Jagdberechtigung allein, sondern allgemein ein exklusives Nutzungsrecht, die »Ausgrenzung nichtberechtigter Personen kommt in *forestis* zum Ausdruck«; Zotz, S. 98f.

⁶⁴ Lindner, S. 166-169; vgl. a. du Cange III, Sp. 350a-352a; Jarnut, S. 776-780 und Jeitler, S. 13-15 und 22f..

⁶⁵ Vgl. a. Jarnut, S. 780-798.

⁶⁶ Lindner, S. 169f.

⁶⁷ Wald und Weidwerk II, S. 68, 128.

⁶⁸ Vgl. Lindner, S. 173f.

⁶⁹ Wald und Weidwerk II, S. 69. Schenkungen an Klöster waren in den allermeisten Fällen Präkarien (*precaria*), dem Schenker selbst und oft auch noch seinen Nachkommen

ein ausschließliches Nutzungsrecht, das durch einen Zusatz als Jagd- und/oder Fischereirecht gekennzeichnet wurde. Endgültige Klarheit bringt aber erst das CAPITULARE DE VILLIS⁷⁰: *silva* steht hier stets dann, »wenn es sich um einen Wald in einem außerjagdlichen Zusammenhang handelt«, *forestis* dagegen hat einen spezifisch jagdlichen Charakter und steht immer dann, wenn sich die Anweisungen auf Jagd, Wild oder die königlichen Reviere beziehen.⁷¹ Zur gleichen Zeit entsteht auch der Begriff des Wilddiebstahls, nämlich die unberechtigte Aneignung von jagdbarem Wild als Definition eines Straftatbestandes und damit als »Ausdruck eines ausschließlichen Jagdrechtes«.⁷²

Mit Hilfe der Urkunden der merowingischen und karolingischen Herrscher als Beleg konnte die Genese des juristischen Begriffes Forst/*foresta* ausführlich dargelegt werden. Bleibt nun noch die Frage nach dem *Recht* zur Inforestation. Es liegt allein beim König,⁷³ eine Inforestation (also die Einrichtung eines Bannforstes) vorzunehmen. Forsten wurden durch königlichen Akt geschaffen (*forestum facere*),⁷⁴ das Recht dazu ist Majestätsrecht und bleibt dies auch bis zur Errichtung der Landeshoheiten und der Machtentfaltung der Territorialfürsten im 12. Jahrhundert.⁷⁵ Auf Verletzung dieses Forstbannes konnte durchaus die Verhängung des Königsbannes⁷⁶ stehen. Die politische

blieb das Nutzungsrecht an seinem Eigentum gegen eine Zinszahlung erhalten, das Kloster hatte nur beschränkte Rechte. Ein eventuell bestehendes Jagdrecht würde durch eine Schenkung also nicht eingeschränkt; Goetz, S. 201f.; HRG III, Sp. 1885f.; LMA VII, Sp. 170f.

⁷⁰ Die Verordnung Karls des Großen zur Verwaltung der karolingischen Krongüter, erlassen im letzten Jahrzehnt des 8. Jahrhunderts, festgehalten zwischen 792/93 und 802/03, erhalten in einer Handschrift aus der Zeit zwischen 825 und 850 (Wolfenbüttel, Herzog-August-Bibliothek, Cod. 254 Helmst., f. 12v-16r). Die festgelegte Verwaltungsordnung ist aus der Sicht der Versorgung des reisenden Königshofes zu verstehen. In der Liste der Unterbeamten sind auch die *forestarii* erwähnt sowie ihre Befugnisse genau festgelegt; RGA IV, S. 336f.

⁷¹ Lindner, S. 175; CAPITULARE DE VILLIS, § 36.

⁷² Lindner, S. 176.

⁷³ Lindner, S. 176f. über ein Kapitular Ludwigs des Frommen aus der Zeit um 818/19 und eine Antwort von 826; Capit. Reg. Franc. I, Nr. 140, Art. 7, Nr. 141, Art. 22 und Nr. 155, Art. 3 und Art. 6; Wald und Weidwerk II, S. 69. Vgl. a. Gareis, S. 45 (Anm. zu *nostrae silvae*) mit dem Hinweis auf das Bodenregal.

⁷⁴ Vgl. a. DRWb III, Sp. 636f.: Lat. *forestare* (dt. *forsten*) mit den verschiedenen Bedeutungen 1. aus der gemeinsamen Nutzung ausschließen; 2. Waldnutzung für sich ziehen; 3. Wald bewachen, schützen; vgl. a. du Cange III, Sp. 352af.; Niermeyer, S. 579f.

⁷⁵ »In Deutschland hörte die Verhängung des Bannes durch den Kaiser auf, als der Kampf zwischen Kaiser und den immer mächtiger werdenden Fürsten im 13. Jahrhundert zugunsten der Fürsten entschieden wurde«. Wald und Weidwerk II, S. 69.

⁷⁶ Der *Bann* ist die Befugnis des Herrschers, unter Androhung von Strafe Gebote und Verbote zu verordnen. Dabei kollidierten sehr oft Königsrecht und Volksrecht - es ist immer auch eine politische Frage, wie weit die Banngewalt gehen kann und darf; HRG I, Sp. 308-310; Volkert, S. 22f.

Entwicklung - also der Machtzuwachs der hochadligen Landesherren - führte dazu, daß auch diese Herren in ihrem eigenen Interesse Forsten errichteten. Dabei gaben sie unter Umständen sogar vor, in königlichem Auftrag zu handeln und glaubten sich jenseits der Möglichkeit der Bestrafung. Diese Entwicklung muß schon im 9. Jahrhundert solche Ausmaße angenommen haben, daß in dem oben (Anm. 73) erwähnten Kapitular Ludwigs des Frommen verordnet wird, nur solche Forsten bestehen zu lassen, die schon seit »undenklichen Zeiten« existierten und damit dem Gewohnheitsrecht unterlagen. Neuerdings und ohne königliche Erlaubnis errichtete Forsten dagegen sollten wieder aufgehoben werden. Diese Kriterien, die Rechtmäßigkeit einer Inforestation betreffend, werden dann auch von den Nachfolgern Ludwigs des Frommen übernommen.⁷⁷ Übrigens wird in diesem Zusammenhang ausschließlich *forestis* benutzt und niemals *silva* (dies ein weiteres Indiz für den jagdrechtlichen Charakter von *forestis*), denn den Adligen wird vorgeworfen, sich Jagd- und Fischereirechte angemaßt zu haben. So läßt sich abschließend sagen, daß »die Forstidee ... die Antinomie des frühmittelalterlichen Jagdrechtes« war, es lag also ein Gesetzeswiderstreit vor. »Rechtsgeschichtlich kennzeichnet sie einen zeitlich eindeutig bestimmbar Abschnitt, an dessen Anfang noch das Prinzip des freien Tierfangs allgemein gilt, an dessen Ende aber der Grundsatz der landesherrlichen Jagdregalität⁷⁸ die weitere Entwicklung bestimmte«.⁷⁹

Bis zum 9. Jahrhundert war fast nur königlicher Grundbesitz inforestiert. Hier hatte der König das ausschließliche Jagdrecht inne - aber nicht wegen seiner Stellung als Grundherr, sondern kraft eines Rechtsaktes, eines königlichen Privilegs. Der Anteil von Forsten in Privat- oder Kirchenbesitz (beides war im 8. Jahrhundert noch möglich) war sehr gering und diese Besitzungen waren auch schon vor der Vergabe durch den König inforestiert gewesen. Bereits in privater Hand befindlicher Grundbesitz wurde dagegen nicht inforestiert, so daß man außerhalb der königlichen Forsten noch von der Gültigkeit des Prinzips des freien Tierfanges bzw. der allgemeinen Jagd ausgehen kann⁸⁰.

⁷⁷ Lindner, S. 177f.

⁷⁸ Allgemein bezeichnet das *Regal* (gleich, ob vom König oder weltlichen bzw. geistlichen Fürsten in Anspruch genommen) besondere Rechte (etwa zur Münzherstellung oder der Erhebung von Zöllen und Marktgebühren), die auch mit der Einnahme von Abgaben verbunden waren. Das Forst- und Jagdregal schließt das Jagdrecht (also den Wildbann oder das Wildbannrecht) und damit auch das Recht zur Inforestation mit ein, dazu umfaßt es die weitere vielfältige Forstnutzung; Volkert, S. 200; vgl. a. HRG IV, Sp. 472-478 und LMA VII, Sp. 556-558 allgemein zum Begriff *Regalien*.

⁷⁹ Lindner, S. 179; Zusammenfassung S. 179f.

⁸⁰ Wenn von privater Hand Grund verschenkt wurde, etwa an die Kirche oder ein Kloster, so ist niemals das Recht zur Jagd erwähnt - eben aus dem o.g. Grund: das Recht des freien Tierfanges. Ein besonderes Jagdrecht konnte nicht vergeben werden, weil es so noch

Diese Praxis verändert sich erst unter den ottonischen und salischen Herrschern⁸¹ deutlich. In dieser Zeit deckte sich der Forstbegriff inhaltlich zwar noch mit dem der merowingisch-karolingischen Periode, bekam aber gleichzeitig einen ausgeprägteren jagdrechtlichen Charakter. Es wurde nun möglich, daß der Forstinhaber seinen Forstbezirk auch über seinen Grundbesitz hinaus auf das Land Dritter ausweitete. Dies ist darauf zurückzuführen, daß während der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts und durch das gesamte 11. Jahrhundert hindurch eine zunehmende Anzahl von Forsten, die ursprünglich den Königen und dem Kaiser vorbehalten waren, an die mächtiger werdenden Adligen des Reichs vergeben wurden. Bisher wurden Dritte durch die Inforestation lediglich von der Jagd auf königlichem Grund (oder sonstigem Privatbesitz) ausgeschlossen; Grundbesitz und Forst waren ja noch fast identisch. Um nun die steigende Begehrlichkeit nach Forsten befriedigen zu können, wurde nun auch das Kulturland Dritter eingeforstet, die damit in ihren Nutzungsrechten (und damit auch der Jagd) stark eingeschränkt wurden. Es wird deutlich, daß sich der Forstbegriff verschiebt und das Schwergewicht nun auf der Jagdberechtigung liegt, während die sonstige Waldnutzung wie Holzeinschlag und Vieheintrieb, obwohl wirtschaftlich weit bedeutsamer, in den Hintergrund tritt.⁸² Durch eine Inforestation sollte ja in erster Linie das jagdbare Wild geschützt werden, um das Jagdvergnügen des Herrschers zu sichern. So kann es nun dazu kommen, daß auf privatem Grund oder auch Gemeineigentum zwar ein anderer als die Eigentümer das Jagdrecht innehat, die sonstige Nutzung aber nicht angetastet wird. »In diesen Fällen führte die Inforestation nur zu einer Verschiebung der jagdrechtlichen Verhältnisse.«⁸³ Ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem Forstrecht einerseits und dem Grundeigentum andererseits brauchte also nicht mehr vorhanden zu sein.⁸⁴

Nachvollziehen läßt sich diese Entwicklung anhand der Forsturkunden seit der Regierungszeit Ottos I. (912-973; dt. König seit 936, Kaiser seit 962), denn mit ihm setzen die großen Forstverleihungen an die Kirche und den Adel ein. In einer Forsturkunde Ottos I.

nicht bestand; vgl. a. Lindner, S. 182f.

⁸¹ Vgl. a. Jarnut, S. 790-794.

⁸² Dabei konnte eine Einforstung auch Einschränkungen bei der Rodung und somit wirtschaftliche Einbußen bedeuten. Natürlich konnte der Jagdherr aber auch Teile des Waldes zur Rodung freigeben; Roth, S. 218; vgl. a. CAPITULARE DE VILLIS, § 36. Durch das Forstnutzungsrecht, das *forestagium*, brachten Forsten aber auch wirtschaftlichen Gewinn: so konnten Gebühren erhoben werden für die Erlaubnis zum Holzeinschlag, zum Fischfang (du Cange III, Sp. 352cf.) oder auch als Maut für die Benutzung einer Straße, die durch einen königlichen oder herrschaftlichen Forst führt (Niermeyer, S. 579f.). Jagdvergnügen und finanzielle Vorteile mußten sich also nicht ausschließen.

⁸³ Lindner, S. 186f. (bes. S. 186).

⁸⁴ Vgl. Lindner, S. 197.

von 951 für das Kloster Fulda wird der oben angesprochene Vorgang greifbar. Dem Kloster wird ein Bezirk als Forst überlassen, in dem früher die allgemeine Jagdnutzung möglich war: *in qua prius erat communis omnium civium venatio*.⁸⁵ Das Jagdrecht steht nun nur noch dem Abt von Fulda zu.

Als besonders einschneidende Maßnahme, die das Jagdrecht, unabhängig von Eigentums- und Nutzungsrecht, veränderte, konnte auch das Land Dritter in den Forstbann⁸⁶ miteinbezogen werden konnte. Man darf wohl kaum davon ausgehen, daß die Betroffenen vorher um ihre Zustimmung gebeten wurden. Eine Forsturkunde Ottos II. (955-983; dt. König seit 961, Kaiser seit 967) von 973 bestätigte dem Erzbischof von Köln einen Wildbann⁸⁷ (d.h. den besonderen Schutz des Wildes vor allgemeiner Jagd) unter Zustimmung der betroffenen Anlieger. Allerdings wurden hier Jagd- und Fischereirechte vergeben bzw. bestätigt und dem Wildbann war auch nur das Hochwild, hier also ausschließlich das Rotwild, unterworfen.⁸⁸ Es kam durch solche Einforstungen aber auch durchaus zu Streitigkeiten, z.B. als der Kyllwald (nördlich von Trier) 973 zugunsten des Erzbistums Trier inforestiert wurde. Die bisherigen adligen Jagdberechtigten, deren Zustimmung nicht eingeholt worden war, versuchten, ihr Jagdrecht durchzusetzen. Es kam zu einem längeren Streit zwischen diesen und dem Erzbischof von Trier, der schließlich durch einen Vergleich beigelegt wurde: Ein Teil der Einforstung wurde aufgehoben, während die Gegenpartei auf ihr Jagdrecht verzichtete.⁸⁹ Beide Vorgänge (Umwandlung der auch jagdlich allgemein genutzten *silva* zum exklusiv genutzten *forestis* und Zustimmung zur Inforestation) vereint schließlich eine Urkunde Ottos III. (980-1002; dt. König 983, Kaiser 996) von 988. In ihr wird mit der Zustimmung der adlig-ritterlichen Anlieger durch königlichen Akt aus *silva forestis*.⁹⁰ Daß dies kein Einzelfall ist, belegt auch eine weitere

⁸⁵ Lindner, S. 189f.; Urkunden I, Nr. 131, S. 211f. (19. Jan. 951).

⁸⁶ Als *Forstbann* wird sowohl der gehegte Forstbezirk als auch die Forsthoheit bezeichnet; DRWb III, Sp. 635; vgl. a. Wald und Weidwerk II, S. 69; Jeitler, S. 20f.

⁸⁷ Als *Wildbann* wird »im allgemeinen das schon seit dem fränkisch-merowingischen Frühmittelalter als ausschließliches Recht des Königs überlieferte Jagdregal« bezeichnet, »welches seit der Salierzeit zunehmend in fürstliche Hand überging«. Auch in Beziehung zur Jagd stehende Rechte können als Wildbann bezeichnet werden, so das Recht auf Errichtung von Bannforsten und das alleinige Jagdrecht in einem Bezirk. Es kann aber auch eine bestimmte Landschaft als Geltungsbereich dieser herrschaftlichen Rechte gemeint sein. »Verstöße gegen den Wildbann, der eine zentrale Ursache für die frühneuzeitlichen Bauernaufstände bildete, wurden mit hohen Strafen, nicht selten mit dem Tod geahndet«; HRG V, Sp. 1418; Wald und Weidwerk II, S 69, 80.

⁸⁸ Lindner, S. 190f.

⁸⁹ Lindner, S. 191. Dieser Vergleich wurde 1023 nochmals von Heinrich II. (973-1024; dt. König 1002, Kaiser 1014) bestätigt.

⁹⁰ Lindner, S. 193: *concessimus regium bannum in silvis ... quas ille cum nostra licentia*

Urkunde Ottos III. von 996, in der dem Erzbistum Mainz ein Forst mit Wildbann übergeben wird und zwar mit ausdrücklicher Zustimmung der bisherigen Nutznießer (die aber nicht die Eigentümer waren): *cum consensu Cunradi ducis ceteorumque quam plurimorum fidelium nostrorum*.⁹¹ Diese verzichteten damit auf ihr bisheriges Jagdrecht. In anderen Urkunden werden *comprovincialibus et circumsedentibus* genannt, deren Grund zwar nicht von der Inforestation betroffen ist, die aber Nutzungsrechte an dem neuen Forst hatten, auf die sie nun verzichten mußten. Aus der Aufzählung der Einwilligenden wird daneben deutlich, daß nur noch der geistliche und weltliche Adel jagdberechtigt war, denn es werden Bischöfe, Äbte und Grafen genannt. Sie waren Vollfreie, denen schon nach den germanischen *Leges* die jagdliche Nutzung - also der freie Tierfang - zustand. Der Kreis der Jagdberechtigten verminderte sich aber durch die fortwährende Verkleinerung des Standes der Vollfreien und durch die Entwicklung des Forstwesens. Diese Zustimmungserklärungen sind besonders in den Urkunden aus der Zeit Heinrichs II. sehr zahlreich.⁹²

Im Zusammenhang mit einer Inforestation bleibt aber die Wildfolge (vgl. S. 5 und Anm. 99) erhalten: Durch die Verfolgung des Wildes im eigenen Forst entstand ein Eigentumsrecht, das auch dann noch galt, wenn das Wild diesen Forstbezirk verließ und auf fremdem Grund wechselte;⁹³ es durfte dort gestellt und erlegt werden, ohne daß dies als Wilderei bestraft werden konnte. Übrigens konnte ein Forstbesitzer auch verschiedene Nutzungsrechte wie etwa Holzeinschlag, Schweinemast, Fischerei und Bienenfang bzw. Honigernte/Imkerei weitergeben und für sich nur noch das Jagdrecht in Anspruch nehmen.⁹⁴ In diesen Kontext fällt auch die Gnadenjagd: Hier gestattet der Forstinhaber einer Person oder einer Institution das Erlegen von Wild, wobei Art und Anzahl genau festgelegt sind.⁹⁵

Auch die nachfolgenden salischen Kaiser setzten die Forstpolitik ihrer Vorgänger fort: Konrad II. (990-1039; dt. König 1024, Kaiser 1027) bestätigte bei seinem

et auctoritate ac voluntate et assensu, bonorum militum in circuitu habitatium noviter inforestat; vgl. a. Urkunden II/2, Nr. 43, S. 443f. (1. Mai 988).

⁹¹ Lindner, S. 194; vgl. a. Urkunden II/2, Nr. 233, S. 648 (6. Nov. 996).

⁹² Lindner, S. 199f.

⁹³ Lindner, S. 195; Wald und Weidwerk II, S. 70.

⁹⁴ Lindner, S. 200; Roth, S. 141.

⁹⁵ In einer Urkunde vom 5. März 912 gestattet Konrad I. dem Bistum Eichstätt, durch seine Jäger und Fischer (*venatoribus atque piscatoribus*) pro Jahr in einem königlichen Forst drei Wildschweine, drei Hirsche, drei Hirschkühe sowie eine gewisse Anzahl Fische zu fangen (*tres porcos silvaticos, tres cervos, tres cerfas atque trecentos pisces ad usum Eistatensis ecclesiae episcopo*); Lindner, S. 185f. und 195; vgl. a. Urkunden I, Nr. 3, S. 3f.; vgl. a. Anm. 48.

Regierungsantritt die bisher vorgenommenen Inforestationen.⁹⁶ Dabei wurde auch die vornehmlich jagdrechtliche Bedeutung des Forstbannes zum Ausdruck gebracht: In den Urkunden ist *forestis* nun gleichbedeutend mit *venatio*,⁹⁷ so daß es ›Jagd‹ und ›Jagdrecht‹ bedeuten kann. Von Strafen bei Verletzung des Forstbannes ist in den Urkunden nur wenig die Rede. Als ein Beispiel mag die Verordnung *Tabula de banno venationis* dienen, mit der das Erzbistum Köln das Jagdwesen in seinem zum Schloß Saalfeld gehörenden Forst regelte. Jeder, der die Jäger des Bischofs in irgendeiner Weise störte, z.B. durch Wildabwehr oder Wilderei, wurde mit der Pfändung eines Ochsen bestraft. Ein Drittel des Erlöses gingen an den Hofschulzen, zwei Drittel an den Erzbischof.⁹⁸ Auch die späteren Rechtsbücher kennen bei Wilderei nur Geldbußen, so der Sachsenspiegel (1225/35)⁹⁹ und der Schwabenspiegel (um 1275).¹⁰⁰ Erst im 14. Jahrhundert verschärfen sich die Strafandrohungen wieder bis hin zu Verstümmelungs- und Leibesstrafen.¹⁰¹ Wie weit dies fortwirkte, wird deutlich, wenn man bedenkt, daß noch in den Bauernkriegen (1525) das Jagd- und Fischereirecht ein Thema der Auseinandersetzungen war und sich dies fortsetzte bis zur Revolution von 1848.¹⁰² Das 16. Jahrhundert brachte nur eine vorübergehende Linderung der Belastung, als im Juni 1524 die Bauernaufstände im südlichen Schwarzwald begannen und sich 1525 nach Oberschwaben, Elsaß, Tirol, die Schweiz und Thüringen ausweiteten. Einen besonderen Platz im Forderungskatalog der aufständischen Bauern nahmen die Jagdbeschwerden ein: 1. der *Wildschaden*: wenn andere Leute schlafen und auch während der Arbeit müssen die Bauern ihre Felder bewachen; 2. die *Jagddienste*: Bauern müssen Treiberdienste leisten und die Jagdhunde ihres Herren aufziehen; 3. die

⁹⁶ Roth, S. 229.

⁹⁷ Lindner, S. 201f.

⁹⁸ Lindner, S. 205f.

⁹⁹ Sachsenspiegel, Landrecht II 61. Es werden drei Bannforste genannt, in denen der Königsbann die Jagd verbietet, ausgenommen die auf Bären, Wölfe und Füchse; die Buße bei Verstoß gegen diese Regelung beträgt sechzig Schillinge (§2). Wer den Bannforst durchreitet, muß seine Hunde anleinen und Bogen oder Armbrust dürfen nicht gespannt sein (§3). Flüchtet das verfolgte Wild in einen Bannforst und folgen die Jagdhunde, so muß der Jäger seine Hunde zurückrufen (§4). Dabei müssen die Jäger aber Rücksicht nehmen auf die Landwirtschaft, denn die Hetzjagd soll nicht über die keimende Saat führen (§5).

¹⁰⁰ Schwabenspiegel, Landrecht 236 bis 239. Auch hier wird die Verletzung des Bannforstes mit sechzig Schillingen Buße geahndet und Wölfe und Bären dürfen auch innerhalb des Wildbannes gejagt werden. Sonst gelten die gleichen Bestimmungen, wie sie auch schon der Sachsenspiegel festsetzt (S. 127-130). Zusätzlich wird noch die Wildfolge genauer geregelt: Flüchtet verwundetes Wild in einen anderen Bannbezirk, so darf man ihm folgen. Findet man es tot, so geht es in das Eigentum des Jägers über, ist das Wild aber noch am Leben, wird es Eigentum des Forstbesitzers (S. 130-132).

¹⁰¹ HRG V, Sp. 1419f.; Roth, S. 339; Wald und Weidwerk II, S. 80.

¹⁰² Wald und Weidwerk II, S. 179 und 202; Rösener, S. 254-257 und 363-371.

Beschränkung der eigenen *Hundehaltung*, denn den Hofhunden müssen schwere Knüppel umgebunden werden, um sie am freien Herumlaufen zu hindern; 4. die unverhältnismäßig hohen Strafen für *Jagdvergehen*, so beklagen z.B. die Nürnberger Bauern hohe Strafen wie Folterung, Blendung, Verkrüppelung schon bei geringen Übergriffen gegen Wild; 5. *Flurschaden* durch reitende Jäger auf den Feldern, die Anlage von Wildgehegen auf bäuerlichem Grund und andere Eingriffe in die bäuerlichen Rechte durch Forstbeamte. Bei Beendigung der Aufstände wurden den Bauern in Einigungsverträgen zwar Zugeständnisse durch die Landesherren gemacht, doch werden diese wohl kaum eingehalten worden sein und die Bauern hatten weitere 300 Jahre unter dem Jagddruck zu leiden.¹⁰³

So waren auch die Jagdfronen, bzw. das Recht darauf *kein* Bestandteil des Jagdrechtes, sondern hatten die gleiche Rechtsquelle wie andere Fronen. Der Jagdherr beanspruchte sie in seiner Eigenschaft als Leib-, Grund-, Gerichts- und Landesherr. Die Jagdfronen bestanden im wesentlichen in der Verpflegung der Jäger (Jägeratzung), der Aufzucht und Unterhaltung von Hunden (Hundelege) und Diensten bei der Jagd selber, also Spann- und Handdiensten (diese wurden von den Bauern als schwerste Last empfunden).¹⁰⁴ Entsprechend kann die *Wilderei* in einem feudalen Staat (dies gilt für die frühe Neuzeit bis 1848/49) als ein weitestgehend politisches Verbrechen angesehen werden, denn Wilderei war ein Auflehnen gegen die jeweilige Obrigkeit, also den Landesherren. Dies erklärt auch die harten Strafen (unter Hinweis auf Deut 17, 12: Todesstrafe bei Ungehorsam gegen die Obrigkeit).¹⁰⁵

In Deutschland hatten diese Zustände tatsächlich erst mit der Revolution von 1848 ein Ende: »Im Grundrechtekatalog des deutschen Volkes, der am 27. Dezember 1848 im Reichsgesetzblatt veröffentlicht wurde und somit Geltung hatte, heißt es: »Im Grundeigenthum liegt die Berechtigung zur Jagd auf eigenem Grund und Boden, Jagddienste, Jagdfrohnden und andere Leistungen für Jagdzwecke sind ohne Entschädigung aufgehoben. Nur ablösbar jedoch ist die Jagdgerechtigkeit, welche erweislich durch einen lästigen, mit dem Eigentümer des belasteten Grundstücks abgeschlossenen Vertrag erworben ist; über die Art und Weise der Ablösung haben die Landesgesetzgebungen zu bestimmen. Die Ausübung des Jagdrechtes aus Gründen der öffentlichen Sicherheit und des

¹⁰³ Eckardt, S. 33-36.

¹⁰⁴ Eckardt, S. 112.

¹⁰⁵ Eckardt, S. 34 und 135. Der Gegensatz zu den Bestimmungen des Frühmittelalters kann größer nicht sein, denn dort kannte man bei Wilderei lediglich Geldstrafen und im 13. Jahrhundert stellten Sachsenspiegel (Landrecht II 61) und Schwabenspiegel (§ 236) ausdrücklich fest, daß niemand wegen eines erlegten Wildes getötet werden dürfe (Eckardt, S. 31); vgl. a. Landau, S. 180-198.

gemeinen Wohls zu ordnen, bleibt der Landesgesetzgebung vorbehalten. Die Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden darf in Zukunft nicht wieder als Grundgerechtigkeit bestellt werden.«¹⁰⁶ Zwar scheiterte die Revolution 1849, dennoch wurden die feudalen Jagdverhältnisse und die Sonderrechte der Standesherrn nicht wieder hergestellt. Fast alle Einzelstaaten des Deutschen Bundes schafften das privilegierte Jagdrecht entschädigungslos ab und regelten die Jagdausübung durch Einschränkungen und Auflagen.¹⁰⁷ Vor diesem Hintergrund ist es gut zu verstehen, daß »1848/49 die Aufhebung der ›Jagdgerechtigkeit‹ für hunderttausende von Bauern wichtiger war als Freizügigkeit und Pressefreiheit«, doch ist dies »weitgehend unbekannt und heute unverständlich. Diese Unverständlichkeit ist ein Erfolg der Märzrevolution und der Paulskirchenverfassung, denn sie zeigt, daß der Paragraph 169 ein mehr als tausendjähriges Problem so gründlich aus der Welt geschafft hat, daß ein Jahrhundert später kein Bedürfnis mehr besteht, ihm einen Verfassungsartikel zu widmen - was man von anderen Märzerrungenschaften nicht behaupten kann.«¹⁰⁸

Aber zurück ins 14. Jahrhundert, denn nun wurden auch die Begriffe *Forst* und *Wildbann* getrennt: *Forst* bezeichnet nun den Bezirk, der durch königlichen Rechtsakt der allgemeinen Nutzung entzogen war, während *Wildbann*¹⁰⁹ den Rechtstitel der ausschließlichen, v.a. jagdlichen Nutzung bezeichnet. Es bahnt sich hier auch schon der Bedeutungswandel des Begriffs *Forst* zu seinem heutigen Inhalt an, wo er synonym mit *Wald* verwendet werden kann - schließlich wurden zumeist Waldgebiete inforrestiert.¹¹⁰ Mit diesen Beobachtungen sind wir am Ende der salischen Periode angekommen und mit dem Herrschaftsantritt der Staufer beginnt auch jagdrechtlich eine neue Periode. So war Friedrich I. (1122-1190; dt. König seit 1152, Kaiser seit 1155) aus wirtschaftlichen und politischen Gründen wesentlich zurückhaltender bei der Vergabe von Forsten als seine

¹⁰⁶ Museum Jagdschloß Kranichstein, S. 71. Diese Bestimmung wird als Paragraph 169 Bestandteil der Reichsverfassung vom 28. 3. 1849: »Im Grundeigentum liegt die Berechtigung zur Jagd auf eigenem Grund und Boden. Die Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden, Jagddienste, Jagdfrohnden und andere Leistungen für Jagd Zwecke sind ohne Entschädigung aufgehoben...« (Huber, Verfassungsgeschichte 1, Nr. 102); vgl. a. Schwenk (1999), S. 41.

¹⁰⁷ Jagdmuseum Schloß Kranichstein, S. 75.

¹⁰⁸ Eckardt, S. 13. Später wurden durch das Reichsjagdgesetz von 1934 die Regelungen zur Jagd vereinheitlicht, daran lehnt sich das Bundesgesetz von 1952 an und gilt als Rahmengesetz für die einzelnen Länder, die eigene Jagdgesetze verabschiedet haben; Jagdmuseum Schloß Kranichstein, S. 75.

¹⁰⁹ HRG V, Sp. 1418a.

¹¹⁰ Lindner, S. 206.

Vorgänger, bei Stiftungen verlieh er lediglich die Nutzungsrechte,¹¹¹ nicht aber Eigentumsrechte.

Es wurde bereits dargelegt, daß nur die Vollfreien, also die Adligen, jagdberechtigt waren, während Leibeigene und Unfreie lediglich als Jagdgehilfen zur Jagd zugelassen waren. Ebenfalls grundsätzlich von der Jagd ausgeschlossen waren die Angehörigen des Klerus - auch wenn sie oftmals dem Adel entstammten. Jedoch ist das Verhältnis der Kirche und ihrer Würdenträger zur Jagd durchaus zwiespältig zu nennen. Das kanonische Recht ging dabei von der Ansicht aus, daß die jagdliche Betätigung eines Klerikers nicht würdig sei und dem ihm vorgeschriebenen stillen geistlichen Leben zuwiderlaufe. Ein weiteres Argument gegen jagende Geistliche war die Kostenfrage, denn der Unterhalt für Jagdpersonal, Hunde und Beizvögel sowie für sonstige jagdliche Hilfsmittel wäre in der Armenfürsorge besser und würdiger aufgehoben.¹¹²

Das allgemeine Jagdverbot für die Geistlichkeit wurde zum erstenmal auf der Synode von Agde (506)¹¹³ ausgesprochen und auf dem Mainzer Konzil (852) bestätigt. Nach diesem Beschluß war es Bischöfen, Priestern und Diakonen untersagt, Jagdhunde oder Beizvögel zu halten. Ein Verstoß gegen diese Vorschrift hatte zur Folge, daß ein Bischof drei Monate, ein Priester zwei Monate und ein Diakon einen Monat lang vom Kirchendienst und der Kommunion ausgeschlossen war.¹¹⁴ Auch die Konzilien der folgenden Jahre (Epaône 517, Lyon 670, Mainz 713 u.ö.)¹¹⁵ wiederholten das Jagdverbot. Für die deutsche Geistlichkeit im besonderen sprachen sowohl Karlmann (vor 715-754, Hausmeier 741-747) 742¹¹⁶ als auch sein Nachfolger Pippin der Jüngere (714/15-768, Hausmeier seit 741, König seit 751) 744 das Verbot jeglicher jagdlicher Betätigung aus. Zuvor hatte sich der hl. Bonifatius beim Papst über die unwürdigen Geistlichen und die Jagdleidenschaft vieler Bischöfe beschwert.¹¹⁷ Alle diese Beschlüsse wurden auf vielen weiteren Konzilien wiederholt, was darauf schließen läßt, daß das Jagdverbot von den Geistlichen nicht sehr

¹¹¹ Hausrath, S. 60f.

¹¹² Eine Ausnahme bildeten aber die Mitglieder des deutschen Ordens, denen zwar verboten war, mit Falken und Hunden zu jagen, die Jagd auf Raubwild (Bären, Wölfe, Füchse) war aber gestattet; Wald und Weidwerk II, S. 76.

¹¹³ Abeele, S. 65.

¹¹⁴ Lindner, S. 412.

¹¹⁵ Vgl. a. Lindner, S. 413 und Anm. 2.

¹¹⁶ Capit. Reg. Franc. I, Nr. 10, Art. 2: Geistliche sollen keine Waffen tragen, nicht mit dem Hunden im Wald herumstreifen und keine Habichte und Falken haben.

¹¹⁷ Lindner, S. 413; vgl. a. GdA II,2; S. 526 (Jagd 5) mit weiteren Belegen.

gewissenhaft eingehalten wurde.¹¹⁸ Vielmehr läßt die Häufigkeit der Beschlüsse auf die ungebremsste Jagdleidenschaft der Geistlichen schließen. Aber nicht nur die Konzilsbeschlüsse bestätigen das Jagdverbot, sondern auch die Kapitularien Karls des Großen weisen nachdrücklich darauf hin: *Ut episcopi, abbates et abbatissae cuplas canum non habeant, nec falcones, nec accipitres, nec ioculatores.*¹¹⁹ Bischöfen, Äbten und Äbtissinnen¹²⁰ war die Jagd und das Halten von Jagdhunden und Beizvögeln untersagt. Welche Erklärung gibt es nun aber für das fortwährende Ärgernis der geistlichen Jagdleidenschaft?

Ein Grund ist wohl in der Besetzungspraxis der höheren geistlichen Ämter zu sehen. Den Bistümern und Abteien standen oftmals die jüngeren Söhne von hochadligen Familien vor, die nicht immer aus Neigung in den geistlichen Stand traten - eher stellte dabei politisches Kalkül und Karrierebewußtsein die treibende Kraft dar. Außerdem waren so die jüngeren Söhne gut versorgt und konnten in ihrem geistlichen Leben durch ihre Gebete für das Seelenheil ihrer Angehörigen sorgen. Dementsprechend verstanden sich diese geistlichen Herren weniger als Seelsorger, sondern eher als weltliche Herren - ihre Erziehung und Ausbildung hatte sie nicht darauf vorbereitet. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, wenn diese Herren (und auch Damen) einen eher weltlichen Lebensstil pflegten¹²¹ und ihnen dies auch nicht immer als Verfehlung angerechnet wurde.¹²²

¹¹⁸ Abee, S. 64; Cummins, S. 10f.; Kletler, S. 162; Rösener, S. 109-117.

¹¹⁹ Capit. Reg. Franc. I, Nr. 23, Art. 31 (von 798), nochmals Capit. Reg. Franc. I, Nr. 33, Art. 19 (von 802); in einer weiteren Verordnung von 798 wird die Jagd untersagt: *nec ad placita convenient nec venationis exerceant*; Capit. Reg. Franc. I, Nr. 22, Art. 81; vgl. a. Lindner, S. 415, Anm. 3.

¹²⁰ Hier ist auch ein Nachweis dafür, daß die Jagd auch für die adligen Frauen ein durchaus angemessener Zeitvertreib war, den diese mit dem Eintritt ins Kloster nicht aufzugeben gewillt waren. Gerade die unverheirateten oder verwitweten *adligen* Frauen fühlten sich vom Klosterleben der Benediktinerinnen sehr stark angezogen; vgl. dazu Borst (1983), S. 165; Ennen, S. 75, 83 und King, S. 105, 125, 131.

¹²¹ Hierzu muß man bedenken, daß gerade die Benediktinerklöster für Adlige sehr attraktiv waren, da sie eine exklusiver Aufnahmepolitik pflegten und ihre auf Grundbesitz und Landwirtschaft basierende Ordnung der der adlig-bäuerlichen Umgebung entsprach. Die Adligen waren also weiter unter sich; vgl. Borst (1987), S. 536 und Borst (1983), S. 154. So wurden im 12. Jahrhundert in das Kloster Sankt Gallen lediglich Adlige aufgenommen. Diese hielten auch im Kloster an ihrer ritterlichen Gesinnung und den Waffen fest, die Klosterregel aber und Gelehrsamkeit galten ihnen wenig; Bühler, S. 50; vgl. a. Wald und Weidwerk II, S. 77.

¹²² Ein Beispiel hierfür ist der jagdbegeisterte Mönch, wie er im Prolog der CANTERBURY TALES portraitiert wird (165-271): *A Monk ther was, a fair for the maistrie, / An outridere (Aufseher über den Landbesitz des Klosters), that lovede venerie, / A manly man, to been an abbot able. / Ful many a deyntee hors hadde he in stable, / And whan he rood, men myghte his brydel heere / Gyglen in a whislynge wynd als cleere / And eek as loude as dooth the chapel belle. ... Therefore he was a prikasour* (ein

Vielmehr wurden geistliche Würdenträger wegen ihres jagdlichen Können von ihren Standesgenossen bewundert, nicht etwa getadelt.¹²³

Die Vielzahl der Konzilsbeschlüsse beweist, daß die Verbote ständig übertreten wurden, denn auch der niedere¹²⁴ Klerus wird sich nicht daran gehalten haben, darin dem hohen Klerus folgend. Da sogar Päpste (wie etwa Johannes XII. [937-964, Papst 955-963], dem von den römischen Bischöfen seine Lust an der Jagd vorgeworfen wurde)¹²⁵ von der Jagdleidenschaft erfaßt waren, war dieses Beispiel nicht dazu angetan, die Kirchengerechtigkeit zu stärken.¹²⁶ In der folgenden Zeit nimmt die Zahl der Konzilsbeschlüsse ab, die die Jagdliebe des Klerus betreffen - ob dies daran lag, daß es Wesentlicheres zu besprechen gab oder ob dies als ein Zeichen der Resignation zu werten ist, da sich nicht daran gehalten wurde, sei dahingestellt. Fest steht aber, daß das Jagdverbot nunmehr milder gehandhabt wurde. Dies wurde auch auf dem Konzil von Montpellier (1215) deutlich: Es wurde festgestellt, daß Bischöfe keine Beizvögel in ihrem Haus halten und diese auf der Jagd auch nicht auf der Hand tragen durften. Diese Einschränkung konnte aber nicht sehr lästig sein, denn die

ausdauernder und schneller Reiter) *aright: / Grehoundes he hadde as swift as fowel in flight; / Of prikyng and of huntyng for the hare / Was al his lust, for no cost wolde he spare* (165-171, 189-192).

¹²³ Lindner, S. 416. Vgl. dazu auch das Autorbild ›Herr Heinrich Hetzbold von Weißensee‹ (= Abb. 11) aus dem Codex Manesse (Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 228r): Dort wird dem gestellten Eber von einem ›Jagdgehilfen‹ ein Jagdmesser in den Rücken gestoßen. Da dieser ›Jagdgehilfe‹ aber eindeutig eine Tonsur trägt, handelt es sich wohl um einen Kleriker, der zumindest die niederen Weihen erhalten hat. Dies wird bestätigt durch einen Vergleich mit dem Autorbild ›Der Schulmeister von Esslingen‹ (f. 292v), wo am linken Bildrand ein Kleriker mit der Tonsur zwei Knaben unterrichtet; Codex Manesse, S. 197 und Tafel 96.

¹²⁴ Abee, S. 65.

¹²⁵ Im Haushalt des Papstes Gregor IX. (1170-1241, Papst seit 1227) z.B. gab es auch Falkner und Jagdbeamte - wie man sie eben auch an jedem größeren weltlichen Hof der Zeit vorfinden konnte; Lindner, S. 419 und Anm. 4.

¹²⁶ In der Chronik Thietmars von Merseburg ist der Fall des Bischofs Arnulf von Halberstadt (996-1023) überliefert. Dieser war im Jahr 1013 Gast der Äbtissin Hathui (Hedwig) von Gernode. Als er nach der Messe die Kirche verließ, erblickte er einen Geistlichen mit einem Falken auf der Faust und hielt diesen fest, um ihn zurechtzuweisen. Die Lehnsleute des Markgrafen Gero II. (Markgraf der sächsischen Ostmark; 993-1015) sahen dies als eine Beleidigung an und forderten Genugtuung, lehnten das Angebot des Schiedsgerichtes, das der Bischof machte, aber ab. Schließlich überfielen sie das Haus des Bischofs, der sich nur mit knapper Not retten konnte. Dieser Vorfall kam nun vor den König Heinrich II. (973-1024, König seit 1002, Kaiser seit 1014), der als Buße eine Zahlung von 300 Pfund Silber an die bischöfliche Kasse befahl; Thietmar von Merseburg, S. 344-347; vgl. a. Lindner, S. 417f. Es konnte also durchaus gefährlich werden, Konzilsbeschlüsse durchzusetzen und teuer, sich dem entgegenzustellen.

Es ist wohl auch vorgekommen, daß Äbte und Pröpste an Gerichtstagen nicht nur mit einem Amtmann auftraten, sondern auch einen Habicht und jeweils 2-3 Wind- und Vogelhunden; Roth, S. 307f.

Beizvögel hatten ja eine eigene Behausung und Falkner und Pfleger zu ihrer Betreuung vor und während der Jagd. Von Jagdhunden wird in dem Beschluß des Konzils nicht gesprochen, so daß man davon ausgehen darf, daß sie sich im Haus und in der Nähe ihres Herren aufhalten durften. Für Äbte und Mönche wurde das Jagdverbot aber aufrechterhalten.¹²⁷

Auch für die Mitglieder geistlicher Ritterorden gelten Beschränkungen bei der Jagdausübung. Als Beispiel seien hier die Statuten des Deutschen Ordens herangezogen (natürlich hatten auch andere Orden entsprechende Regelungen von unterschiedlicher Strenge).¹²⁸ Generell wurde ein Verstoß gegen das Jagdverbot als leichteres Vergehen bestraft - so auch bei den Templern und den Johannitern. In Regel 23¹²⁹ ist dies genau festgehalten: So sollen sich die Brüder weder der Treibjagd noch der Hetzjagd oder der Beizjagd widmen. Seit dem Spätmittelalter jedoch und besonders im 15. Jahrhundert haben Ordensangehörige die Jagd ausgeübt und damit die Regeln unterlaufen. Dazu paßt auch, daß sich der Orden in Preußen eine Landesherrschaft aufbaute, wozu auch das Jagdrecht gehörte: »Die Jagd galt als Regalrecht des Deutschen Ordens, der sich grundsätzlich auch später die hohe Jagd vorbehielt, aber Ausnahmen zuließ.«¹³⁰ Es ist ihnen aber erlaubt, Jäger anzustellen, wenn ihre Besitzungen aus viel Wald bestehen und sie das Forst- und Jagdrecht besitzen, so daß die Ordensritter Nutzen aus dem Wildbret und den Häuten ziehen können (trotz dieser Regelungen ist aber nicht bekannt, ob der Orden die Hege und das Jagdrecht, das ihm schon seit dem 13. Jahrhundert zustand, auch ausgeübt hat).¹³¹ Zum Schutz der Jäger dürfen die Brüder/Ritter sie auf der Jagd begleiten, doch sollen sie das Wild nicht verfolgen. Eine Ausnahme stellt die Jagd auf gefährliche Tiere wie Bären, Wölfe, Löwen und Löwinnen dar (ein Hinweis auf den Ursprung des Ordens im Heiligen Land), die Menschen bedrohen könnten. Doch soll diese Jagd ohne Hunde stattfinden. Auch ist es den Brüdern erlaubt, Vögel zu schießen, um sich im Gebrauch von Schußwaffen zu üben. Es steht bei der *erlaubten* Jagd also der wirtschaftliche (Wildbret und Häute) und der soziale Aspekt (Schutz der Menschen vor gefährlichen Tieren) im Vordergrund. Verstöße werden entsprechend den Richtlinien in Regel 36,9 für eine geringe Schuld geahndet: ein bis drei Tage Buße, die aus Nahrungsentzug bestand - der Büßende bekam nicht die Herrenspeise, sondern das Essen der geringeren Mitglieder und der Bediensteten.¹³² Die späteren

¹²⁷ Lindner, S. 418f.

¹²⁸ Militzer, S. 325 und 327f.

¹²⁹ Perlbach, S. 47.

¹³⁰ Militzer, S. 336f., vgl. a. S. 443.

¹³¹ Militzer, S. 333.

¹³² Perlbach, S. 80f.

Hochmeister des Ordens haben diese Regeln noch ergänzt. So setzt der Hochmeister Heinrich Dusemer 1347 fest, daß kein Bruder, der auf Reisen ist, ohne besondere Erlaubnis des Obersten Marschalls jagen darf.¹³³ Der Hochmeister Winrich von Kniprode (1351-1382) regelte die Hundehaltung wie folgt: Ein Konventsbruder darf keine Hunde als persönliches Eigentum halten, dagegen ist die Hundehaltung erlaubt, wenn die Tiere Konventsgut bleiben, also allgemeines Eigentum.¹³⁴ Ebenso wurde das Versenden und Verschenken von Falken geregelt - dies blieb allein dem Hochmeister vorbehalten.¹³⁵ Dieses Privileg wird verständlich, wenn man bedenkt, daß mit dem Verschenken der kostbaren Beizvögel an den Adel oder an einen Herrscher immer auch politische Ziele verbunden waren. Ansonsten war den Ordensbrüdern um 1400 der Besitz von Beizvögeln - und damit auch die Beizjagd - untersagt. Die Beizjagd war nur den höherrangigen Ordensbrüdern (also den Gebietigern und Komturm) gestattet, die auf dieses Standessymbol nicht verzichten wollten.¹³⁶ Die zitierten Quellen lassen den Schluß zu, daß das ursprüngliche Jagdverbot der Statuten des 13. Jahrhunderts immer wieder umgangen und aufgeweicht wurde. Schließlich paßte man die Vorschriften der gängigen Praxis an und erlaubte den Ordensbrüdern in Livland und Preußen die Jagd, wenn auch nur unter bestimmten Umständen. Ob dies genutzt wurde, ist aber nicht bekannt.

Grundsätzlich bestand also ein Jagdverbot für die Geistlichkeit, aber findige Juristen legten diese kanonische Vorschrift auf eine Weise aus, die der jagdbesessenen Geistlichkeit sehr entgegenkam. Man unterschied nun nämlich zwischen der *venatio clamorosa* (der lauten Jagd) und der *venatio placida* (der stillen Jagd). Unter der ersteren versteht man die Hetzjagd mit Hunden und Jagdhorn, die dem Klerus auch weiterhin untersagt bleibt. Die stille Jagd bezeichnet die meisten anderen Jagdmethoden, darunter Beizjagd, Vogelfang und wohl auch das Fischen. Diese Art der Jagd fiel nach Auffassung der Juristen nicht unter das Jagdverbot.¹³⁷ Diese Unterscheidung wurde nochmals von Papst Benedikt XIV. (1657-1758, Papst seit 1740) bestätigt,¹³⁸ der die *quieta*, die stille Jagd auf Niederwild (Hase, Kaninchen, alle Arten von Vögeln) für durchaus vereinbar mit dem

¹³³ Perlbach, S. 152, § 6; Militzer, S. 341f.

¹³⁴ Perlbach, S. 154, III, 7; Militzer, S. 342 und Anm. 86: im Jahr 1441 wird z. B. festgelegt, daß die Brüder des Deutschen Ordens keine Falken und keine Hunde mit in die Kirche bringen sollten.

¹³⁵ Perlbach, S. 154, III, 9; Militzer, S. 358.

¹³⁶ Militzer, S. 333 und 343.

¹³⁷ Lindner, S. 418f.

¹³⁸ DDC III, Sp. 662f. Man beachte das Jahr - auch im 18. Jahrhundert war das Problem noch drängend genug, um den Papst zu beschäftigen.

geistlichen Stand hält.¹³⁹

Eine Erklärung für diese Ablehnung der Jagd könnte auch in der fast durchgehend negativen Sicht des Hundes in der Bibel begründet liegen, der als unrein (Spr 26,11; Petr 2,22), verächtlich und faul (Jes 56,10) angesehen wird.¹⁴⁰ Als Jagdhund taucht der Hund in der Bibel gar nicht auf, als Hütehund (Ijob 30,1: sie stehen noch über denjenigen, die Hiob verachtet) und als Wachhund (Jes 56,10f.: die schlechten Hirten des Volkes werden mit faulen und gierigen Wachhunden verglichen) werden sie nur je einmal erwähnt. Die vielfältigen Bereiche, in denen sie sich nützlich machen können, werden nicht positiv dargestellt, wie es eigentlich sein sollte. Eine Ausnahme ist Tob 6,1 und 11,9, wo der Hund als treuer Reisebegleiter erscheint.¹⁴¹ Nun hat man aber bei der Jagd selber und auch bei der Vorbereitung dazu viel mit Hunden zu tun, Zucht, Pflege und Ausbildung der Tiere erfordern einen engen Kontakt und nehmen viel Zeit und Geld in Anspruch. Dies legt natürlich den Gedanken nahe, daß ein intensiver Umgang mit als ›unrein‹ geltenden Tieren für gottesfürchtige Menschen (sowohl weltlichen als auch geistlichen Standes) ganz unpassend ist. Dem weltlichen Adel konnte man das Jagen - außer an Feiertagen¹⁴² - nicht verbieten, dem Klerus aber sehr wohl. Schon seit den frühen Konzilien von Agde (506), Orléans (511) und besonders von Epaône (6.-15. September 517) ist Bischöfen, Presbytern, Diakonen und auch Äbten und Äbtissinnen die Jagd und auch die Haltung von Jagdhunden und Beizvögeln verboten. Da die höherrangigen Mitglieder des Klerus oftmals dem Adel entstammten, mochten sie sich das Jagdvergnügen nicht nehmen lassen.¹⁴³ Das Jagdhunde- und Beizvogelhaltungsverbot für die Geistlichkeit, v.a. für Bischöfe, wurde natürlich auch damit begründet, daß die Geistlichen nicht durch weltliche Vergnügungen von ihrem Amt als Seelsorger abgelenkt werden sollen. Auch kann dieses kostspielige Vergnügen wohl schwerlich mit dem Armutsgebot in Einklang gebracht werden. Das verschwendete Geld wäre bei den Bedürftigen besser aufgehoben.¹⁴⁴

Daß das negative Bild der Hunde in der Bibel für diese Verbote verantwortlich ist, kann so also nicht zutreffen, denn was für Hunde galt, galt ja auch für Beizvögel. Diese

¹³⁹ Übrigens hat dies auch noch bis in die Gegenwart Gültigkeit, wie ein *votum* von 1921 nachweist: den Geistlichen ist die *quieta* von Zeit zu Zeit und zur Entspannung gestattet, sie sollte aber nicht zur Gewohnheit werden. Die *clamorosa* aber bleibt untersagt. Jedoch gilt grundsätzlich: *Ecclesia abhorret a sanguine*; DCC III, S. 663.

¹⁴⁰ Vgl.a. Schwenk, Hundetragen, S. 303.

¹⁴¹ Vgl. a. Wippermann/Berentzen, S. 12-16.

¹⁴² Vgl. Urkunden I, Nr. 22, Art. 81 und Nr. 23, Art. 31: unter den Tätigkeiten, die an Sonn- und Feiertagen zu unterlassen sind, wird auch die Jagd aufgeführt.

¹⁴³ Janotta, S. 16f.

¹⁴⁴ Janotta, S. 15.

werden aber in der Bibel nicht erwähnt (Ausnahme: Bar 3,17). Zwar werden Lev 11,13 und 16 und Deut 14,12 und 15 verschiedene Greifvögel als unrein genannt, ob es sich dabei aber um Habicht, Falke oder Sperber handelt, kann nicht eindeutig geklärt werden.¹⁴⁵ Ijob 28,7 hebt das scharfe Greifvogelauge hervor, Ijob 39,26 nennt den Habicht (?) einen Zugvogel und Bar 3,17 (*qui in avibus caeli inludunt*) kann man als Anspielung auf die Falknerei verstehen. Insgesamt ist das Bild der Greifvögel eher positiver als das der Hunde.

Anders das Adlerbild - dieser erscheint als ein großer und majestätischer Vogel. Jedoch könnten sich viele Vergleiche auch auf den Geier, den größten Vogel in Palästina, beziehen. Zwar wird er als kahlköpfig und aasfressend gezeigt (Mi 1,16; Ijob 39,30; Spr 30,17; Mt 24,28; Lk 17,37) und wird auch zu den unreinen Vögeln gezählt (Lev 11,13; Deut 14,12). Als Königssymbol wird Ez 17,3 und 7 gedeutet, auf die sich erneuernde Jugend des Adlers bzw. Geiers weisen Ps 103,5 und Jes 40,31 hin. Auch sonst erscheint der Adler/Geier positiv und stark: Gewaltige Flügel und lange Federn besitzt er, einen hohen und schnellen Flug, sein Horst ist auf hohen Felsen und seine Fürsorge für die Jungen ist groß.¹⁴⁶ So erweist sich insgesamt das Bild des Greifvogels an sich (die Gattung ist ja nicht immer ganz genau zu klären) allgemein als positiver als das des Hundes.

Trotzdem erscheint es problematisch, die Ablehnung der Jagd für Geistliche und durch Geistliche allein auf biblische Wertungen und Darstellungen zurückzuführen. Es sind wohl eher praktische und moralische als theologische und/oder exegetische Beweggründe, die zu den entsprechenden Konzilsbeschlüssen geführt haben. In der Kritik ist ganz offensichtlich die weltliche Lebensart der dem Adel entstammenden Mitglieder des Klerus, die diese nur widerwillig - wenn überhaupt - aufgaben. Dies alles schließt natürlich nicht aus, daß insbesondere den geistlichen Jagdkritikern und den Menschen allgemein das negative biblische Hundebild¹⁴⁷ nicht doch unterschwellig präsent gewesen wäre und dies ihre ablehnende, bisweilen feindselige Einstellung zur Jagd beeinflußt hätte. Das Ausmaß dieser Beeinflussung ist insgesamt jedoch eher gering einzuschätzen. Hinzu kommt noch, daß man auch ohne Hunde jagen kann und daß einige dieser Methoden den Geistlichen ebenfalls untersagt waren. Denn auch die *quieta*, die stille Jagd (mit Netzen, Schlingen, Fallen, ohne Hunde, Treiber, Gewehre) kennt den Gebrauch von Hunden bei der Jagd auf

¹⁴⁵ Neues Bibellexikon I, Sp. 656; II, Sp. 3.

¹⁴⁶ Neues Bibellexikon I, Sp. 32 und Sp. 763; vgl. a. LChrI, Bd. 1, Sp. 70-76.

¹⁴⁷ Doch erscheint der Hund auch als Allegorie der Treue, in bildlichen Darstellungen sitzt er zu Füßen des Guten Hirten und erscheint bei der Anbetung des Kindes als Begleittier der Hirten (LChrI, Bd. 2, Sp. 334f.). Auch in den jüdischen Legenden erscheint der Hund als Symbol der Treue - der tote Abel wird von seinem Hütehund vor Aasfressern geschützt (RACHr, Bd. XVI, Sp. 785).

Niederwild (Hase, Fuchs, Vögel). Der Tierfang mit Netzen, Schlingen und Falle ist danach aber erlaubt, ebenso wie das Angeln und Fischen mit Netzen und Reusen.

Doch schon Gace de la Buigne (LE ROMAN DES DEDUIS, entst. zw. 1359-1377) möchte den Geistlichen die Jagd gestatten, denn sie muß nicht unbedingt unziemlich für diesen Stand sein. Zu unterscheiden ist, ob man der Jagd erwerbsmäßig nachgeht oder um die Langeweile zu vertreiben und Trost zu finden (11675-1685). Auch gilt für Laien anderes als für Geistliche. Den letzteren ist unter den folgenden Umständen die Jagd erlaubt (als Autorität zu dieser Frage wird Albertus Magnus genannt):

*S[e] il sont clers, distinguer faut,
Ou on feroit en ce deffaut,
Comme ainsi soit que utilité
Soit en telx jeux et vanité.
Veyci donc la distincion:
Ou telx clers ont entencion
Que utilité ad ce les mueve,
Combien que vanité s'i treuve,
Il püent chacier sans mesprendre,
Ne co'm les en doie reprendre,
Maiz que neccessité en aient
Ou que leurs moustiers rentez soient
En ycelles venations
Comme ont pluseurs religions,
Ou a ce le[s] muet vanité
Sans nul autre necessité,
Et adont il peschent griefment,
Se l'auteur dessus dit ne ment. (11689-11706)*

Aber auch für Laien ist die Jagd nicht zu allen Zeiten gestattet: So sollte man sich z.B. an Sonn- und Feiertagen der Jagd enthalten. Dem stimmt auch Gace de la Buigne zu:

*S'il sont laiz, il püent aller
Sanz pechié chacier et voller,
Maiz se gardent, car l'auteur dit
Que le temps ne soit entredit. (11685-11688)*

In einem Kapitular aus dem Jahr 789 findet sich so eine Aufzählung von Tätigkeiten, die am

Sonntag zu unterlassen sind - darunter wird auch die Jagd genannt.¹⁴⁸ In den germanischen Volksrechten dagegen gibt es kein Jagdverbot für Sonn- und Feiertage. Dies deutet darauf hin, daß die Jagd vornehmlich als Vergnügen und nicht als Arbeit verstanden wird, denn das Gebot der Sonntagsruhe bezieht sich ja nur auf schwere körperliche Arbeit. Der wirtschaftliche Ertrag - also die Jagdbeute - spielte eine untergeordnete Rolle (auch wenn der Beitrag für die Küche bestimmt nicht außer Acht gelassen wurde).¹⁴⁹

Neben denjenigen, denen die Jagd wegen ihres Standes untersagt war, gab es aber auch Personen, die jagen mußten, um damit ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Wie bereits oben erwähnt (S. 3), gab es schon sehr früh Bedienstete, deren alleinige Aufgabe darin bestand, den Jagdherren bei der Jagd zu unterstützen - Berufsjäger also, die aber keine eigene persönliche Jagdberechtigung besaßen. Von den Kelten der Oberschicht wurde berichtet, daß sie jagdliches Hilfspersonal beschäftigten.¹⁵⁰ In der *Lex Salica* (vgl. S. 6) wird der Jäger in einer Aufzählung unter denjenigen Hörigen genannt, deren Diebstahl (als Unfreie konnten sie wie Gegenstände oder Tiere gestohlen werden) und Weiterverkauf mit Schadensersatz und einer Buße von bis zu 70 Schillingen geahndet wurde.¹⁵¹

Zur merowingischen Zeit muß das Berufsjägertum also schon voll ausgebildet gewesen sein, denn anders ist die Aufnahme des hauptamtlichen Jägers in einen Gesetzestext nicht zu erklären. Neben den Jagdbediensteten gab es auch die in königlichen Diensten stehenden *forestarii*, die als Jagdhüter im wesentlichen darauf zu achten hatten, daß die durch die Inforestation eingetretenen Nutzungsveränderungen auch eingehalten wurden. Neben diesen Förstern, die vornehmlich jagdpolizeiliche Aufgaben hatten, aber sicher auch bei den königlichen Jagden selber mitzuhelfen hatten, gab es dann auch die oben erwähnten Jagdbediensteten bzw. Berufsjäger, die zum Gefolge bzw. Haushalt des Jagdherren (also des Kaisers oder Königs, eines Fürsten oder eines anderen hohen Adligen) gehörten. Zu diesem Stand zählen wohl auch die Pz. 397,27 erwähnten *weideman*, die Gawan als Führer durch den Wald zur Verfügung gestellt werden (vgl.a. Komm. z. St.). *Forestarii* als königliche Aufsichtsbeamte in einem Forst werden zum ersten Mal in einer Urkunde Childerichs II. für die Klöster Stavelot und Malmédy aus dem Jahr 667 erwähnt. In

¹⁴⁸ Vgl. Capit. Reg. Franc. I, Nr. 22, Art. 81 und Lindner, S. 420-425 sowie Anm. 141.

¹⁴⁹ Lindner, S. 421. Etwas anders sah in den skandinavischen Ländern aus, wo Jagd und Fischfang neben der Landwirtschaft dem Lebensunterhalt diente - also Arbeit war - und somit unter das Verbot der Sonntagsarbeit fiel; Lindner, S. 421-424.

¹⁵⁰ Vgl. Lindner, S. 436 und den Hinweis auf den *Cynegeticus/Kynegetikos*, eine Abhandlung über die Jagd des griechischen Autors Flavius Arrianus (um 95-175).

¹⁵¹ Lindner, S. 436 und Anm. 3; vgl. *Lex Salica*, S. 48 und 217.

dieser Urkunde ist auch von Befugnisüberschreitungen der Förster die Rede, über die die Angehörigen der oben genannten Klöster geklagt hatten. Aus dem CAPITULARE DE VILLIS geht hervor, daß die Jäger und Falkner direkt der königlichen Hofverwaltung Karls des Großen unterstanden. Es gab vier Oberjägermeister (*venatores principales*) und einen Oberfalkner (*falconarius principalis*), denen wiederum die Jäger und Falkner des Hofes und der königlichen Güter unterstanden.¹⁵² Die Verwalter der königlichen Güter hatten ebenfalls jagdliche Aufgaben. Sie mußten verschiedene Dienstleute damit beschäftigen, Habichte und andere Beizvögel zu beschaffen. Daneben mußten Netze für die Jagd und die Fischerei hergestellt und instandgehalten werden. Auch mußten Umhegungen und Wildparks (wie z.B. der EREC 7132-7148 beschriebene) in Ordnung gehalten werden und der Forstbann geschützt werden. Dazu hatten sie Falken und Hunde in Pflege.¹⁵³ Auch die nachfolgenden deutschen Kaiser und Könige hatten Jägermeister, mehrere für die verschiedenen Teile des Reiches.¹⁵⁴ Ihrem Stand nach waren diese Bediensteten Ministerialen, also Hörige, die aber über den Knechten standen.¹⁵⁵ Diese Jägerstellen scheinen schon sehr früh erblich geworden zu sein, denn in einer im späten 11. Jahrhundert erlassenen Verfügung des Erzbistums Köln wird angeordnet, daß beim Tod eines Jägers unter dessen Söhnen der Nachfolger ausgewählt werden soll.¹⁵⁶

Die Förster (*forestarii*) hingegen waren den Beamten der königlichen Güter unterstellt und streng getrennt von den königlichen Jägern. Sie waren den übrigen Hörigen und Knechten gleichgestellt, daher nur in Ausnahmefällen noch Freie, und mußten wie diese Abgaben und Frondienste leisten.¹⁵⁷ Ihre Aufgabe war im wesentlichen der Jagd-, Forst- und Flurschutz und die Wahrung des Forstrechtes. Mit dem eigentlichen Jagdbetrieb hatten sie aber wenig zu tun, denn im Gegensatz zu den Jägern hatten sie eine untergeordnete Stellung. Aber nicht nur die Förster, sondern auch die anderen Hörigen eines Hofgutes wurden zu den Jagddiensten (Wildfuhren, Hundelege, Einlager, Instandsetzungsarbeiten an den Zäunen der Wildparks) herangezogen.¹⁵⁸

Zusammenfassend ist also festzuhalten, daß zum *Jagdbetrieb* im engeren Sinne

¹⁵² CAPITULARE DE VILLIS, § 47.

¹⁵³ Wald und Weidwerk II, S. 72f.; CAPITULARE DE VILLIS, § 45, 46 und 58.

¹⁵⁴ Roth, S. 319.

¹⁵⁵ Lindner, S. 440; Wald und Weidwerk II, S. 71f., 73.

¹⁵⁶ Gockel, S. 47f., zur genauen Datierung vgl. S. 49f., 54 und 57f.; vgl. a. Komm. zu 397,27; Lindner, S. 442; Wald und Weidwerk II, S. 160 mit der überholten Datierung 1057.

¹⁵⁷ Unter Ludwig dem Frommen (778-840, Kaiser seit 814) wurden die *liberi forestarii* von den *servi forestarii* unterschieden, erstere waren von den Diensten befreit; Lindner, S. 443; vgl. a. Roth, S. 323f.; Wald und Weidwerk II, S. 72.

¹⁵⁸ Lindner, S. 440-448; Wald und Weidwerk II, S. 80.

allein *Jäger* und *Falkner* gehörten. Der *Jagdschutz* hingegen, die Pflege der Hunde, die Beschaffung von Beizvögeln und alle anderen Aufgaben im Zusammenhang mit der Beaufsichtigung von königlichen Bannforsten und Wildgärten oblag den *Förstern*.¹⁵⁹ Diese Organisation der königlichen Güter wurde von den Adligen und auch von der Kirche¹⁶⁰ für ihre Grundherrschaften und Forsten übernommen.

Alle diese Informationen lassen sich aus den karolingischen Kapitularien schöpfen. Über die nachfolgenden Jahrhunderte sind die Informationen nicht so ausführlich. Es sind lediglich einige verstreute Urkunden vorhanden, die etwas Aufschluß geben könnten. Ansonsten scheint es aber wohl kein Quellenmaterial zu geben, das Informationen enthält über die Jägerei am deutschen Kaiserhof und die damit verbundenen sozialen, rechtlichen, wirtschaftlichen und verwaltungstechnischen Fragen.¹⁶¹

Zwar äußern sich auch noch andere Gesetzestexte außerhalb des deutschsprachigen Raumes über die Stellung und Aufgaben der Jäger, z.B. die walisischen Gesetze des 10. Jahrhunderts, ob dies aber so ohne weiteres übertragbar ist, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Die Bestimmungen über die Rechte und Pflichten eines obersten Jägermeisters sind aber so ausführlich und auch ungewöhnlich, daß sie Beachtung verdienen. Als Beispiel seien die Bestimmungen des Venedotianischen Codex¹⁶² genannt, der in Nordwales Geltung hatte. So hatte der Jägermeister seinen Platz an der königlichen Tafel, er hatte freies Land, Kleidung bekam er von König und Königin, sein Pferd stellte die Hofverwaltung. Dem Stand nach war er Ministeriale. Vor Strafverfolgung war er geschützt und besaß die niedere Gerichtsbarkeit über die ihm Unterstellten. Ansonsten kommt besonders die wirtschaftliche Bedeutung der Jagd in den Bestimmungen zum Ausdruck, denn es wird genau geregelt, wann welches Wild (v.a. Rot- und Schwarzwild) gejagt wird und wie die Beute (Wildbret und Decken) aufgeteilt wird.¹⁶³

Die Jäger sind also Teil einer Hofhaltung, können evtl. aber Privilegien genießen,

¹⁵⁹ Lindner, S. 449.

¹⁶⁰ Gareis, S. 6f.

¹⁶¹ Lindner, S. 450.

¹⁶² Der Venedotianische Codex (walis. *Llyfr Iorwerth*) hatte in Nordwales oder Gwynedd (daher der Name) Gültigkeit, Wade-Evans spricht daher auch vom *Book of Gwynedd*. Diese sog. ›Gesetze des Hywel Dda‹ werden diesem walisischen König († 949/950) zugeschrieben. Sie wurden aber erst zwischen 1150 und 1250 abgefaßt, die früheste Handschrift stammt aus dem frühen 13. Jahrhundert; LMA VIII, Sp. 1974-1976. Dort gehören Falkner und Jäger zu den neun Hofbeamten höheren Ranges und haben ganz ähnliche Rechten und Pflichten. Allerdings hat der Falkner gegenüber dem Jäger den höheren Rang; Jenkins, S. 14. Der König hat die Verpflichtung, dem Falkner zu besonderen Gelegenheiten bestimmte Dienste zu erweisen (Zügel- und Steigbügeldienst); Wade-Evans, S 161, vgl. a. Komm. zu 400, 24f.

die andere Hofangestellte nicht haben. Unter den Privilegien dieser Berufsjäger ist aber an keiner Stelle das etwas kuriose Anrecht auf die abgelegte Kleidung des Jagdherren erwähnt (als Ausnahme kann die im Kommentar zu 400,24f. erwähnte Regelung im walisischen Recht gelten). Das in Pz. 400,28-30 (vgl. a. Komm. zu 400,24f.) erwähnte *reht* der Jäger hingegen ist kein besonderes Privileg, sondern ein Teil der Entlohnung der Jäger, das sogenannte *Jägerrecht*. Dieses kann entweder in Naturalien (also etwa den Decken und Wildbret) bestehen oder dem entsprechenden Geldwert.¹⁶⁴

Man kann aber wohl auch für die Zeit um 1200 (die ja bei der Betrachtung der Werke Wolframs von Eschenbach vorrangig von Interesse ist) davon ausgehen, daß Jäger und Förster zum Haushalt jedes größeren Adligen (und besonders der Territorialherren) gehörten und gewisse Rechte und Pflichten hatten. Quellen aus dieser Zeit, die dies direkt belegen, sind mir aber nicht bekannt geworden (schon Lindner, S. 450, beklagte den Mangel an Quellen über das Berufsjägertum aus der nachkarolingischen Zeit).

Ein Ausblick in die staufische Zeit zeigt, daß Einforstungen noch bis in die Zeit Friedrich Barbarossas vorgenommen wurden. Forsten wurden aber auch an Adlige und Klöster geschenkt. Die vermuteten Gründe sind vielfältig. Vielleicht war das sehr umfangreiche Krongut einfach zu groß und die Pflege konnte auf diese Weise delegiert werden. Auch war es dem Kaiser so möglich, den Adel an sich zu binden und sich zu verpflichten. Dies führte aber auch zur Entstehung neuer territorialer Einheiten, die als ›Wald- und Wildgrafschaften‹ bezeichnet wurden. Durch die Einforstungen wurden ja auch andere Herrschaftsrechte weitgehend ausgeschlossen und es konnten sich eigenständige Territorien entwickeln.¹⁶⁵

Schenkungen an Adlige und Klöster erhalten vor dem Hintergrund der Kolonisation ihre eigene Logik. Erst durch eine Schenkung wurde der Adel oder eine Ordensgemeinschaft dazu motiviert, sich in einem bis dahin wilden und unerschlossenen Gebiet anzusiedeln. Erst durch den Bau einer Burg oder eines Klosters mit der dazugehörigen Infrastruktur wie Straßen und Mühlen konnte ein Gebiet gesichert, kultiviert

¹⁶³ Vgl. a. Lindner, S. 451-453; Cummins, S.172-186.

¹⁶⁴ DRWb VI, Sp. 391-393, bes. II,1 und 2; Wald und Weidwerk II, S. 74f. Daneben bezeichnet das *Jägerrecht* aber auch das dem Jagdberechtigten zustehende Teil des erlegten Wildes.

¹⁶⁵ ²RGa IX; S. 349. Eine kritische Reaktion auf diese Entwicklung und den Machtzuwachs ist vielleicht in Freidanks BEScheidenheit zu finden: *Die fürsten twingent mit gewalt / velt, stein, wazzer unde walt, / dar zuo beidiu wilt unde zam; / si tæten lufte gerne alsam, / der muoz uns doch gemeine sîn* (76,5-9). Dies nimmt sich aus wie eine Verteidigung des freien Tierfanges - auch das Wild soll allen gehören!

und verwaltet werden, Einkünfte und Steuern erbringen. Die Beschenkten erhielten den Forst mit der Maßgabe, das Gebiet bestmöglichst zu nutzen und für das Reich zu sichern.¹⁶⁶

Die Schenkungen an den Adel waren besonders zahlreich unter der Herrschaft Friedrichs II. - ob dies aus Desinteresse am Kronbesitz geschah, sei dahingestellt. Dies führte dazu, daß im Spätmittelalter von dem riesigen königlichen Waldbesitz nur noch verstreute Teile erhalten waren. Einen Gegensatz dazu bildete die zentralisierte Forstverfassung Frankreichs, die der Krone hohe Einkünfte und eine moderne Forsttechnik bescherte. Wenn in Frankreich doch Forsten geschenkt wurden, so geschah dies nicht in so umfassenden Maße wie in Deutschland.¹⁶⁷

Auch die Entwicklung der Städte ist undenkbar ohne eigene stadtnahe Wälder, denn Holz wurde in nahezu jedem Wirtschafts- und Lebensbereich benötigt: Bauholz, Brennholz bzw. Holzkohle, Eichenrinde für Gerberlohe, Holz zur Herstellung von Gebrauchsgegenständen. So wurden Schutzbestimmungen - Rodungsverbote und Aufforstungsmaßnahmen in besonders geschützten Schonungen - zuerst für die überbeanspruchten Stadtwälder erlassen, z.B. 1359 in Erfurt.¹⁶⁸

All dies sind Entwicklungen, die zur Zeit der Entstehung der Werke Wolframs von Eschenbach schon beinahe abgeschlossen (Einforstungen, Kolonisation) oder aber noch in vollem Gange waren (der Aufschwung der Städte). Daher kann man sie durchaus als einen historischen Hintergrund betrachten, vor dem man Wolframs Werke (v.a. den PARZIVAL) sehen und rezipieren kann.

¹⁶⁶ Küster (1998), S. 125.

¹⁶⁷ LMA IV, Sp. 659.

¹⁶⁸ Küster (1998); S. 133-137, S. 139.

II.

KOMMENTAR ZU BUCH I – XVI

BUCH I

PROLOG (1,1- 4,26):

Wolfram stellt zunächst Überlegungen über die Natur des Menschen an: Bei den meisten gleicht ihre Gesinnung dem Gefieder der Elster, ist schwarz und weiß gefleckt, doch kann der, an dem Himmel und Hölle ihren Anteil haben, noch gerettet werden. Der Unbeständige (*der unstæte*) ist ganz schwarz und gerät auch danach, der Beständige (*der mit stæten gedanken*) dagegen hält sich an das Licht (1,1-1,14). Das fliegende Beispiel der Elster ist aber zu schnell für die Törichten und schlägt Haken vor ihnen wie ein aufgescheuchter Hase. Die bildhaften Reden verstehen sie nicht (1,15-2,4). Daher wendet er sich an die Klugen, Verständigen, deren Geist genauso beweglich sein muß wie Elster und Hase, um den vielfältigen Richtungswechseln der Erzählung folgen zu können. (2,23-3,27). Zuletzt kündigt Wolfram an, wovon seine Erzählung handeln wird: von Liebe und Leid, von Freude und Sorgen - kurz, die Geschichte ist so weitläufig, daß es eigentlich dreier Erzähler bedurft hätte, um ihr gerecht zu werden. Es wird um große Treue, wahre Weiblichkeit und echte Männlichkeit gehen. Auch der noch nicht geborene Held Parzival wird so vorgestellt: kühn und schön, die Schande fliehend (3,28-4,26).

1,15-19:

*diz vliegende bîspel
ist tumben liuten gar ze snel,
sine mugens niht erdenken:
wand ez kan vor in **wenken**
rehte alsam ein **schellec** hase.*

(Dieser fliegende Vergleich ist für törichte Leute viel zu schnell, sie können seine Bedeutung nicht erfassen: Denn er schlägt Haken vor ihnen genau wie ein aufgescheuchter Hase.)

1,18: *wenken*

Bezeichnet hier das Zurücklaufen in der eigenen Spur oder das Hin- und Herlaufen eines verfolgten Wildes, auch das Hakenschlagen des Hasen; BMZ III, Sp. 707ab; Dalby, S. 298; Bartsch/Marti und Martin z. St. So erscheint der Hase einerseits als ängstlich aufgescheuchtes, aber auch kluges Tier, das seine Verfolger in die Irre führt, um ihnen entkommen zu können. Genauso will der Erzähler sein Publikum kunstvoll auf falsche

Fährten locken; vgl. Lewis, S. 89.

1,19: *schellec*

Das Aufgeschreckt- oder Aufgescheuchtsein des Wildes wird so beschrieben, besonders des Hasen, wenn er aus seiner Deckung hochgemacht wird; Dalby, S. 190f.; Bartsch/Marti und Martin z. St.

In ganz Westeuropa war die Hasenjagd mit Windhunden im Mittelalter ein beliebter Zeitvertreib. Da der Hase mehrere Kilometer laufen konnte, war die Jagd von längerer Dauer, konnte auch zu fast jeder Tages- und Jahreszeit unternommen werden. Auch brauchte es nicht die aufwendigen Vorbereitungen, die für eine Hetzjagd nötig sind. Zunächst wurde der Hase durch einen Spürhund (vielleicht einen Spaniel) aufgescheucht, dann wurden die Windhunde (*hasenwint*, vgl. a. EREC 7181), meist zwei oder drei, losgemacht, die dann die Verfolgung aufnahmen. Die Jagd mit Windhunden ist natürlich ein ausschließlich aristokratisches Vergnügen; Dalby, S. XVIII; Fietze, S. 134; vgl. a. Abb. 1 und 2.

Aber auch mit Beizvögeln kann man Hasen jagen, geeignet sind besonders Gerfalken und Habichte. Dabei wird zu Fuß gejagt und die Vögel werden direkt auf die Beute geworfen, die sie im Gleitflug, dem Niedrigen Flug, verfolgen und schlagen. Zuvor müssen die Beizvögel auf Hasen abgetragen werden, d.h., sie werden darauf abgerichtet, speziell Hasen zu schlagen. Zur Unterstützung dient der Hasenhund, der von Jugend auf an das gemeinsame Jagen mit einem Greifvogel gewöhnt werden muß; De arte II, S. 47, 68; Fietze, S. 72f., 134; vgl. a. Lindner, S. 268-276 und Dalby, S. 311f. über Windhunde.

GAHMURET UND BELACANE (4,27-58,26):

Als König Gandin von Anschouwe (Anjou) im ritterlichen Kampf umkommt, fällt sein Erbe nach französischem Recht ganz an seinen ältesten Sohn Galoes, der jüngere Sohn Gahmuret steht plötzlich ohne Besitztümer da. Auf Bitten der Fürsten des Landes will Galoes seinem Bruder ein Stammgut (*hantgemælde*; 6,19) schenken. Gahmuret lehnt aber ab, ihm steht der Sinn nicht nach bequemer Versorgung. Galoes besteht darauf, das bewegliche Erbe mit seinem Bruder zu teilen, damit dieser unabhängig und standesgemäß auftreten kann (7,19-9,28). König Galoes und die Königinwitwe Schoette (92,24) statten Gahmuret reich aus und so nimmt er Abschied von ihnen, die ihn nie wiedersehen werden (9,29-13,15).

Gahmuret reist nach Bagdad, um dort in die Dienste des Kalifen (*baruc*) zu treten, des mächtigsten Mannes der bekannten Welt. Viele Länder und Städte des Orients durchreitet er und ist überall siegreich im Kampf (13,16-16,1).

Von Bagdad aus zieht er nach Zazamanc (was man sich in Indien zu denken hat), ins Reich der Königin Belacane. Sie wird von den Verwandten ihres Verehrers, König Isenhard von Azagouc (30,23), belagert, die sie verantwortlich machen für den Tod des in Liebe zu ihr entbrannten Ritters. Die Söldnerdienste Gahmurets, den ein Sturm in den Hafen der Stadt getrieben hat, werden von den Bewohnern akzeptiert (16,2-18,16). Mit standesgemäßem Gepränge zieht er in die Stadt ein und bezieht Quartier beim Burggrafen, der auch Marschall der Königin ist. Sogleich eilt dieser zu Belacane und berichtet ihr von der Ankunft des ruhmreichen Ritters, den er schon an seinem Wappen erkannt hat. Er wird die Königin und ihr Land aus ihrer bedrängten Lage erretten.

21,14f.:

âvoy wie wênic wirt gespart

sîn lîp, swâ man in læzet an!

(Seht nur, er schont sein Leben wahrhaftig nicht, wenn man ihn auf die Feinde losläßt.)

21,15: *læzet an*

Hier kann sowohl das Loslassen (*ane lâzen*; vgl. a. 78,21) von Jagdhunden als auch das Werfen eines Beizvogels gemeint sein; Dalby, S. 131; Bartsch/Marti, Martin und Noltze z. St.; Richey, S. 6 mit dem Verweis auf Pz. 78,21 und einer englischen Übersetzung, in der Gahmuret als Windhund gedeutet wird, den man von der Leine läßt; vgl. a. NL 888,2; TRISTAN 3428, 3444, 17294.

Der Marschall der Königin Belacane berichtet ihr von dem fremden Ritter, den er bei sich beherbergt. Die Fähigkeiten Gahmurets als Kämpfer kennt er gut, denn er hat ihn in der Schlacht gesehen, als dieser noch in den Diensten des Baruc von Baldac stand (21,11-22,2). Der Marschall preist die Tapferkeit Gahmurets, den er als *degen fier* (21,11) bezeichnet. Wer aber den Jagdhund oder Beizvogel losgelassen hat, ist hier nicht ganz klar - vielleicht der Baruc als Dienstherr? Gahmuret erscheint hier (und auch 78,21) wie ein Jagdhund oder ein Beizvogel, der ungeduldig darauf wartet, losgemacht zu werden und sich auf die Beute bzw. in den Kampf zu stürzen. Da er 64,7f. ebenfalls ausdrücklich mit einem Falken verglichen wird, liegt dieser letztere Vergleich hier sicher näher; vgl. dazu auch die Vergleiche der Artusritter mit Jagdhunden (281,2-6) oder Segramors' mit dem Jagdfalken (286,28-287,4).

Belacane will Gahmuret daraufhin sofort empfangen (18,17-22,29). Gahmuret, sein Gastgeber und dessen Ritter reiten zum Palas, Belacane verliebt sich augenblicklich in Gahmuret, gleich erzählt sie, wie es zu der Situation gekommen ist, in der sie sich

augenblicklich befindet: König Isenhart von Azagouc, Sohn des Tankanis, hat ihr seinen Minnedienst angeboten und starb im Kampf. Isenharts Vetter, König Vridebrant von Schottland, ist zur Vergeltung in Zazamanc eingefallen. Krieg in Schottland zwang ihn jedoch zur Heimfahrt. Gahmuret bietet ihr sofort seine Dienste an, Belacane akzeptiert nur zu gerne (22,30-29,26). Der Burggraf lädt den Gast zu einem Spazierritt ein und zeigt ihm dabei die Stadt, die Befestigungen und die Kampfstätten (29,27-32,23). Am Abend speist Gahmuret bei seinem Wirt und auch die Königin erscheint bei Tisch, um ihm eigenhändig vorzuschneiden.

33,4:

*hie stuont der **reiger**, dort der visch.*

(Hier stand der Reiher, dort der Fisch.)

Der Reiher, genauer der Graureiher (*Ardea cinerea*), wird hier ausdrücklich als Speise an einer vornehmen höfischen Tafel erwähnt. Dabei ist der Reiher wohl eher ein exklusives denn wohlschmeckendes Gericht, denn die Herrenspeise war ebenso Standes- und Herrschaftsattribut wie z.B. vornehme Kleidung oder eben auch das Jagdrecht. Auf den höfischen Tafeln konnte man alle Arten von Wildgeflügel finden, sogar Schwäne und Pfauen; Bumke, Höfische Kultur I, S. 242f. Wie dieses vornehme Geflügel den Weg auf die Tafel finden kann - wenn man denn ein geschickter Jäger ist - beschreibt Wolfram 400,19-23 (vgl. a. Komm. z. St.); Bartsch/Marti, Martin, Nellmann und Noltze z. St.

Gahmuret begibt sich zur Ruhe, verbringt aber eine unruhige und schlaflose Nacht, denn die schöne schwarze Königin, in die er sich verliebt hat, geht ihm nicht aus dem Sinn (32,24-36,2). Am nächsten Morgen hört Gahmuret die Messe, läßt sich wappnen und reitet vor die Stadt, wo er viele Zweikämpfe erfolgreich besteht. Zuletzt sticht er Razalic aus dem Sattel, den getreuesten und mächtigsten Gefolgsmann König Isenharts. Damit sind die Angreifer überwunden, alle haben sich ergeben müssen (36,3-43,30).

40,26f.:

*er was vor in ein **netze**:*

*swaz drunder kom, daz was **beslagen**.*

(Er - Gahmuret - war vor ihnen aufgestellt wie ein Vogelnetz: Was darunterkam, wurde eingefangen.)

40,26: netze

Hier wird der Vogelfang mit Netzen assoziiert. Dabei werden Netze in Rahmen aus

Latten mit Hilfe einer Stütze schräg aufgestellt. Darunter wird als Köder Futter ausgestreut. Der Jäger verbirgt sich in einem Gebüsch oder einem getarnten Unterstand in der Nähe. Sind genug Vögel (z.B. Enten, Gänse, Wachteln, Tauben oder Rebhühner) an der Futterstelle versammelt, mit einem daran befestigten Seil die Stütze weggezogen - die Vögel sind gefangen (*beslagen*) und können leicht eingesammelt werden; BMZ II/2, Sp. 374b; Lexer I, Sp. 218; Bartsch/Marti zu 40,26 und 27; Lindner, S. 306f, 346f.; Dalby, S. 201 (*slagegarn*), 201f. (*slagenetze*) und 285f. (*want*); Noltze, Komm. z. St; Richey, S. 16 (mit dem Verweis auf Pz. 317,28-30); Abb. in ms. fr. 12399, f. 89r und 92r (vgl. Roy Modus I, Anhang und Abb. 2a).

Zunächst werden natürlich nur Vögel mit dem Klappnetz gefangen, jedoch ist auch ein Minnekontext denkbar, wie im ENEASROMAN (158,9-21): Vulkan fertigt ein feines Netz, mit dem er Venus und Mars im Bett einfängt oder eben, wie hier, der Vergleich mit dem Krieger. Diesen Vergleich führt Cundrie weiter, wenn sie von Reuse und Fischwehr spricht, gleich denen Gahmuret Ruhm und Ehre eingefangen hat (317,28-30; vgl. a. Komm. z. St.)

Der Burggraf Lachfilirost führt ihn durch das Stadttor, von dort wird er von der Königin weiter durch die Stadt zum Palas geleitet und dann in ihr Gemach, wo schon das Hochzeitslager bereitet ist. Am nächsten Tag präsentiert Belacane allen Anwesenden Gahmuret als ihren Gemahl und König von Zazamanc. Vasallen und Verwandte werden aufs reichlichste beschenkt, Isenhart wird königlich bestattet (44,1-54,16).

Schon nach kurzer Zeit wird Gahmuret, obwohl er Belacane über alles liebt, von Unruhe geplagt, denn ihm fehlen die ritterlichen Kämpfe. Nach einer Weile läßt er sein Gold auf sein Schiff (auf dem sich schon das Prachtzelt Isenharts befindet) tragen und sticht nachts ganz heimlich in See. Belacane, die in der zwölften Woche schwanger ist, hinterläßt er einen Brief - auf französisch (54,17-55,20). Darin versichert er sie seiner großen Liebe und listet seine Ahnenreihe auf, damit sein noch ungeborener Sohn um seine königliche Herkunft und seine verwandtschaftlichen Beziehungen weiß. Zur rechten Zeit gebiert sie trotz ihres Kammers ihren Sohn, der nach beiden Eltern gerät und wunderbarerweise schwarz und weiß gefleckt ist wie die Elster aus dem Prolog. Feirefiz Anshevin wird er genannt und aus ihm wird ein tapferer Ritter, der in seinen Tjosten ganze Lanzenwälder abholzt (55,21-57,28). Ein Jahr nach seiner Ankunft in Zazamanc irrt Gahmuret immer noch auf dem Meer umher, landet aber endlich in Sevilla an (57,29-58,26).

BUCH II

GAHMURET UND HERZELOYDE (58,27-116,4):

In Spanien reist Gahmuret nach Toledo, wo sein Vetter Kaylet König ist, dieser ist jedoch unterwegs zu einem Turnier. Endlich gelangt er nach Wales (Wales) und vor die Hauptstadt Kanvoleis. Auf der Ebene vor der Stadt sind viele Zelte aufgeschlagen und auch in der Stadt sind alle Herbergen belegt. Der ungeheure Andrang ist dadurch zu erklären, daß die verwitwete Königin von Wales zum Turnier nach Kanvoleis geladen hat. Die jungfräuliche Königin hat ihre Hand und ihre zwei Länder als Preis für den Turniersieger ausgesetzt.

Gahmurets Knappe läßt das prächtige Zelt seines Herren auf einer Wiese, der Leoplane (64,14), jenseits der Stadt direkt unter dem Palas der Königin aufschlagen. Aus den Fenstern ihres Palas verfolgt die Königin mit ihren Damen den Einzug Gahmurets, des Königs von Zazamanc, in die Stadt. Ihm voraus ziehen Trompeter, Tamburinspieler und Fiedler. Der König selber, blondgelockt, mit leuchtendrotem Mund, hat ein bloßes Bein, nur mit leichtem Stiefel bekleidet, lässig vor sich über den Sattel gelegt. Er trägt einen Mantel aus grünem Atlas mit schwarzem Zobelbesatz. Als er die Königin im Fenster ihres Palas erblickt, nimmt er sofort Haltung an und richtet sich auf wie ein Beizvogel, der eine Beute erspäht (58,27-64,12).

64,7f.:

*ûf rihte sich der degen wert,
als ein **vederspil**, daz **gert**.*

(Der edle Held richtete sich auf wie ein Jagdfalke, der begierig nach Beute ist.)

64,8: *vederspil*

So wird ein abgerichteter Falke jeder Art bezeichnet. Dalby S. 260f.; Bartsch/Marti, Martin, Nellmann und Hartmann z. St. Erst im 16. Jahrhundert wird Federspiel im Sinne von mhd. *luoder* (vgl. Komm. zu 281,30) gebraucht; Dalby, S. 262f.; vgl. a. Pz. 400,2; 487,7; Wh. 231,27; 317,6.

64,8: *gert*

Der Beizvogel richtet sich, auf der Faust des Falkners stehend, vor dem Abfliegen oder dem Werfen aufmerksam auf und öffnet die Flügel etwas, um anzuzeigen, daß er fliegen will. Oft faßt der Vogel auch schon das Abhauben als Zeichen zum Abwurf auf,

schüttelt sich, läßt auch wohl etwas fallen und ist nun bereit zur Jagd. Ist der Falke aber unwillig, so soll man ihn durch Auf- und Abbewegen des Armes und Angehen gegen den Wind dazu animieren. Es bleibt anzumerken, daß Friedrich II. für diese Verhaltensweise keinen terminus technicus kennt; De arte II, S. 223f.; Dalby, S. 61f.; BMZ I, Sp. 532b; Bartsch/Marti, Martin und Nellmann z. St; vgl. a. Wh. 273, 10 und Komm. zu 430,23f. Dieses Verhalten am Beispiel des Habichtes wird auch EREC 1861-69 ganz anschaulich geschildert, um das Verlangen von Erec und Enite nacheinander zum Ausdruck zu bringen:

*dô einz daz ander ane sach,
dô enwas in beiden niht baz
dan einem habeche, der im sîn maz
von geschichte ze ougen bringet,
sô in der hunger twinget:
und als ez im gezeiget wirt,
swaz ers dâ vür mêre enbirt,
dâ von muoz im wirs geschehen
dan ob ers niht hete geschehen.*

Genauso wird von Wolfram an dieser Stelle Gahmurets Begierde nach Herzeloyde beschrieben. Er sucht nicht nur ritterliche, sondern auch erotische Abenteuer, nimmt angesichts einer würdigen Jagdbeute automatische Haltung an; Lewis, S. 101f.; vgl. a. Hatto, Chase, S. 211f.; Hatto, Hunt, S. 315f.; Ashcroft, S. 65f.; Hartmann, Komm. z. St.; vgl. a. S. 232-238 (Gahmuret als Liebender und Kämpfer).

Auch dem König von Spanien, Kaylet, wird von dem prächtigen Einzug seines Veters berichtet, eine Nachricht, die ihn nachgerade elektrisiert.

64,19:

*dô fuor er springende als ein **tier**,*

(Da schnellte / sprang er hoch wie ein Hirsch.)

tier

Zunächst ganz allgemein ein wildes Tier oder Wild, dann speziell mit der Bedeutung ›Hirsch, Reh, Damwild‹, entsprechend der Bedeutung von Rotwild als wichtigster Jagdbeute; Dalby, S. 238-240 (ausführlich zur Wortgeschichte); Bartsch/Marti und Martin z. St, wobei die Übersetzung ›Reh‹ hier nicht passend erscheint, vgl. a. Hartmann, Komm. z. St. und Ziltener, Sp. 226-231 (der Vergleich mit einem Hirsch betont die Schnelligkeit).

Der Ritter - hier Kaylet - wird mit einem Hirsch verglichen, kraftvoll und elegant. Auch Karnahkarnant wird später in gewisser Weise mit einem Hirsch verglichen, denn wenn die Hirsche solch ein Fell (= die Rüstung) hätten, wären sie schlecht zu erlegen, findet Parzival (124,12-14). Doch soll ihm das dann bei Ither gelingen.

Sofort werden Boten zu Gaschier und Killirjakac geschickt und alle drei reiten los, um Gahmuret zu begrüßen. Berühmte Ritter aus allen Weltgegenden sind zu diesem bedeutenden Turnier gekommen: König Utepandragun, König Lot mit seinem kleinen Sohn Gawan und noch viele weitere Könige, Fürsten und Ritter. Alle diese sind Gäste der Königin und werden in der Stadt beherbergt. Vor der Stadt lagern weitere Könige und Ritter, darunter Cidegast, Lähelin, Morolt und vor allem König Hardiz. Schon ist Kampfgeschrei vom Turnierplatz zu vernehmen, denn die *vesperie*, das Lanzenstechen am Vorabend des Turniers, dem die Königin und ihre Damen vom Palas aus zusehen (darunter die in Gahmuret verliebte Königin von Frankreich [69,29-70,6]), beginnt hier schon zur Mittagszeit und Gahmuret reitet sofort dorthin, um zunächst zuzuschauen. Dann läßt er sich auf dem Turnierplatz wappnen und reitet ins Kampfgetümmel (64,12-72,3), wo er viele Ritter vom Pferd wirft (72,4-75,22). Gahmuret reitet kurz auf die Seite, um sein Pferd zu wechseln und sich etwas abzukühlen. Diese Kampfpause benutzt der Kaplan der Königin Ampflise von Frankreich, um mit drei Pagen Gahmuret einen Brief und Geschenke der Königin zu überbringen. In diesem Brief gesteht die Königin ihm ihre Liebe und bietet ihm ihre Hand, die Krone und ihr ererbtes Königreich an, dafür soll er als ihr Ritter im Turnier kämpfen. Herzeloyses (der Name der Königin wird erst 84,9 genannt) Konkurrenz fürchtet sie nicht.

78,21:

âvoy nu wart er lâzen an.

(Hei, nun wurde er losgelassen.)

Wiederholung von 21,14f., vgl. Komm. z. St.

Diesmal hat Gahmurets Kampfesmut eine eindeutige Ursache, nämlich den Brief der Königin Ampflise, in dem sie ihm Hand und Land bietet und ihn bittet, als ihr Ritter im Turnier zu kämpfen (76,23-77,18). So sieht es aus, als ob Ampflise (vielleicht als Falknerin?) ihn losläßt, Minne und Tapferkeit, Liebe und Treue bringen ihn dazu, treiben ihn an (78,17-24), ein »Bild für Gawans gesteigerte Kampfbegierde« (Hartmann, Komm. z. St.).

Doch dann sieht er einen Fürsten aus seinem eigenen Land Anschouwe, der den Schild mit dem Wappen seines Bruders Galoes verkehrtherum trägt - ein Zeichen für den Tod des Königs. Gahmuret verläßt den Kampfplatz, seinen zerhauenen Wappenrock aber läßt er der Königin Herzeloyde durch ihren Knappen überbringen, die ihn schon jetzt zum Sieger des Turniers erklärt. Die anderen Ritter kämpfen weiter bis zum Einbruch der Dunkelheit (75,23-82,20).

Herzeloyde erhebt Anspruch auf Gahmuret, dagegen legt der Kaplan der Königin Ampflise Einspruch ein, denn seine Herrin macht ebenfalls ihre Rechte auf Gahmuret geltend (sie kennen sich seit der gemeinsam verbrachten Jugend). Herzeloyde will in einem Gerichtsverfahren die Ansprüche geklärt haben (82,20-89,4). Doch Gahmuret ist bedrückt, denn er sehnt sich nach Belacane. Dazu trauert er um seinem Bruder Galoes, der als Minneritter der Königin Annore von Navarra im Kampf getötet wurde (auch Annore überlebte diesen Kummer nicht) und um seine Mutter Schoette, die aus Verzeiflung über Galoes' Tod ebenfalls gestorben ist. Er zieht sich in sein Zelt zurück, verbringt eine Nacht voller Kummer und Leid (89,4-93,10).

Am nächsten Tag wird das Ende der Kämpfe beschlossen. Herzeloyde erneuert ihre Ansprüche auf Gahmuret. Er argumentiert dagegen, daß er ja bereits verheiratet sei, was Herzeloyde mit dem Hinweis auf Belacanes Nichtgetauftsein kontert. Mit dem Argument, daß Ampflise seine wahre Herrin sei (94,21-95,4), bittet er Herzeloyde, ihn nicht weiter zu bedrängen. Überhaupt habe ja gar kein richtiges Turnier stattgefunden, sondern nur eine *vesperie*. Man muß nun doch einen Richter bemühen, der die *vesperie* dem regulären Turnier gleichsetzt und Gahmuret zum Sieger erklärt. Der gibt sich nun geschlagen, bittet sich aber aus, einmal im Monat an einem Turnier teilnehmen zu können. Herzeloyde willigt in diese Bedingung ein (93,11-97,12) und der Eheschließung steht nichts mehr im Wege. Auch Ampflise gegenüber verhält Gahmuret sich ehrenhaft und galant, denn er will ihr weiterhin ritterlichen Dienst leisten. Herzeloyde führt Gahmuret in das Hochzeitsgemach zum Beilager. Danach treffen sich alle zum großen Hochzeitsfest. Später nimmt Gahmuret sein ritterliches Leben wieder auf, erringt viele Turniersiege (97,13-101,20).

Eines Tages erreicht ihn die Nachricht, daß sein alter Dienstherr, der Kalif von Bagdad, von zwei Herrschern aus Babylon, den Brüdern Ipomidon und Pompeius, überfallen worden ist und Gahmuret eilt ihm zur Hilfe. Nach einem halben Jahr ungeduldigen Wartens auf die Heimkehr wird Herzeloyde von heftigsten Alpträumen geplagt. Dann überbringt Tampanis, der Knappe Gahmurets, die Nachricht vom Tod seines Herren, Herzeloyde sinkt ohnmächtig nieder. Nachdem sie zu sich gekommen ist, berichtet Tampanis: Im Kampf wurde Gahmurets Kopf von Ipomidons Lanze durchbohrt. Er kann

sich noch vom Schlachtfeld schleppen und vor seinem Tod die Beichte ablegen. Herzeloyde läßt er ihr Hemd, das er wie immer auf seinem Schild befestigt hatte und die tödliche Lanzenspitze senden. Sein Leichnam wird nach Bagdad überführt und erhält ein christliches Begräbnis. Eine ausführliche Grabinschrift preist seine ritterlichen Taten und seinen Ruhm (101,21-109,1).

Herzeloyde beklagt aufs Heftigste den geliebten Mann, hat Selbstmordgedanken. Doch dann denkt sie an das ungeborene Kind und ruft sich zur Ordnung, denn wenn sie das Kind verlöre, würde Gahmuret ein zweitesmal sterben. Sie läßt sich das zerhauene Hemd und die Lanzenspitze bringen - das Hemd will sie anziehen, wie sie es auch sonst immer gemacht hat. Die Edlen des Landes aber nehmen es ihr aus der Hand und begraben es zusammen mit der Lanzenspitze symbolisch im Münster. Vierzehn Tage später bringt Herzeloyde unter Lebensgefahr ihren Sohn zur Welt, die Hauptfigur der Geschichte (112,17: *diss mæres sachewalte*) tritt endlich in Erscheinung. Als sie sich von der Geburt etwas erholt hat, betrachten sie und ihre Damen den kleinen Jungen: Es ist alles dran! Sie herzt und küßt ihn und gibt ihm dann selber die Brust (wie es auch schon Maria getan hat). Fast ist ihr, als hielte sie Gahmuret wieder im Arm, doch sie trauert auch und ihre Tränen tropfen auf den Kleinen. Freude und Trauer wechseln sich ab, doch die Trauer überwiegt schließlich (109,2-144,4).

WOLFRAMS SELBSTVERTEIDIGUNG (114,5-116,4):

Wolfram polemisiert gegen eine treulose Frau, der er den Dienst verweigert, auch wenn ihn andere Frauen deswegen hassen. Hier nennt er auch erstmals seinem Namen (114,12f.: *ich bin Wolfram von Eschenbach, / unt kann ein teil mit sange*). Seine Äußerungen waren wohl wirklich sehr unbedacht, doch kann er sonst die Frauen richtig einschätzen und wenn eine Frau ihre Würde wahrt, wird er sich auch für sie einsetzen. Gleichwohl ist ihm sein Stand (115,11: *schildes ambet ist mîn art*) wichtiger als seine Dichtkunst, wegen seiner Tapferkeit will er geschätzt werden, den Liebeslohn mit Schild und Lanze erringen. Dann will er mit seiner Geschichte fortfahren, warnt aber das Publikum: Er ist kein gebildeter Mann (im Sinne einer geregelten lateinischen Schulbildung), hält sich daher auch nicht mit Poetik und Rhetorik auf. Und ehe man sein Werk, seine Geschichte, als *Buch* bezeichnet, will er lieber nackt im Schwitzbad sitzen!

BUCH III

PROLOG (116,5-27):

In einem kleinen Prolog stellt Wolfram Betrachtungen über die *triuwe* an, die man nur bei wenigen Frauen findet. Herzeloide wird hier als leuchtendes Gegenbeispiel dargestellt.

PARZIVALS KINDHEIT (116,28-129,4):

Die trauernde Herzeloide verläßt ihre drei Länder und zieht sich mit ihrem Sohn in den Wald, in die Einöde von Soltane, zurück. Ihre Leute müssen roden und ackern und sie verbietet ihnen bei Todesstrafe, vor dem Kind von Rittern oder Rittertum zu sprechen, damit er in dieser Hinsicht nicht nach seinem Vater gerät und dessen Schicksal teilt. In der Abgeschiedenheit wächst der Junge ganz unstandesgemäß auf (118,2: *an küeneclîcher fuore betrogn*). Sein einziges kindliches Vergnügen besteht darin, mit Bogen und selbstgeschnitzten Bolzen auf Vögel zu schießen.

118,3-6:

ez enmöht an eime site sîn:

bogen unde bölzelîn

die sneit er mit sîn selbes hant,

und schôz vil vogeles die er vant.

(Nur in einer Hinsicht war dies anders: Den Bogen und die kleinen Bolzen schnitzte er sich selber und schoß viele Vögel, die er sah.)

118,4: *bogen*

Der Bogen bzw. der Langbogen wurde auch als kürzerer und leichter Jagdbogen als Jagdwaffe benutzt; Schultz I, S. 465f.; Dalby, S. 27; Yeandle, S. 50; Fietze, S. 99f., 113-119 (mit Abb.); Lindner, S. 364-366 und Tafel 85, 86, 88 und 89, LMA I, Sp. 965-969 und II, Sp. 317-322.

bölzelîn

Bolzen werden eigentlich mit der Armbrust verschossen, steht hier also als Diminutiv mit der Bedeutung ›Pfeil‹. Pfeil und Bogen wurden schon im 12. Jahrhundert durch die Armbrust verdrängt; Roth, S. 298. Auch werden Bolzen nur als Armbrustmunition genannt; DWb I, Sp. 234-236; vgl. a. Dalby, S. 272. Ist es möglich, daß

Parzival eigentlich mit einer Armbrust auf die Vogeljagd geht? Die Abb. 3-6 zeigen, daß beides möglich sein kann; vgl. dazu auch Okken (1993), S. 176f. (zu EREC 7185 *geschütze*). Die Armbrust wird zur Jagd auf Hasen und manchmal auch Enten eingesetzt; Wald und Weidwerk II, S. 46. Da die Armbrust im gespannten Zustand fixiert werden kann, ist es möglich, das Ziel in Ruhe und ohne größere Anstrengung anzuvisieren, um dann den Schuß auszulösen. Dies macht sie zu einer zweckmäßigen Jagdwaffe, die auch weniger sperrig ist als der Bogen. Die Pfeileisen von Bogen und Armbrustgeschossen (Bolzen) unterschieden sich nicht, sie wurden in unterschiedlichen Formen und Gewichten hergestellt: lang und schmal oder kurz und gedrungen (fast pyramidenförmig) und in klassischer Pfeilform.¹ Parzivals königliche Abkunft erweist sich schon im Kindesalter durch seine Jagdlust. Sie zeigt sich ganz von selber, ohne daß man ihn in dieser Kunst hätte unterrichten müssen, wie es einem jungen Angehörigen des Hochadels eigentlich zukäme, standesgemäß ist allein die »unbeschränkte Jagdfreiheit« (Martin z. St.); vgl. a. Nellmann z. St. und Bartsch/Marti zu 118,2; Bormann, S.14f.; Hatto, Chase, S. 203f.; Mergell, S. 13; Yeandle, S. 51.

Doch ist die Trauer groß, wenn der Vogel, der vorher fröhlich gesungen hat, tot daliegt. Der Gesang der Vögel rührt sein Herz so sehr, daß er weinen muß. Um ihrem Sohn diesen Schmerz zu ersparen, läßt Herzeloide alle erreichbaren Vögel fangen und erwürgen.

119,2-4:

*ir bûliute unde ir enken
die hiez si vaste gâhen,
vogeles wûrgn und vâhen.*

(Ihren Bauern und Knechten befahl sie, schnell hinzugehen und die Vögel zu fangen und zu erwürgen.)

Herzeloide lebt also kein Einsiedlerleben, sondern vielmehr ein einfaches, aber keinesfalls primitives Landleben und hat Leute, die für sie arbeiten. Dennoch erhält ihr Sohn keine standesgemäße Erziehung

Doch der Junge will dies nicht dulden. Herzeloide wirft sich vor, Gottes Gebot gebrochen

¹ Das Reich der Salier 1024-1125. Katalog zur Ausstellung des Landes Rheinland-Pfalz. Ausstellung im Historischen Museum der Pfalz vom 23. März bis 21. Juni 1992, veranstaltet vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz, Forschungsinstitut für Vor- und Frühgeschichte in Verbindung mit dem Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseum Mainz, Sigmaringen 1992, S. 96-98 und Abb. S. 96 und S. 99 (zu Nr. 7 und 8).

zu haben. Auf die Frage ihres Sohnes nach Gott erklärt sie ihm, daß Gott noch heller als der Tag sei und die Menschen nach seinem Bild schuf. In der Not soll er zu ihm beten. Von dem anderen, dem schwarzen Herrn der Hölle aber muß er sich fernhalten (116,28-119,30).

Der Junge ist ein tüchtiger Jäger, der bei seinen Pirschgängen mit dem Jagdspieß, dem *gabilôt*, Hirsche erlegt, die er im ganzen auf den Schultern nach Hause trägt.

120,2-10:

*er lernte den gabilôtes swanc,
dâ mit er mangan hîrz erschôz,
des sîn muoter und ir volc genôz.
ez wære æber oder snê,
dem wilde tet sîn schiezen wê.
nu hæret fremdiu mære.
swenne er schôz daz swære,
des wære ein mûl geladen genuoc,
als unzerworht hin heim erz truoc.*

(Er lernte den Wurf des Jagdspießes und erlegte damit viele Hirsche. Das nutzte seiner Mutter und ihrem Gefolge. Ob es schneefrei war oder Schnee lag, das Wild litt unter seinen Würfen. Nun hört Unglaubliches. Wenn er ein so schweres Stück erlegt hatte, das kaum ein Maultier hätte tragen können, dann trug er das unzerwirrt nach Hause.)

120,2: lernte

Es wird nicht erklärt, wie Parzival die Jagd lernt, da er aber eher unhöfisch jagt, wird er es vielleicht von den Leuten seiner Mutter gelernt haben. Sein Jagdtalent ist aber natürlich das Zeichen seiner edlen Abkunft.

gabilôtes swanc

Mit dem *gabilôt* (afz. *javelin*) wird speziell auf Hirsche gejagt; Schultz I, S. 456; Dalby, S. 55. Die kurzen Speere wurden in einem Köcher aufbewahrt (139,9-11; 157,17f.). Die Waffe wurde bei der adligen Jagd in Deutschland nicht benutzt, wohl aber in Frankreich; Dalby, S. XV. Auch wurde der Jagdspieß als Waffe von denen benutzt, die im Rang unter dem Ritter standen. So haben sich die Bürger von Pelrapeire u.a. mit *gabilôts* bewaffnet, die selbstverständlich nicht Teil der ritterlichen Ausrüstung sind; Yeandle, S. 100f. Ausnahme sind die Iren und Waliser, vgl. Hertz, S. 484, Anm. 45; Bartsch/Marti und Nellmann z. St. und Abb. 7-10.

Hirsche werden, wenn sie gestellt sind, üblicherweise mit einem kurzen Schwert oder einem Jagdmesser abgefangen, d.h. getötet; Cummins, S. 41. Der Spieß als tödliche Waffe wird

v.a. bei der Wildschweinjagd eingesetzt, aber auch bei der Bärenjagd; Dalby, S. 213f.

120,4: *des sîn muoter und ir volc genôz*

Die Jagd ist hier nicht höfisches Vergnügen einer adligen Oberschicht und gesellschaftliches Ereignis, sondern dient ganz einfach dem Lebensunterhalt bzw. der Selbstversorgung.

120,8-10: *swenne er schoz [...] heim erz truoc.*

Parzival trägt den erlegten Hirsch, der eigentlich nur von einem Maultier hätte transportiert werden können, allein und unzerlegt nach Hause. Diese fast übernatürlichen Kräfte erinnern an Siegfried, der bei der Jagd im Odenwald einen Bären lebendig fängt und gefesselt ins Lager der Jagdgesellschaft zurückbringt (NL 946-962). So unhöfisch, wie er den Hirsch in einem Stück nach Hause schleppt, so beinahe unbekümmert (vielleicht auch brutal und bedenkenlos) wird er später seinen Verwandten Ither erlegen.

120,10: *unzerworht*

Das Wild ist unzerwirrt, d.h. unzerlegt. Dies ist ein Beweis von Parzivals Stärke und seiner Unerfahrenheit im Jagdwesen; Bartsch/Marti und Martin z. St.; Dalby, S. 320.

Wie bei Tristan zeigt auch bei Parzival die Jagdlust seine edle Abkunft, aber er ist wild und unzivilisiert, er jagt nur für den Lebensunterhalt und das zu jeder Jahreszeit (120,5f.). Mit kompliziertem Zeremoniell hält er sich nicht auf, auch Ither erlegt er ohne weiteres, schafft es aber nicht, ihm das Fell - die Rüstung - abziehen. Ein völliger Gegensatz hierzu ist Tristans Vorgehen: nach neuester französischer Manier schlägt er vor der staunenden Jagdgesellschaft den Hirsch aus der Decke (2860-3035, 3167-3187, vgl. a. S. 210f.).

An dieser Stelle könnte man vielleicht annehmen, daß die Pirschjagd auf Rotwild eine primitive Angelegenheit wäre. Dies stellt sich in dem lateinischen Traktat *DE ARTE BERSANDI* aus dem 13. Jahrhundert¹ ganz anders dar, der zeigt, was zu dieser Zeit in Deutschland als Pirschjagd angesehen wurde: »eine Drückjagd mit Schußwaffen unter Verwendung von Hunden zur Vorhut, von berittenen Treibern und Schützen zu Fuß«.² Zunächst werden die Fähigkeiten des Jägers genannt: Er muß ein guter Schütze sein, das Wild richtig treiben können, die Bracke richtig auf die Fährte ansetzen.³ Den Wind muß er richtig deuten und die Schützen dementsprechend aufstellen. Auch handwerkliches

¹ Eine Entstehung im Umfeld Kaiser Friedrichs II. ist denkbar, denn gleich zu Beginn (S. 24/25) wird der Verfasser Guicennans als deutscher Ritter bezeichnet, ein bedeutender Jäger, dessen Kunstfertigkeit, besonders in der Pirschjagd, die Barone und Fürsten aus Deutschland und die Jäger des Kaisers Friedrich bezeugen können.

² *DE ARTE BERSANDI*, S. 20.

³ *DE ARTE BERSANDI*, S. 24/25 (hier und im folgenden gibt die gerade Seitenzahl den lateinischen Text an, die ungerade die Übersetzung).

Geschick ist gefragt: Pfeil und Bogen bzw. die Armbrust muß er instandhalten, das Wild zerwirken und das Jagdhorn blasen können.¹ Es folgen Anweisungen über das Abrichten der Bracke, die hier als Spürhund dient.² Für die Pirschjagd braucht man höchstens sechs Jäger, zwei oder vier können aber auch schon ausreichen, ideal sind jedoch sechs: drei als Schützen, drei als Treiber. Die Kleidung der Schützen soll von der Farbe der Bäume sein (*colori arborum*; S. 32), damit sie nicht vom Wild erkannt werden. Sie sollen mit Pfeil und Bogen sowie Speißen (zur Verteidigung) und evtl. auch Bolzen (um in Friedenszeiten auf Vögel zu schießen) bewaffnet sein.³ Auf der Suche nach Wild sollen die Jäger schweigsam reiten und die Armbrust nicht auf der Straße spannen. In einer wildreichen Gegend soll die Bracke immer am Leitseil laufen. An Ausrüstung sollen die Jäger folgendes in einer Tasche mit sich führen: Ersatzbogensehnen, Schnüre, Feuerstein, Feuerstahl, Zunder, Leim, Schere, Messer, Feile, ein Schleifstein, am Sattel hängt noch ein Beil. In einer zweiten Tasche soll man alles zum Beschlagen eines Pferdes haben: Hammer, Hufeisen, Nägel.⁴ Es folgt noch die Anleitung, wie sich die drei Schützen so aufstellen, daß sie das Wild ganz sicher treffen, ohne sich gegenseitig zu verletzen.⁵ Die Beschreibung der weiteren Jagd, die Verfolgung des Wildes, bricht mitten im Satz ab, so daß man nichts mehr über das Erlegen und Zerwirken erfährt; über die Pirschjagd vgl. a. Cummins, S. 47-67. Eine gut organisierte Pirschjagd auf Hirsche wird auch im ENEASROMAN (130,30-131,13 und 132,18-133,25) beschrieben.

Offenkundig ist diese Form der Jagd nicht so aufwendig wie eine Hetzjagd, bringt auch größere Beute als die Beize, ist aber keineswegs weidmännisch anspruchslos und nur etwas für ungehobelte Zeitgenossen. Parzival jedoch erreicht noch nicht einmal dieses Niveau, so umstandslos, wie er den Hirsch erlegt und nach Hause schleppt, wird er dann auch seinen Verwandten Ither ›erlegen‹. Erst als sich Gurnemanz seiner annimmt, ändert sich dieser primitive Zustand.

Eines Tages ist er wieder unterwegs und will gerade das Wild durch Blatten heranlocken.

¹ DE ARTE BERSANDI, S. 26/27.

² DE ARTE BERSANDI, S. 26/27-32/33.

³ DE ARTE BERSANDI, S. 32/33.

⁴ DE ARTE BERSANDI, S. 32-34/33-35. Eine solche Ausrüstung wäre auch Gauvain nützlich gewesen, der die Hirschjagd abbrechen muß, weil sein Pferd ein Hufeisen verliert (vgl. Pc. 5659-5691 und Komm. zu 397, 26-28).

⁵ DE ARTE BERSANDI, S. 34-36/35-37.

120,11-13:

*eins tages gieng er den **weideganc**
an einer halden, diu was lanc:
er brach **durch blates stimme** en zwîc.*

(Eines Tages ging er zum Wildwechsel an einem langgestreckten Hang. Um den Ruf des Wildes nachzuahmen, brach er einen Zweig ab.)

120,11: *weideganc*

Der Wildwechsel, also der Weg, den das Wild nimmt, um zu seinen Weideplätzen zu gelangen; Dalby, S. 289f.; Yeandle, S. 108f.

120,13: *durch blates stimme (blate stimme G, blatstimme gg)*

Parzival ahmt den Ruf des Wildes nach. Dalby, S. 29-31 faßt ›blates‹ nicht als ›Blatt‹ auf, sondern entweder als ›Lockruf‹ oder als das Verb ›blatten‹, vgl. a. DWb II, Sp. 77, der Terminus allgemein ist an dieser Stelle zum erstenmal nachgewiesen; Yeandle, S. 110f.; BMZ I, Sp. 201b-202a, hier Sp. 201b: ›blatt auf dem man pfeift‹; Lexer I, Sp. 298f., hier Sp. 299: ›nachahmung des tones der rehgeiss mit einem blatte‹. Man übersetzt also am besten ›den Ruf des Wildes imitieren‹; vgl.a. Lindner, S. 353f.; Frevert, S. 26f.; Bartsch/Marti und Nellmann z. St.

en zwîc (ein zwîc alle Hss.)

Dies entspricht der oben vorgeschlagenen Übersetzung, denn es wird oftmals der Ast benutzt, um eine Art Pfeife zu basteln, um den Ruf des Wildes nachzuahmen; vgl.a. Yeandle, S. 112f. Es ist aber weniger wahrscheinlich, daß Parzival - der ein eher ›rustikaler‹ Jäger ist - sich damit aufhält, aus einem dünneren Ast eine Art Pfeife¹ zurechtzuschneiden, mit der er den Ruf der Ricke nachahmt, um einen Rehbock anzulocken. Das Blatten kann aber auch mit einem Blatt ausgeführt werden und um das zu bekommen, rupft Parzival einen Ast ab und hat gleich einen ganzen Vorrat an Blättern.

An dieser Stelle nun setzt die Handlung von Chrestiens PERCEVAL ein: Perceval sattelt sein Pferd, nimmt drei Wurfspieße (*trois gavelots*) und verläßt das mütterliche Anwesen (78-80). Bald läßt er sein Pferd auf einer Wiese grasen und unterhält sich damit, die Wurfspieße in alle Richtungen und auf jede erdenkliche Weise zu schleudern (95-99), so ist wohl auch Parzival zu seinem *gabilot* gekommen. Als Jäger beschreibt Chrestien seinen Helden aber nicht.

¹ Die moderne Entsprechung ist der Rehblatter, eine kleine Pfeife aus Holz, Kunststoff oder Metall, deren Fiepton mit einer Stellschraube verändert werden kann. Natürlich kann das Fiepen auch ganz einfach mit einem Blatt oder Grashalm erzeugt werden.

Da galoppieren drei Ritter in leuchtender Rüstung heran, ein vierter Ritter - Karnahkarnant - kommt dazu und erklärt dem Knaben, daß sie alle vier Ritter sind. Auf die Frage des Jungen, wer Ritter mache, antwortet er, daß dies das Recht des Königs Artus sei. Sofort erkennt er auch die edle Abkunft des Jungen. Dann bewundert dieser die Rüstungen.

124,12-14:

*›ob die hirze trüegen sus ir vel,
so verwunt ir niht mîn gabylôt.
der vellet manger vor mir tôt.‹*

(Wenn die Hirsche solch ein Fell hätten, dann könnte sie mein *gabilôt* nicht verwunden. Viele habe ich schon erlegt.)

Parzival vergleicht die Rüstung des Ritters bzw. das Kettenhemd mit dem Fell des Hirsches und findet, daß er die Tiere nicht erlegen könnte, wenn sie auch so ein Fell hätten. Er kann die Rüstung nur mit dem vergleichen, was er aus seinem beschränkten Erfahrungskreis kennt. Ein verwundeter Ritter, nämlich Urjans, wird später mit einem Hirsch verglichen und hinterläßt eine Blutspur wie ein angeschossenes Wild (507,25f.). Ganz allgemein wird hier ein weiterer (vgl. a. 64,19) Vergleich Ritter - Hirsch angestellt, vielleicht eine Vorausdeutung auf die Tötung Ithers; Yeandle, S. 186. Diese Passage hat ihr direktes Vorbild bei Chrestien (273-276).

Dann reiten die vier weiter, nicht ohne dem Jungen zu seiner Schönheit noch Verstand zu wünschen. Die Ritter treffen auf Herzeloys' Leute, die sie nach den Entführern fragen. Die Bauern machen sich große Sorgen, daß der Junge die Ritter gesehen haben könnte.

125,27f.:

*der knappe enruochte ouch wer dô schôz
die hirze kleine unde grôz:*

(Den Knaben kümmerte es nicht, wer von nun an große und kleine Hirsche schießen würde.)

Parzival ist es plötzlich egal, wer auf die Jagd geht und zum Unterhalt der Familie beiträgt. Er will nun Ritter werden, wie er seiner Mutter gleich eröffnet. Parzivals Hirschjagd in Soltane könnte als Symbol seiner bisherigen unstandesgemäßen Existenz gesehen werden. Sobald er der Ritter ansichtig wird, vergißt er die Jagd sofort. Die Jagd als bloße Existenzsicherung ist eines Thronerben unwürdig, als höfisches Vergnügen aber

angemessen. Parzival jagt nun nicht mehr dem Wild nach, sondern der Ritterschaft; Yeandle, S. 203.

Er eilt zu seiner Mutter und erzählt von seiner Begegnung, sie aber wird vor Schreck ohnmächtig. Ihr Sohn will unbedingt zu König Artus, um ein Ritter zu werden. Herzeloide gibt ihm einen alten Gaul und ein Torenkleid aus Sackleinen mit Stiefeln aus Kalbsfell - der Spott der Leute soll ihn zu ihr zurückbringen. Sie gibt ihm auch gute Ratschläge mit auf die Reise: Er soll dunkle Furten meiden, allen den Gruß entbieten, auf alte weise Männer hören und die Neigung der Damen gewinnen, sie umarmen und küssen und ihren Fingerring erbitten. Am nächsten Morgen reitet er los, Herzeloide aber sinkt vor Kummer tot zu Boden, als sie ihn nicht mehr sehen kann (120,1-129,4).

REISE ZUM ARTUSHOF – ITERS TOD (129,5-161,8):

Am zweiten Morgen seiner Reise kommt er zu einem prächtigen Zelt auf einer grünen Wiese. Darin findet er schlafend die schöne Jeschute, die Frau Herzog Orilus' von Lalander. Der Junge umarmt und küßt die Dame, die sich heftig wehrt und entwendet ihr Ring und Gewandspange. Dann verspeist er noch ganz unbekümmert Brot, zwei Rebhühner und Wein.

132,1f.:

ern ruochte wâ diu wirtin saz:

*einen guoten **kropf** er az,*

(Er bekümmerte sich nicht darum, wo die Gastgeberin saß: er füllte seinen Kropf [=stopfte sich den Magen voll].)

132,2: *kropf*

Parzival füllt sich so gierig den Magen, wie es sonst Vögel mit ihrem Kropf tun. Dieser ist eine Ausstülpung der Speiseröhre, in der die Nahrung aufbewahrt und vorverdaut wird, bevor sie in den Magen gelangt. Dieser Vergleich ist nicht sehr schmeichelhaft für Parzival, der sich zuerst auf die schlafende Jeschute stürzt, um dann mit der gleichen Gier die für Orilus vorbereitete Mahlzeit zu verschlingen. Dabei wartet er noch nicht einmal die Aufforderung der Gastgeberin ab, sich neben sie zu setzen; Bartsch/Marti und Nellmann (>Metapher für die von Parzival gierig verschlungene Nahrung<) zu 123,1 und 123,2; Martin z. St.; vgl. DWb V, Sp. 2395f. (>kropf<: das, was man gegessen und getrunken hat, v.a. im Überfluß); vgl. a. 487,9. Übrigens bezeichnet afrz. *gorge* entsprechend den Kropf der Vögel, besonders aber die Mahlzeit der Beizvögel; vgl. Tobler/Lommatzsch IV, Sp. 443f.;

Borchert, S. 83.

Wie sein Vater (vgl. 64,7f.) wird auch Parzival mit einem Vogel verglichen, aber nicht in lobender Weise mit einem edlen Greifvogel. Hier hat man es eher mit einem halbflüggen Jungvogel zu tun, der gierig mit aufgeregt flatternden Flügeln nach Nahrung verlangt und sonst auf nichts anderes achtet. Der *kropf* als Synonym für die Mahlzeit wird hier auf Parzival übertragen, so ist der *morgen-* bzw *abentkropf* gleichbedeutend mit der Fütterung des Beizvogels am Morgen und am Abend; Dalby, S. 125.

Auch bei Chrestien findet sich diese Episode (738-763): Perceval findet ein Fäßchen Wein und drei Rehpasteten. Er ißt eine und bedient sich reichlich vom Wein. Auch lädt er das Fräulein (aus dem bei Wolfram Jeschute wird) ein, das Mahl mit ihm zu teilen, sie aber weint nur. Als Perceval gesättigt ist, befiehlt er sie Gott und reitet weiter. Die Kropf-Metapher fehlt jedoch.

Der Junge raubt Jeschute noch einen Kuß, befiehlt sie Gott und reitet weiter. Kurz darauf kommt Herzog Orilus zum Zelt zurück und bemerkt sofort, daß jemand bei seiner Frau war. Er unterstellt ihr Untreue und glaubt ihrer Erklärung und Unschuldsbeteuerung nicht. Orilus findet, daß er eine solche Kränkung nicht verdient hat und zählt seine Siege auf - auch Galoes hat er in der Tjost getötet (134,23-26).

135,7-12:

*si hazzent mich besunder,
die von der tavelrunder,
der ich ähte nider stach,
da'z manec wert juncfrouwe sach,
umben spärwær ze Kanedic.
ich behielt iu prîs und mir den sic.*

(Jeder einzelne aus der Tafelrunde haßt mich - acht von ihnen stach ich dort vom Pferd, wo es viele edle junge Damen sahen: im Kampf um den Sperber zu Kanedic. Ich errang Euch den Ruhm und mir den Sieg.)

135,11: *spärwær*

Der Sperber (zur Biologie vgl. Komm. zu 163,8 sowie Abb. 12 und 13) taucht hier nicht als Beizvogel auf, sondern als Schönheitspreis für eine Dame; vgl. Guerreau-Jalabert, H 1596.4(B). Das Turnier in Kanedic¹ ist eine Erfindung Wolframs vor dem Hintergrund

¹ Der Name ist wohl aus Hartmanns EREC übernommen (1655), wobei dieser aus dem

des Turniers von Tulmein, wo ebenfalls ein Sperber als Preis ausgesetzt ist (EREC 181-217). Als Beizvogel in einer Jagdszene taucht er nur in Eilharts von Oberg TRISTRANT (7193-7203[S. 31a/31b]) auf. Dalby, S. 210-213; Bartsch/Marti z. St; Martin; Yeandle, S. 377f.

Der Sperber gilt allgemein als Damenvogel, weil er kleiner und leichter zu handhaben ist als die größeren Falken. Auch bringt der Sperber oftmals die Beute zurück zu seiner Herrin, reitet also auf die Faust bei. Doch auch die Herren beizen mit Sperbern, und so ist diese Art der Beizjagd besonders angenehm und vergnüglich, da Damen und Herren zusammen beizen; Fietze, S. 59f.; 91-93; 138-140. Aus diesem Grund wird die Sperberbeize auch von den französischen Jagdautoren des 14. Jahrhunderts besonders gelobt und empfohlen. Die Anwesenheit der Damen bedeutet eine sittliche Aufwertung, dazu kann man noch zahlreiche und vielfältige Beute machen (LE ROMAN DES DEDUIS, 10320-10344; 10407-10413). Die Beizjagd ist für eine Dame, die auf ihren guten Ruf und Ehre bedacht ist, das rechte und angemessene Vergnügen, ganz im Gegensatz zur Hetzjagd, von der Gace de la Buigne abrät (10427-10432; 10491-10494); vgl. Fietze, S. 62; zur Sperberbeize vgl. a. ROY MODUS, Kap. 114-116. Übrigens war der Sperber als Beizvogel in Deutschland nicht so beliebt wie in Frankreich und Italien.

So hat entsprechend der Sperber (oder genauer, das größere Sperberweibchen, denn dieses wurde hauptsächlich bei der Beizjagd verwendet) eine ganz spezielle Rolle als Bote, als Geschenk einer Dame oder als Symbol des Friedens; Dalby, S. 212f. Sperber sind Eigentum der Damen und werden von ihnen verschenkt (Pz. 605,3-7), manchmal wird die Dame auch mit einem Sperber verglichen (so Isolde; TRISTAN 10996-98).

Orilus bestraft Jeschute mit der Trennung von Tisch und Bett, zerfetzt das Zaumzeug ihres Pferdes, zerschlägt den Sattel und läßt sie auch das zerrissenen Kleid nicht wechseln. In diesem Aufzug zwingt er sie, mit ihm über ein Jahr lang (vgl. 139,19-22) die Spur des vermeintlichen Liebhabers zu verfolgen (129,5-138,1).

Inzwischen reitet der Junge nichtsahnend eilig weiter, als er eine Frau laut klagen hört. Er trifft auf die trauernde Sigune, die den toten Schionatulander im Schoß hält. Auf die Frage, wie der Ritter zu Tode gekommen ist, antwortet Sigune, daß es in einer Tjost geschehen ist - und nicht etwa durch einen Jagdspieß, wie der Junge vermutet hatte (vgl. a. Komm. zu 446,26).

Personennamen bei Chrestien (1722) einen Ortsnamen macht (in der CRÔNE [2313] allerdings wieder als Eigennamen: Qvinedinch). Der eigentliche Ursprung und die Bedeutung sind unklar. Kanedic ist auch das Land der Florie (586,4) und der Clauditte (Tit. 141,1); Yeandle, S. 378 (mit weiterer Lit.); Martin z. St.; Nellmann z. St.; Schröder,

141,16-19:

*ein bracken seil gap im den pîn.
in unser zweier dienste den tôt
hât er bejagt, und jâmers not
mir nâch sîner minne.*

(Eine Leine für eine Bracke brachte ihm dieses Verderben. In unser beider Dienst hat er für sich den Tod und für mich schmerzliche Sehnsucht nach seiner Liebe erworben.)

141,16: *bracken seil*

Hundeleine, vgl. Komm. zu 294,4

Auf die Frage nach seinem Namen antwortet er: *bon fîz, scher fîz, bêâ fîz* (140,6) und Sigune weiß sofort, wen sie vor sich hat. Sie nennt seinen richtigen Namen: Parzival (140,16f.) und klärt ihn über ihre Verwandtschaft auf (sie ist seine Cousine), nennt die Herkunft von Vater und Mutter, weiß auch, welche Länder ihm gehören. Ebenso kennt sie seine Feinde: Lâhelin hat zwei seiner Länder an sich gerissen, dessen Bruder Orilus hat seinen Onkel Galoes und auch Schionatulander getötet. Parzival will seine Schmach und ihren Kummer rächen. Aus Angst um sein Leben weist sie ihm den falschen Weg (138,2-142,2).

Endlich erreicht er die Straße, die ihn zu den Bretonen (142,4: *Berteneysen*) und damit zu Artus führt. Ein Fischer führt ihn bis zur Hauptstadt Nantes, will aber nicht mit hineingehen. Vor der Stadt begegnet er einem Ritter, Ither von Gaheviez, genannt der Rote Ritter, ein Vetter König Artus', der Anspruch auf sein Erbe, die Bretagne, erhebt. In der Hand trägt er einen Becher, den er der Tafelrunde entwendet hat. Er bittet Parzival, Artus und den Seinen folgendes auszurichten: Er, Ither, wartet darauf, daß ein Ritter der Tafelrunde erscheint, um sich ihm im Zweikampf zu stellen und den Becher zurückzuholen. Die Königin Ginover bittet er um Entschuldigung, weil er sie aus Ungeschick mit Wein übergossen hat. In der Stadt bietet ihm der Knappe Iwanet vor dem Palas sofort seine Hilfe an. Parzival fragt nach Artus und Iwanet führt ihn in den Palas. Dort grüßt der Junge alle und richtet dann Ithers Botschaft aus. Artus möchte ihm gern jeden Wunsch erfüllen und Parzival bittet, zum Ritter gemacht zu werden, denn ihm hat es Ithers Rüstung angetan, die er sich erkämpfen will. Auch Keie redet dem König zu, Parzival den Kampf mit Ither zu überlassen. Artus zögert, den schönen Jüngling dieser Gefahr auszusetzen, stimmt dann aber

Namen, S. 63.

doch zu (142,3-150,26).

150,21f.:

ine sorge umb ir deweders leben:

*man sol **hunde umb ebers houbet gebn.***

(Das Leben der beiden kümmert mich nicht, man muß Hunde aufs Spiel setzen, wenn man den Eberkopf haben will.)

150,22: *hunde umb ebers houbet gebn*

Diese sprichwörtliche Wendung ist hier zuerst belegt; Bartsch/Marti, Martin (mit der Deutung des Ebers als »hochgeschätzte Jagdbeute« und weiteren Beispielen, bes. MF 20,9f. [Spervogel]: *wan sol die jungen hunde lâzen zu dem bern / und den rôten habeck zem reiger, welle ers gern*) und Nellmann z. St.; TPMA II, S. 339, Nr. 5; BMZ I, Sp. 409b; Speckenbach, S. 450, Anm. 10; Eichholz, Komm. z. St.; vgl. a. S. 197f.

Ganz zu verstehen ist diese Redewendung aber erst vor dem konkreten Hintergrund der Wildschweinjagd, die ebenso wie die Jagd auf Rotwild als edel galt. Wildschweine sind eine gefährliche Jagdbeute, denn die wehrhaften Tiere sind imstande, Menschen, Pferde und Jagdhunde schwer zu verwunden und auch zu töten. Gejagt wurde nur der Keiler, von der Jagd auf Bachen wurde abgeraten, da sie, besonders wenn sie Frischlinge führen, sehr aggressiv sind. Als Waffen werden dabei sowohl das Schwert (LIVRE DE CHASSE, ms. fr. 616, f. 94r und 95r) als auch der Speer bzw. die Saufeder mit der charakteristischen Querstange (LIVRE DE CHASSE, ms. fr. 616, f. 73r und f. 108r) eingesetzt, aber auch die Armbrust wird verwendet (f. 116v und 117r).

Zum Verlauf einer Wildschweinjagd vgl. Lindner, S. 372-374.; Fietze, S. 122-127 (mit Abb.); Cummins, S. 96-109.; Borchert, S. 62-75.; LIVRE DE CHASSE, S. 231- 235 (Kap. 53f.); ROY MODUS, Kap. 38-49 (S. 72-86).

Ither, der hier von Keie als Eber gesehen wird, stellt eine Bedrohung für den Artushof dar, denn er beansprucht einen Teil des Reiches als sein Erbteil für sich und dazu, unausgesprochen, auch die Königin; Hatto, Hunt, S. 300-304, 318. Als Tiersymbol steht der Eber für eine Person, die Macht und Liebe an sich reißt; Hatto, Chase, S. 201f. Ähnlich ist auch Marjodos Ebertraum zu deuten (TRISTAN 13515-13540), in dem ein wilder Eber bis in das Schlafgemach des Königspaares vordringt und das Bett besudelt. Der Vergleich des Kriegers mit dem Eber kommt aus der Heldenepik, so z.B. in Kriemhilds Traum, in dem sie Siegfrieds Tod voraussieht: Siegfried wird von zwei Ebern - Gunther und Hagen - über die Heide gejagt (NL 921). Auch der kämpfende Dankwart wird mit einem wilden Eber verglichen (NL 1946,3f.), genau wie Volker (NL 2001,2f.). Der Vergleich liegt natürlich in

Kampfsituationen besonders nahe: So, wie sich der Eber am Ende der Jagd den Jägern und Hunden stellt, so stellt sich der Krieger seinen Feinden entgegen; Dalby, S. XVIff.; Speckenbach, S. 439, 449-454, 462; Ziltener, Sp. 217-220; Bormann, S. 64f.

Besonders dramatische Schilderungen der Eberjagd in der Literatur finden sich bei Konrad von Würzburg (PARTONOPIER UND MELIUR, 328-429 [eine königliche Eberjagd in den Ardennen], 2648-2665; vgl. Hatto, Hunt, S. 302), aber auch in der mittenglischen Stabreimromanze SIR GAWAIN AND THE GREEN KNIGHT (1412-1468, 1561-1617). Ähnlich aufregend ist auch das Autorbild ›Herr Heinrich Hetzbold von Weißensee‹ im Codex Manesse: Ein Jäger zu Pferd und einer zu Fuß töten den Keiler mit Jagdschwert und Jagdmesser, zwei Hunde haben sich in den Keiler verbissen, ein dritter liegt verwundet. Ein dritter Jäger hat sich auf einen Baum geflüchtet; vgl. a. Abb. 11.

Der Eber wird als gefährliches Tier gesehen, das sogar dämonische Züge annehmen kann, eine Negativbewertung, die erst im Hohen Mittelalter einsetzt. Noch bis etwa um die Jahrtausendwende war die Wildschweinjagd ein königliches Vergnügen, das seine Wurzeln in der Antike hatte. Den Römern und Griechen war der Eber eine edle Jagdbeute, deren Kraft und Mut bewundert wurde, der Hirsch hingegen galt als schwach und feige. Die Germanen schätzten den Eber genauso hoch ein, den Kelten galt er als das königliche Wild schlechthin: Nicht ein weißer Hirsch wird gejagt, sondern ein weißer Eber. Dieses wunderbare Tier kann auch den Weg in eine andere Welt weisen, ähnlich dem Weißen Hirsch: So reiten Pryderi und Manawydan eines Morgens auf die Jagd und stöbern einen weißen Eber auf, der sie zu einer magischen Burg führt; MABINOGION, S. 35-46 (Manawydan Son of Llyr), hier S. 39. Den französischen Jagdschriftstellern des 13. und 14. Jahrhunderts hingegen gilt die Hirschjagd als die edelste, Gaston Phébus betont aber respektvoll die Kraft des Ebers (LIVRE DE CHASSE, Kap. 9). Ab dem Beginn des 12. Jahrhunderts gewinnt die Hirschjagd in England und Frankreich an Ansehen. Die Kirchenväter machten aus dem Eber ein unreines und furchteinflößendes Tier, Symbol des aufrührerischen und sündhaften Menschen, sogar des Antichrist. Dem wird der Hirsch als Christussymbol entgegengestellt: Die zehn Enden des Geweihs repräsentieren den Dekalog (vgl. ROY MODUS, Kap. 74f.; ms. fr. 12399, f. 44v und f. 45v mit der Allegorie der Zehn Gebote Gottes mit dem Hirsch und der Allegorie der Zehn Gebote Satans mit dem Eber als Symbol). Mit dieser Entwertung des Ebers kanalisierte die Kirche die Jagd, die sie nicht verbieten konnte; Pastoureau, S. 7-10, 15f., 23; vgl. a. Schröder, S. 147f.

Der Eber ist also ein sehr gefährliches Tier und Ither wird nicht ohne Grund mit ihm verglichen, da er eine Gefahr für den Artushof darstellt. Keie ist ganz bedenkenlos in seinem Bestreben, die Macht des Königs zu erhalten. Dazu ist er auch bereit, ein

Bauernopfer zu bringen - Parzival, als der Bauertölpel, für den er ihn hält. Er soll einer der Hunde sein, die man gegebenenfalls opfern muß; vgl. a. Lewis, S. 92.

Diese Sentenz und das Bild von der Eberjagd fehlen bei Chrestien. Dort verlangt Perceval von Artus die Rüstung des namenlosen Roten Ritters (998-1000), was den verwundeten Seneschall Keu veranlaßt, zu lästern: Perceval soll nur gleich losreiten und sie sich holen (1103-1007). Der König weist Keu zurecht und tadelt ihn, denn der Junge scheint von edler Abstammung zu sein, weshalb Keus Benehmen unangemessen ist. König Artus fügt noch Bemerkungen über uneinlösbare Zusagen an - man darf nur das versprechen, was man auch imstande ist, einzulösen (1009-1032).

Parzival eilt schon wieder fort, als Iwanet ihn zu einer Galerie zieht, wo sich die Königin und ihre Damen aufhalten. Dort sitzt auch Cunneware von Lalant, von der es heißt, daß sie nicht eher lachen würde, als bis sie den erblickt, dessen Ruhm am größten ist oder noch sein wird (vgl. 135,15-18). Bei Parzivals Anblick lacht sie, was Keie dermaßen erbost - schließlich trifft man am Artushof die tapfersten Ritter an - daß er sie heftig verprügelt.

152,2-12:

*›iweru werdem prîse
ist gegeben ein smæhiu letze:
ich pin sîn vāngec netze,
ich soln wider in iuch smiden
daz irs enpfîndet ûf den liden.
ez ist dem künge Artûs
ûf sînen hof unt in sîn hûs
sô manec werder man geriten,
durch den ir lachen hât vermiten,
und lachet nu durch einen man
der niht mit ritters fuore kan.‹*

(Eurem hohen Ansehen ist ein schmähhliches Ende bereitet worden. Ich bin das Netz, das es wieder einfängt, ich werde es Euch wieder einbleuen, daß Ihr es an allen Gliedern spürt. Dem König Artus ist so mancher edle Herr in den Hof und zum Palas geritten und keiner hat Euch zum Lachen gebracht. Und nun bringt Euch ein Mann zum Lachen, der überhaupt nichts von ritterlichem Benehmen weiß.)

152,4: *ich pin sîn vāngec netze*

Keie, immer um das Ansehen des Königs und des Hofes bedacht, sieht sich als das

Netz (ob zum Vogel- oder Fischfang oder anderes Wild, sei dahingestellt), mit dem der *prîs* Cunnewares (und damit auch des Königs und des Hofes) wieder eingefangen wird. So, wie bei Wolfram oftmals der *prîs bejaget* wird, kann man ihn auch einfangen, wie es auch Gahmuret getan hat (317,28-30). Die Deutung von Bartsch/Marti, Komm. z. St. als Haarnetz in Anlehnung an Cunnewares blonde Zöpfe (151,24f.) ist ganz schief, Martin, Komm. z. St. sieht hier ganz richtig eine Anspielung an die Netze, die bei der Treibjagd verwendet werden; Eichholz, Komm. z. St.; Dalby, S. 159f., Lindner, S. 330-334 (Jagd mit Netzen); LIVRE DE CHASSE, Kap. 25 (Herstellung von Netzen) und Kap. 60. Keie beschreibt seine Aufgaben als Truchseß, bei deren Ausübung er sich sehr oft unbeliebt macht - seine Loyalität gilt aber ganz und gar dem König. Entsprechend verwendet er zur Züchtigung auch das Zeichen seines Amtes, den Truchsessensstab (151,27-30).

Diese Rede findet sich bei Chrestien nicht. Dort hört Keu die Prophezeiung des Mädchens, nach der Perceval dereinst der beste Ritter sein wird, von dem man je gehört hat (1039-1044). Keu ist darüber derart erbost, daß er ihr eine solche Ohrfeige verpaßt, daß sie zu Boden geschleudert wird - dies alles geschieht wortlos (1049-1052).

Das gleiche Schicksal erleidet der Narr Antanor, der kein Wort sprechen wollte, bis Cunneware gelacht hätte. Dies muß Parzival mit ansehen und wirft beinahe seinen Jagdspieß nach Keie (150,27-153,20).

Er verabschiedet sich, reitet zurück zu Ither und fordert seine Rüstung. Ither wirft ihn und seinen Gaul mit umgedrehter Lanze über den Haufen und verbleut ihn dazu noch tüchtig - er will den unerfahrenen Knaben aber nicht töten. Wütend wirft Parzival seinen Jagdspieß so, daß er Ither durch den Gesichtsschutz in Auge und Genick dringt und ihn so tötet. Der Junge will dem toten Ritter nun die Rüstung ausziehen, es gelingt nicht. Erst Iwanet, der ihm gefolgt war, hilft ihm dabei und legt sie ihm auch an - über die bäurische Kleidung - und umgürtet ihn mit dem Schwert. Die Jagdspieße aber nimmt er Parzival fort, denn sie sind im ritterlichen Kampf verboten.

157,19f:

›ich enreiche dir kein gabylôt:

diu ritterschaft dir daz verbot.‹

(Ich reiche dir keinen *gabilôt*, die Ritterschaft verbietet es dir [eine solche Waffe zu tragen].)

157,20: gabylôt

Den Jagdspieß hätte Parzival im Kampf mit Ither nicht benutzen dürfen, denn Artus

hatte ihm die Erlaubnis zum Kampf gegeben, um ihm zur Ritterschaft zu verhelfen. Endlich ist er den *gabilôt* los, den er bis zu diesem Zeitpunkt konkret in seinem Köcher (157,17) und auch in seinen Worten ständig mit sich geführt hatte. Seit seiner Jugend (120,2) begleitet ihn der Speiß, auch an dem Tag, als er Karnahkarnant begegnet. Die Rüstungen der Ritter können mit dem *gabilôt* nicht durchdrungen werden (124,12-14). An Lähelin, der ihm zwei seiner Länder raubte, will er sich mit dem *gabilôt* rächen (128,11f.). Jeschute aber war die größte Nähe zu seinem *gabilôt* äußerst unangenehm (133,24f.). Auch bei seiner Begegnung mit Sigune spielt der *gabilôt* eine prominente Rolle in seinem Denken. Er vermutet, daß Schionatulander mit einem *gabilôt* getötet wurde (139,2f.) und greift schon nach seinem Köcher, um ihn zu rächen (139,9-11). Doch der Ritter starb standesgemäß in der Tjoste (139,29f.). Als er die Stadt Nantes erreicht, kann man an ihm nichts von seines Vaters vornehmer Lebensart wahrnehmen, ihm reicht sein *gabilôt*. Am Artushof ist er kurz davor, Keie mit dem *gabilôt* zu töten, weil dieser Cunneware verprügelt hatte (153,17f.). Endlich tötet Parzival seinen Verwandten Ither mit dem *gabilôt* (155,6-11), Ithers Tod durch eine unritterliche Waffe wird beklagt (159,9-12). Aus Parzivals zurückgelassenen Speißen errichtet Iwanet noch ein provisorisches Grabkreuz für Ither (159,15-19). Parzival wird dieser Waffe nur noch einmal begegnen, nämlich im belagerten Pelrapeire, wo sich viele Kaufleute mit Jagdspießen bewaffnet haben (183,16-18; vgl. Komm. z. St.); vgl. a. Thiébaux, S. 175f. zu Parzival und seinem rohen und unhöfischen *gabilôt*.

Iwanet hilft ihm auch aufs Pferd und zeigt ihm, wie man Schild und Lanze hält. Parzival bittet Iwanet noch, Artus seinen Becher zurückzubringen und die Schmach zu beklagen, die Keie ihm angetan hat. Dann reitet er fort. Der tote Ither bleibt einfach liegen, doch Iwanet bestreut den Leichnam mit Blumen und errichtet ein Kreuz aus den Wurfspießen. Dann bringt er die Todesnachricht in die Stadt. Viele Ritter und Damen, allen voran Königin Ginover, beklagen den Toten. Er wird mit allen Ehren in die Stadt überführt und königlich bestattet (153,21-161,8).

PARZIVAL BEI GURNEMANZ (161,9-179,12):

Zwei Tage lang reitet Parzival ohne Rast und in voller Rüstung, bis er am Abend eine Burg mit zahlreichen Türmen erblickt. Vor der Burg sitzt unter einer stattlichen Linde auf einem grünen Anger ganz allein der Burg- und Landesherr, Gurnemanz de Graharz, als der völlig erschöpfte Parzival herankommt. Er wird von Gurnemanz begrüßt und bietet ihm seinen Dienst dafür an, von ihm unterrichtet zu werden, denn die Mutter hatte ja geraten, die Lehren alter weiser Männer anzunehmen (vgl. 162,29-163,6). Der Fürst schickt nun einen

ausgewachsenen Sperber mit goldenen Schellen als Boten zur Burg.

163,7-11:

*dô warf der fürste mære
ein mûzerspärwære
von der hende. in die burc er swanc:
ein guldîn schelle dran erklanc.
daz was ein bote:*

(Darauf ließ der berühmte Fürst einen ausgewachsenen/gemauserten Sperber von seiner Hand fliegen. Der schwang sich hinauf zur Burg. Eine goldenen Schelle [Bell] erklang an ihm [d.h. an seinen Fängen]. Er war ein Bote.)

163,8: *mûzerspärwære*

Dies ist ein Sperber, bzw. das deutlich größere Sperberweibchen, das mindestens einmal gemausert hat und daher über ein Jahr alt ist (vgl. a. 605,4); Dalby, S. 155f.; Gilmour, Komm. z. St.; Schmidt, S. 40-42, 123. Nach der Mauser ist das Gefieder von einer besseren und kräftigeren Beschaffenheit und der Vogel kann jetzt voll bei der Beize eingesetzt werden; De arte I, S. 134; Nellmann, Komm. z. St. Zugleich steigert dies auch den Wert eines Beizvogels, denn die Mauser ist eine sehr schwierige Prozedur, bei der die Vögel auch sterben können; Cummins, S. 199. Damit die Vögel in Ruhe das Gefieder wechseln können und sich dieses gesund und vollständig entwickelt, benutzt man das Mauserhaus, wo die Tiere während der Mauser eingestellt sind; De arte I, S. 140. Folglich ist auch der Herbst die beste Zeit für die Beize, da die Vögel dann frisch gemausert sind; De arte II, S. 78. Während der Mauser sind Beizvögel für die Jagd unbrauchbar. Mit dem Sperberweibchen (Größe bis 38 cm) wird im Niedrigen Flug gebeizt, der genau dem unten beschriebenen natürlichen Jagdverhalten entspricht; Fietze, S. 72f.; Schmidt, S. 117. Gleiches gilt auch für den Habicht (*Accipiter gentilis*).

Beim Sperber (*Accipiter nisus*; vgl. insgesamt HVM 4, S. 415-444 zur Biologie und Abb. 12 und 13) ist das Weibchen (mit einer Flügellänge von ca. 234 mm in der Größe dem Turmfalken vergleichbar) deutlich größer als der Terzel oder Sprinz (das Männchen mit einer Flügellänge von ca. 199 mm). Die Oberseite ist graubraun, blau- oder schiefergrau gefärbt, die Unterseite rostrot bis graubraun gewellt beim Terzel oder braun quergebändert beim Weibchen, das auch einen weißen Überaugenstreif hat. Der Schnabel ist blaugrau mit gelblicher Basis und schwärzlicher Spitze, die Füße zitronengelb bis chromgelb, die Augen dunkel- bis orangegelb beim Weibchen bzw. orangegelb bis orangerot beim Terzel (HVM 4 S. 419). Die Vollmauser oder Jahresmauser setzt bei adulten Vögeln etwa Ende April/Anfang Mai ein und kann bis Ende August/Anfang September dauern. Die Mauser

des Weibchens verläuft gleichzeitig mit Horstbau, Eiablage und Brüten, die des Männchens setzt später ein, da es das Weibchen mit Nahrung versorgen muß. Das Jugendgefieder wird während der ersten Vollmauser gewechselt. Die Geschlechtsreife kann schon mit zehn Monaten einsetzen (HVM 4, S. 427).

Sperber besiedeln Landschaften, in denen sich Wälder mit offenem und halboffenem Gelände häufig abwechseln, auch nicht zu dichte, aber geschlossenen Wälder, die mit Lichtungen, Schneisen und Gräben durchsetzt sind. Dicht geschlossenen Wälder und völlig offenes Gelände werden gemieden, auch reine Laubwälder werden kaum besiedelt. Gejagt wird in allen kleinvogelreichen Landschaften mit Baum- und Strauchwuchs (HVM 4, S. 426f., vgl.a. S. 415f. zur Verbreitung).

Von einem Lauerposten oder aus dem niedrigen Suchflug (oft niedriger als 1 m) heraus greift der Sperber die sitzende Beute, aber auch vom Boden oder aus dem Flug wird Beute gegriffen, oft nach einer kurzen und oft heftigen Verfolgungsjagd. Der Sperber kann aber auch aus dem Suchflug heraus aus größerer Höhe nach Falkenart auf fliegende oder sitzende Vögel herabstoßen, durch niedriges Fliegen Beute aufscheuchen oder ausnahmsweise auch einmal Beute zu Fuß suchen. Fliegende oder flatternde Vögel werden sofort gegriffen, laufende oder Kleinsäuger zuvor noch beobachtet. Der Fang von Mäusen mißlingt meist, mit größerem Erfolg wird Beute von der Wasseroberfläche gegriffen. Ebenso werden Nester geplündert, Artgenossen wird die Beute abgejagt, jedoch wurde auch paarweises Jagen beobachtet. Oft wird schon im Flug mit dem Kröpfen begonnen, beliebte Rupf- und Futterplätze sind kleine Erhöhungen wie etwa Baumstümpfe (HVM 4, S. 432f.). Über 90% der Beutetiere sind Vögel, der Rest Kleinsäuger. In Mitteleuropa besteht $\frac{4}{5}$ der Gesamtbeute aus Haussperling, Buchfink, Singdrossel, Feldlerche, Goldammer, Dorngrasmücke, Kohlmeise, Rauchschwalbe, Amsel, Feldsperling, Star, Baumpieper, Grünfink, Rotkehlchen, Gartengrasmücke und Blaumeise. Im geringen Maße werden auch Jagdvögel (Rebhuhn, Fasan, Birkhuhn) und Hausgeflügel (Tauben, Junghühner) gefaßt. Besonders schwere Beutetiere wie Taube, Krähe, Junghase werden nur vom Weibchen gegriffen (HVM 4, S. 436-441). Daher ist das Weibchen auch der bevorzugte Beizvogel.

163,10: *guldin schelle*

Der Sperber des Fürsten Gurnemanz trägt an seinen Fängen eine goldene Bell oder Schelle. Sie dient dem Wiederfinden des Beizvogels im Gelände (vgl. a. Komm. zu 287,3 und Abb. 25), ungewöhnlich ist aber das Material Gold, üblich ist Messing oder Bronze; Bartsch/Marti und Nellmann z. St.; Martin z. St.; Dalby, S. 188-190.; Schmidt, S. 61.

Der Sperber als Bote ist wohl ein Einfall Wolframs; Abeele, S. 117f., führt aber das Beispiel eines viermal gemauserten Sperbers an, der im afrz. Roman PROTHESILAUS des Hue de

Rotelande nach Brieftaubenart Briefe zwischen den Liebenden befördert; vgl. a. Guerreau-Jalabert, B 291.1.

Gurnemanz benutzt ein Sperberweibchen mit der Bell an den Fängen, um auf seiner Burg die Ankunft eines Gastes anzumelden. Dieses vornehme und höfische Accessoire trägt noch dazu bei, das Bild von Gurnemanz als vollendetem höfischen Ritter und Lehrmeister zu vervollständigen. Bei Chrestien hingegen trägt Gornemant einen Stab/Amtsstab: *Li preudom en sa main tenoit / Par contenance un bastonet* (1356f.); vgl. a. Olef-Krafft zu 1357. Das Zeichen einer Standes- und Amtswürde wird gegen das Attribut adlig-höfischer Gesinnung und Vollkommenheit ausgetauscht. Nicht der Landesherr, sondern der höfische Mann wird in den Vordergrund gerückt, denn nicht nur ritterlicher Kampf und höfische Sitten, sondern auch der Umgang mit dem Beizvogel gehört zum Kanon der *hövescheit* und zur adligen Repräsentation; vgl. a. Weick, S. 256, 262; Lewis, S. 100. So ziehen auch bei der Hochzeit von Erec und Enite fünf junge Könige ein, deren jeder auf der Faust einen viermal gemauserten Sperber trägt (EREC 1965f.). Das Bild des gastfreundlichen Burgherren, der einen Beizvogel auf der Faust trägt und den fahrenden Ritter zuvorkommend aufnimmt, findet sich bereits in Hartmanns IWEIN (281-296): Kalogreant wird höchst ehrenvoll vom Burgherren empfangen, der dabei einen *mûzerhabech* (284), also einen gemauserten Habicht, auf der Faust hat.¹ Diese Szene findet sich so auch schon in Chrestiens YVAIN (194-199), hier trägt der überaus höfliche Burgherr ebenfalls *un ostor müé* (199), einen gemauserten Habicht.

Auf dieses Zeichen hin kommen sofort Pagen, um den Gast zur Burg zu geleiten. Gurnemanz kümmert sich selber um ihn wie ein Vater und versorgt seine Wunden aus dem Kampf mit Ither, dann geht es zu Tisch, danach führt ihn der Burgherr zu seinem Bett. Am nächsten Morgen erhält er neue prächtige Kleidung, die seine Schönheit noch unterstreicht. Gurnemanz und seine Ritter begrüßen den Gast, es geht zur Messe, danach zum Essen. Parzival erzählt ganz genau von den einzelnen Stationen seiner Reise (161,9-170,6). Nun beginnt Gurnemanz mit seiner Unterweisung. Er erkennt in ihm den zukünftigen Herrscher und empfiehlt ihm die Tugenden *milte* (Freigiebigkeit), *güete* (Güte) und *diemüte* (Demut). Dem Bedrängten soll er helfen, aber mit Augenmaß schenken, also *mâze* (Maßhaltung) üben. In Gesellschaft soll Parzival nicht unnötig fragen und überlegt antworten. Die Unterwerfung eines Besiegten kann er annehmen und ihn am Leben lassen, wenn dieser keine todwürdigen Verbrechen begangen hat. Nachdem er die Rüstung abgenommen hat,

¹ Dazu ist dieser Burgherr Vater einer überaus schönen und wohlerzogenen Tochter,

soll er sich den Rost vom Gesicht waschen. Seine Gesinnung hat mutig und edel zu sein, die Damen müssen geehrt werden. Lüge und Untreue zahlen sich nicht aus, denn Unehre und Schande folgen nach. Gurnemanz verwendet in seiner Unterweisung unter anderem eine Falkenmetapher, die sich, wenngleich etwas frivoler, auch 424,1-6 wiederfindet.

170,16-20:

ir sult niemer iuch verschemn.

verschamter lîp, waz touc der mêr?

der wont in der mûze rêr,

dâ im werdekeit entrîset

unde in gein der helle wîset.

(Ihr sollt niemals die Scham verlieren. Wer sich nicht schämt, was taugt der noch? Der steht in der Mauser, bei der sein Ansehen zu Boden fällt und ihm den Weg in die Hölle weist.)

Mann und Frau sind eins wie Sonne und Tageslicht und lassen sich nicht trennen, sie blühen aus einem Kern auf. Damit ist der theoretische Teil abgehandelt (170,7-173,10). Da es noch nicht spät am Tag ist, läßt Gurnemanz Pferde bringen. Man reitet hinaus auf die Wiese, wo es zuerst Reitunterricht gibt, dann wird der Gebrauch von Lanze und Schild geübt. Parzival stößt auch gleich fünf Ritter vom Pferd - Gahmurets Erbe macht sich bemerkbar und die Ritter Gurnemanz' sind sehr beeindruckt.

Zwei Wochen verbringt Parzival so bei Gurnemanz und erlernt alle ritterlichen Kampftechniken in Perfektion. Doch dann nimmt er Abschied, denn er will sich im ritterlichen Kampf bewähren, da er sich noch für zu unerfahren und unerprobt hält, um für Gurnemanz' Tochter Liaze ein würdiger Ehemann zu sein. Wenn er aber Ruhm erworben hat, dann möge ihm Gurnemanz seine Tochter zur Frau geben. So verabschiedet sich der junge Mann von dem würdigen und traurigen Gurnemanz (173,10-179,12).

die vielleicht das Vorbild für Wolframs Liaze ist.

BUCH IV

PARZIVAL UND CONDWIRAMURS (179,13-223,30):

Parzival reitet von Graharz fort, in Erscheinung und Haltung ein vollendeter Ritter. Seine *tumpheit* hat er abgelegt und sein Denken kreist nur um die schöne Liaze. Er erreicht, das Gebirge durchquerend, noch am gleichen Tag das Königreich Brobarz. Einem wilden Gebirgsfluß folgend gelangt er zur Hauptstadt Pelrapeire, die von König Tampenteire an seine Tochter vererbt wurde. Nachdem er den Fluß auf einer wackeligen Brücke überquert hat, reitet Parzival am anderen Ufer weiter zum Stadttor, wo zunächst niemand auf sein Klopfen und Rufen reagiert, bis eine junge Dame aus dem Fenster schaut und ihm antwortet: Auch ohne ihn hätte man genug Feinde. Doch Parzival bietet seine Dienste an, einziger Lohn soll der Gruß der jungen Dame sein. Diese ist so klug, mit diesem Angebot sofort zur Königin zu eilen. So kommt Parzival in die Stadt und die Not soll ein Ende haben (179,13-183,2).

Das Tor wird geöffnet und Parzival reitet in die Stadt. Die Straße wird von einer großen Menschenmenge gesäumt. Soldaten der unterschiedlichen Waffengattungen sind da, aber auch die Stadtbürger und Kaufleute haben sich bewaffnet.

183,15-18:

*als ichz mære vernomen hân,
dâ stuont manec koufman
mit hâschen und mit **gabilôt**,
als in ir meisterschaft gebôt.*

(Die Erzählung berichtet, daß dort viele Händler mit Äxten und Jagdspießen standen - so, wie es ihnen ihre Zunftmeister befohlen hatten.)

183,17: *gabilôt*

Der Jagdspieß wird hier von Wolfram zum letzten Mal erwähnt und zwar ständisch korrekt, denn *gabilôt* und *hâsche* sind ja nichtritterliche Waffen; Nellmann, Komm. zu 183,17. Die Stadtbürger haben sich dazu noch mit Beilen (*hâschen*) bewaffnet. Die *meisterschaft* kann hier der Magistrat sein oder aber es sind die Zunftmeister gemeint. Das Aufgebot der Kaufleute und Handwerker zeigt die große Not der belagerten Stadt; Martin, Komm. zu 183,18.

In der folgenden Schlacht setzen die Städter ihre Spieße als Waffen gegen die

gegnerischen Ritter ein, die Parzival vom Pferd gestochen hat: Die in ihren schweren Rüstungen hilflos am Boden Liegenden werden einfach abgestochen (207,15-23). In einer Parallelität zum jungen Parzival werden Ritter mit unritterlichen Waffen getötet, auch, um ihnen Rüstungen und Waffen abzunehmen, die einen großen Wert darstellen; vgl. a. Nellmann, Komm. zu 207,19-22; weitere Belege bei Schultz II, S. 19, 35. Während Parzivals *rêroup* an Ither nicht erlaubt ist, da der Beraubte im wenn auch nur bedingt ritterlichen Kampf umgekommen ist, kann dieses Verhalten in der Schlacht als normal angesehen werden. Die Städter handeln also nicht verwerflich; vgl. a. Nellmann, Komm. zu 473,30. Doch werden die Jagdspieße auch hier nicht in ihrer eigentlichen Sphäre eingesetzt und Parzival als nunmehr perfekter Ritter unterbindet das unwürdige Tun der Städter.

Wie aber sind die Bürger an diese Jagdwaffen gekommen? Möglich ist, daß sie sich aus den Beständen der Burg und damit des adligen Jagdberechtigten versorgt haben. Doch tragen sie vielleicht auch die eigenen Waffen, die sie als Jagdgehilfen benutzen. Auch Städte kamen schon im 13. Jahrhundert in den Besitz von Forsten, wobei aber die Holznutzung im Vordergrund stand: zu Bauzwecken, als Werkmaterial und als Brennstoff; Küster, S. 129. Eine jagdliche Nutzung ist ebenfalls möglich gewesen, denn zumindest aus dem späteren 15. Jahrhundert gibt es Beispiele für die Jagd von Stadtbürgern und die sich daraus ergebenden Konflikte mit der jeweiligen Landesherrschaft; vgl. dazu Landau, S. 70-72 und Dasler, S. 112f., 119f. Viele Menschen strebten aus den ländlichen Gebieten in die Städte und so wird mit ihnen auch das Wissen um adlige und nichtadlige Jagdmethoden in die Stadt gewandert sein; da die Bauern oftmals als Hilfspersonal bei Treibjagden eingesetzt wurden, kannten sie sicher auch den Gebrauch der entsprechenden Jagdwaffen. Ob die Bürger von Pelrapeire aber aus eigenem Recht jagen durften oder lediglich als Gehilfen an der adligen Jagd beteiligt waren, die auch von den städtischen Patriziern aufgenommen wurde, läßt sich nicht festlegen. In jedem Fall wissen die Kaufleute und Handwerker, wie der *gabilôt* in dieser bedrohlichen Situation einzusetzen ist.

Die Bevölkerung ist völlig ausgemergelt, die Ritter haben aschfahle oder gelbe Gesichter. Der Marschall der Königin führt ihn in den Burghof, wo überall Zeichen der Verteidigungsbereitschaft zu sehen sind. Die Ritter sind in Verlegenheit, wie sie den vornehmen Gast angemessen empfangen sollen. Unter einer Linde im Burghof wird ein Teppich ausgebreitet, wo man Parzival entwappnet, der sich den Schmutz der Rüstung vom Gesicht wäscht. Sie gehen zum Palas, zu dem eine hohe Treppe hinaufführt. Oben

steht die junge Königin Condwiramurs, die, von ihren Onkeln, den Fürsten Kyot und Manpfilyot geleitet, dem Gast bis zur Mitte der Treppe entgegengeht. Sie empfängt Parzival mit einem Kuß, führt ihn dann die Treppe hinauf und zur Tafel, wo sie sich niedersetzen. Sie kennt Parzivals Gastgeber in Graharz, denn ihre Mutter ist Gurnemanz' Schwester. Um Gurnemanz' willen möchte Parzival sich mit dem bescheidenen Mahl begnügen. Condwiramurs' Onkel kehren zurück in ihre Jagdhäuser außerhalb der Stadt, wo sie unbehelligt von den Feinden leben. Danach wird Parzival ein üppiges, reich geschmücktes Bett bereitet (183,3-191,16).

190,20-24:

*si nâmen urloup unde ritn
dâ bî zir **weidehûsen**.
zer wilden albe klûsen
die alten sâzen sunder wer:
si heten ouch fride vome her.*

(Sie verabschiedeten sich und ritten zu ihren Jagdhäusern. In der Nähe einer schwer zugänglichen Alm hatten die beiden Alten ihren Wohnsitz in einer Waldschlucht, unbewaffnet und unbehelligt vom feindlichen Heer.)

190,21: *weidehûsen*

Condwiramurs' Onkel haben aus Liebe zu Gott (186,26f.) und aus Trauer um ihre Schwester Schoysiane (vgl. Tit. 18-24) ihre Schwerter niedergelegt und leben ein friedliches und zurückgezogenes Leben in ihren Jagdhäusern, die in der Nähe eine Landwirtschaft haben. Dies ermöglicht es den beiden, Proviant in die Stadt zu schicken: Brot, Schulterstücke, Schinken, Käse und Wein. Angesichts dieser Speisen kann man nicht davon ausgehen, daß die beiden dort als Einsiedler in Armut leben (wie Bartsch/Marti wegen 186,26f. vermuten). Die Nähe zur Gralssippe (Kyot ist Anfortas' und Trevrizents Schwager und Sigunes Vater, vgl. 477,7) legt aber zumindest große Frömmigkeit nahe, auch wenn die beiden kein Eremitendasein führen. Eher ist es wohl das bescheidene Leben von Landedelleuten, die den Trubel des Hofes geflohen haben. Die Jagdhäuser von Condwiramurs' Onkeln kann man sich vielleicht als kleinere Gutshöfe oder als *villa* vorstellen, die am Rand eines Forstes liegen oder darin. Sicher sind es keine *Jagdschlösser*, die eine ganze Jagdgesellschaft mit Dienern beherbergen können, wohl aber nicht ganz unkomfortable Landhäuser; vgl. dazu auch Komm. zu 206,8. Schon Parzivals Weg nach Pelrapeire hat gezeigt, daß man sich in einer gebirgigen Gegend befindet. Dies wird noch bestätigt durch die Bezeichnung *albe* oder auch ›Alm‹

für eine Weide im Hochgebirge (vgl. dazu BMZ I, S. 21b: ›die alp ... ein hoher, als weide benutzter berg‹; Lexer I, Sp. 34: ›weideplatz auf einem berge‹ und DWb I, Sp. 201: ›pascuum montanum‹, also ›Bergweide, Weideplatz‹, etwas anders und nicht ganz stimmig MWB I, Sp. 144: ›hoher Berg‹) und betont nochmals die Abgeschiedenheit, in der Condwiramurs' Onkel leben.

Anders dagegen bei Chrestien: Dort hat ein Onkel, ein Prior, der ein sehr heiliger und frommer Mann ist, zum Abendessen fünf Brote und ein Fäßchen Likörwein geschickt, an Fleisch gibt es nur einen Rehbock, den ein Diener am Morgen erlegt hat (Pc. 1910-1917).

Ihr Bote kehrt zurück mit Lebensmitteln: Brot, Schinken, Käse, Wein. Parzival rät, dies unter die geschwächten Menschen zu verteilen. Er selber und Conwiramurs begnügen sich mit einer Scheibe Brot. Diese Mahlzeit kann aber kaum den ärgsten Hunger stillen.

191,12-16:

*wærn die burgær vederspil,
sine wæren **überkrüpfet** niht;
des noch ir tischgeriht giht.
si truogen alle hungers mâl,
wan der junge Parzivâl.*

(Wären die Bürger Beizvögel gewesen, so wären sie nicht überkröpft: das zeigen die Speisen auf dem Tisch. Alle waren vom Hunger gezeichnet außer dem jungen Parzival.)

191,13: überkrüpfet

Die hungernden Einwohner des belagerten Pelrapeire werden hier, wie auch 201,13-15, von Wolfram mit hungrigen Beizvögeln verglichen. Beizvögel werden nur mäßig gefüttert, wenn man erfolgreich mit ihnen jagen will: Dies vermehrt ihren Jagdeifer; vgl. a. 281, 23-30 und Komm. zu 281,29; Nellmann, Komm. zu 191,13. Dieses Bild benutzt Wolfram nochmals 487,5-10, wo er sich angesichts der Wildkräuterdiät von Trevrizent und Parzival mit einem Beizvogel vergleicht, der begierig ist, von der Faust zu fliegen; vgl. Komm. z. St.

Auch Condwiramurs geht zu Bett, kann aber vor lauter Sorgen nicht einschlafen, denn König Clamide von Brandigan und sein Seneschall Kingrun haben Land und Burgen verwüstet und stehen vor der Stadt Pelrapeire. Zwar hat König Tampenteire

seiner Tochter ein großes kampfbereites Heer hinterlassen, doch die Hälfte ist schon im Kampf gefallen. Aber auf keinen Fall will sie Clamides Frau werden, denn dieser hat ihren Cousin Schenteflurs erschlagen. Parzival, in dessen Gemach sie sich geschlichen hat, um ihm dies zu erzählen, bietet ihr seine Hilfe an. Als es Tag wird, steht Condwiramurs auf und schleicht sich genauso unbemerkt wieder in ihre Kemenate zurück (191,17-196,9).

Am nächsten Morgen kommt Clamides Heer mit Kingrun an der Spitze heran. Parzival erwartet sie vor dem Stadttor und besiegt Kingrun, dem er befiehlt, sich Gurnemanz und dann Condwiramurs zu ergeben. Der lehnt aber ab und Parzival bietet ihm nun an, sich am Artushof Frau Cunneware zu unterwerfen. Diesen Vorschlag nimmt Kingrun an, das Heer der Belagerer jedoch ist entmutigt (196,10-199,21).

Parzival wird zur Königin geführt, die verkündet, daß sie keines anderen Mannes Frau werden will. Die Städter schwören ihm Gefolgschaft: Er soll ihr neuer Herr sein. Condwiramurs bittet ihn, ihr Gatte (*amîs*, vgl.a. 133,10) zu werden. Zur gleichen Zeit treibt ein Sturm zwei Schiffe in den Hafen von Pelrapeire, vollbeladen mit Lebensmitteln. Parzival, der neue Herr, befiehlt, den Kaufleuten den doppelten Preis für ihre Waren zu bezahlen. Dann teilt er selber das Essen in kleinen Portionen aus.

201,8-16:

*dô warp als ich iu sagen wil
Parzivâl der reine.
von êrst die spîse kleine
teilter mit sîn selbes hant.
er sazt die werden dier dâ vant.
er wolde niht ir læren magn
überkrüpfe lâzen tragn:
er gab in rehter mâze teil.
si wurden sînes râtes geil.*

(Nun will ich euch erzählen, was Parzival tat. Eigenhändig teilte er das Essen in kleine Portionen auf. Die anwesenden Edlen setzte er an die Tafel und teilte maßvoll aus. Er wollte nicht, daß sie ihre leeren Mägen überlasteten. Dieses Vorgehen bekam ihnen vortrefflich.)

201,14: überkrüpf

Hier wird nochmals an 191,12-16 angeknüpft. Parzival erinnert sich an Gurnemanz' Lehren von der *mâze* (171,13) und teilt die Nahrung nur in kleinen

Portionen aus, um die Gesundheit der unterernährten Menschen nicht zu gefährden. Er erweist sich so als umsichtiger und würdiger Landesherr, dem das Wohl seiner Untertanen am Herzen liegt; vgl. a. Nellmann, Komm. zu 201,8-15.

Abends gibt es eine weitere Mahlzeit. Nun geben sich Parzival und Condwiramurs auch das Jawort, doch sind beide so unerfahren, daß die Ehe erst in der dritten Nacht vollzogen wird - nachdem sich Parzival der Lehren der Mutter und Gurnemanz' entsonnen hat (199,22-203,11).

Inzwischen hat Clamide durch einen Knappen von der Niederlage seines Seneschalls Kingrun erfahren, ist aber fest entschlossen, Pelrapeire und seine Königin zu erobern. Ein Fürst aus Clamides Gefolge gibt den Rat, die belagerte Stadt umso heftiger anzugreifen. Unterdessen verstärken die Stadtbürger ihre Verteidigungsanlagen und setzen mit Griechischem Feuer, das sich ebenfalls auf den Schiffen fand, die Belagerungsmaschinen in Brand (203,12-206,4).

Zur gleichen Zeit erreicht Kingrun die Bretagne und findet König Artus im Wald von Brizljan in seinem Jagdhaus Karminâl.

206,5-9:

*Kingrûn scheneschlant
was komen ze Bertâne in daz lant
und vant den küneec Artûs
in **Brizljân** zem **weidehûs**:
daz was geheizen Karminâl.*

(Kingrun, der Seneschall, war in die Bretagne gekommen und traf den König Artus in seinem Jagdschloß in Brizljan an, das Karminâl genannt wurde.)

206,8: Brizljân

Den Namen hat Wolfram wohl von Hartmann (IWEIN 263, 925) übernommen, der vom *walt ze Breziljân* spricht. Dies ist ein Waldgebiet in der Bretagne (vgl. a. 129,6; 253,2; 271,8), das hier aber wohl, wie auch bei Chrestien und Hartmann, in Britannien gelegen zu denken ist. Es ist der Wald der *aventiuren* und des Wunderbaren, den Parzival nach seinem Abschied von der Mutter betritt (129,6), genauso wie Kalogreant, der auf der Suche nach ritterlichen Taten in den Wald von *Breziljân* reitet (IWEIN 259-263). Dort trifft er zunächst auf eine Burg, wo er großzügig bewirtet wird, dann kommt er zum Wilden Mann, der ihm von der Wunderbaren Quelle erzählt - den Kampf mit dem Ritter

verliert Kalogreant bekanntlich.

Wolfram hingegen wählt das neue Wort *fôrest* (27,29; 129,6; 253,2; 271,8), das aus dem afrz. *forest* = ›Wald, Forst‹ übernommen ist und im PARZIVAL zuerst zu finden ist; vgl. Nellmann, Komm. zu 27,29 und Garnerus, S. 17f. zu 286,12. Dies muß nicht unbedingt ›modische‹ Gründe haben, denn es ist ganz folgerichtig, daß Artus sein Jagdhaus oder Jagdschloß in seinem Forst, seinem Jagdgebiet errichtet hat (vgl. a. 588,4: *fôreht*;). Auch in Chrestiens YVAIN wird *Broceliande* (189, 697) als *forest* (188, 190) bezeichnet, Hartmann hingegen kennt nur den *walt ze Breziljân* (IWEIN 925). So steht bei Wolfram der Forst und nicht der Wald des Wunderbaren in Vordergrund.

206,8: *weidehûs*

Das Jagdhaus¹ des Königs ist eher als Jagdschloß zu denken (so auch bei Dalby, S. 291), gelegen entweder in einem umhegten Park oder Tiergarten oder aber in einem Forst, diese Gebäude waren nur leicht befestigt; Schultz I, S. 50; Hennebo, S. 111. Als Beispiel für die erste Variante bietet sich Penefrec an, das *jagehûs* (EREC 7157) des kleinen Königs Guivreiz. Es liegt inmitten eines Sees, der die köstlichsten Fische liefert. Das Land im Umkreis von zwei Meilen ist mit Mauern umgeben, dieser Kreis ist in drei Abteilungen gegliedert und jeweils mit Rotwild, Schwarzwild und Niederwild besetzt. Dazu gibt es gut abgerichtete Hunde und alle nötigen Jagdwaffen (7121-7187; vgl. a. Günter, S. 892-896). Das tatsächliche Vorbild ist vielleicht die Kaiserpfalz zu Kaiserslautern, die von einem Wildpark (d.h. einem Brühl oder *broglius*; vgl. Jeitler, S. 26f.) umgeben ist und einen Fischteich besitzt - ihre Pracht wird ausführlich von Rahewin beschrieben; vgl. Bumke, Höfische Kultur I, S. 167f. und Schröder, S. 154-157, zur Bedeutung königlicher und adliger Wildparks.

Im Bereich des Kaiserreiches ist wohl davon auszugehen, daß die Pfalzen nicht nur als zeitweilige administrative Zentren genutzt wurden, sondern auch als Ausgangsort für die Jagden des Kaisers und damit auch die Funktion eines Jagdschlusses mit aller dazugehöriger Infrastruktur hatten. Königs- und Kaiserpfalzen sind fast immer mit Reichsforsten verbunden, denn diese brauchten ja einen Verwaltungsmittelpunkt, so, wie die Forsten umgekehrt auch die Pfalzen versorgten; Jeitler, S. 25f. Als Beispiel seien genannt die Pfalz Hagenau im Elsaß, gelegen im Heiligen Forst und die Pfalz Gelnhausen unweit des Büdinger Reichsforstes. Den Pfalzen Trebur und Frankfurt ist der Forst Dreieich nahe, Kaiserslautern entsteht im Forst Lutra. Nicht weit entfernt von Frankfurt liegt Seligenstadt, diese Pfalz ist wohl nach 1170 und 1225/26 in zwei Bauphasen als

¹ *Karminâl*, der Name des königlichen Jagdhauses oder -schlusses, wird nur hier und

Jagdpfalz errichtet worden. Hier ist der wildreiche Spessart nahe und die Mainauen sind ein ideales Revier für die Beizjagd. Der Pfalz Seligenstadt fehlen alle anderen Merkmale einer Pfalz wie Wehrmauer, Bergfried, Kapelle, Wirtschaftsgebäude, Kemenate; lediglich eine Umfassungsmauer ist vorhanden, sie »ist als ein eigentliches Jagdschloß zu bezeichnen« (Begiebing, S. 65); vgl.a. Arens, S. 139f.; Bosl, S. 1. Besonders das Gebiet um Frankfurt ist gekennzeichnet durch die Nähe vieler Forsten und Reichswälder mit den dazugehörigen Pfalzen (fast entsprechend dem Pariser Umland mit den merowingischen Forsten und Pfalzen, vgl. Bosl, S.11; zu den Pfalzen Dreieich, Mainz, Frankfurt, Tribur und Seligenstadt im Frankfurter Umland vgl. Begiebing, S. 60-66).

Vom Aussehen und Aufbau der Pfalzen kann man sich nur sehr schwer ein Bild machen, da keine unzerstört erhalten ist, die meisten sind ganz und gar verschwunden - von der Pracht Kaiserslauterns ist nichts geblieben, Gelnhausen und Seligenstadt sind nur als Ruinen erhalten. Weiterhelfen könnte aber ein Blick nach England. Dort befinden sich 3½ Meilen östlich von Salisbury die Ruinen des Jagdschlusses Clarendon Palace,¹ das schon von Wilhelm dem Eroberer benutzt wurde. Seine Nachfolger bauten die Jagdhütte (*hunting lodge*) nach und nach zu einem prächtigen Palast aus, der inmitten der königlichen Forsten lag, die sich ohne Unterbrechung über ganz Hampshire und Wiltshire bis nach Windsor erstreckten (vgl. Schröder, S. 151, Tafel III) - eine ausgezeichnete Basis für ausgedehnte Jagden. Es gab genügend Raum für Gäste und Gefolge, Ställe, Falkenhaus und Zwinger. Im Küchenkomplex gab es einen speziellen Raum, in dem das Wildbret gesalzen und eingelagert wurde, bevor es nach London gebracht wurde. Das Anwesen hatte keine Befestigungsanlagen, sondern nur eine Umfriedung mit Palisaden zur Abgrenzung gegen den umgebenden Park. Eine Rekonstruktion des Zustandes um 1275 zeigt eine steinerne Halle mit den Gemächern des Königspaares und einer Kapelle, die Wirtschaftsgebäude sind in Fachwerkbauweise errichtet; James/Robinson, S. 2-9, 23, 30f., Abb. 2 (S. 6) und Abb. 14 und 15 (S. 69), hier Abb. 14 und 14a.

Gemäß seinem Versprechen unterwirft Kingrun sich Cunneware von Lalant, die erfreut und überrascht ist über die Anteilnahme des Roten Ritters an ihrem Leid. Auch dem König richtet er seine Botschaft aus, Keie aber erschrickt und wird ganz rot. Er bittet seinen Amtskollegen Kingrun, ihm Cunnewares Wohlwollen zu verschaffen - mit dicken Krapfen! An eine Entschuldigung denkt er aber nicht (206,5-207,3).

nur bei Wolfram genannt, vielleicht in Anlehnung an *Karidæl* gebildet.

¹ Pevsner, S. 48 nennt die Residenz eine »Pfalz der englischen Könige«, vergleichbar den Pfalzen in Aachen und Gelnhausen.

Vor Pelrapeire ist Clamide mittlerweile zum Sturmangriff übergegangen. Die Stadttore sind zum Ausfall geöffnet und Parzival kämpft vor allen anderen. Clamide fordert den Roten Ritter zum Zweikampf um die Königin und ihr Land heraus. Die Heere aber sollen eine Waffenruhe halten. Parzival geht auf dieses Angebot ein und verbürgt sich dafür, daß niemand aus der Stadt in den Kampf eingreifen wird (207,4-210,4).

König Clamide hat sich schon auf sein kastilisches Streitroß geschwungen und auch Parzival kommt auf den Kampfplatz geritten, prächtig anzusehen in der roten Rüstung. Zu Pferd und zu Fuß, mit Lanze und Schwert attackieren sie sich, bis sich Clamide ergibt und um sein Leben bittet: Die Schmach der Niederlage und der Verlust Condwiramurs' sind Strafe genug. Wieder erinnert sich Parzival an Gurnemanz' Lehren und übt Barmherzigkeit. Er schickt Clamide ebenfalls an den Artushof, wo auch er sich Cunneware unterwerfen soll, der läßt seine Toten bestatten und räumt mit seinen Leuten das Land (210,5-216,2).

So reitet auch Clamide nach Löver, dem Land des Königs Artus, dessen Hof sich gerade in Dianazdrun aufhält. Dort wird mit großer Pracht das Pfingstfest gefeiert, alle Ritter der Tafelrunde sind versammelt, dazu viele edle Damen. Clamide sitzt ab und sucht in dem dichten Gedränge nach Frau Cunneware von Lalant, findet sie auch und unterwirft sich ihr, wie er es Parzival gelobt hatte. Wie versprochen will er auch vor Artus wegen der Schmach klagen, die Cunneware erlitten hat. Dies hören auch die Königin und Keie. Kingrun lobt Parzival, der ihn und Clamide ohne Tricks und Finten bezwungen hat. Alle stimmen dem zu und sind sich auch darüber einig, daß Keie falsch gehandelt hatte (216,2-222,9).

An dieser Stelle bricht die Erzählung ab und kehrt wieder zu Parzival zurück. Das verwüstete Land Brobarz wird wieder aufgebaut, man feiert Feste. Parzival übt *milte* und verteilt die ererbten Reichtümer seines Schwiegervaters Tampenteire - so macht er sich allgemein beliebt. Doch nach über einem Jahr bittet er eines Morgens Condwiramurs um die Erlaubnis, seine Mutter besuchen zu dürfen: Er möchte sehen, wie es ihr seit seinem Abschied ergangen ist. Er will zuerst Herzeloide besuchen und dann nach ritterlichen Taten, nach *aventiuren*, Ausschau halten. So will Parzival Condwiramurs dienen, um durch ihre *minne* belohnt zu werden (222,10-223,30).

BUCH V

PARZIVAL AUF MUNSALVÆSCHE (224-248,16):

In Gedanken versunken reitet Parzival durch Wälder und Sümpfe, denn schon jetzt sehnt er sich nach Condwiramurs. An diesem Tag legt er eine noch längere Strecke zurück als damals von Graharz nach Brobarz. Am Abend gelangt er zu einem See, wo Fischer vor Anker liegen.

225,2-17:

*er kom des âbnts an einen sê.
dâ heten geankert **weideman**:
den was daz wazzer undertân.
dô si in rîten sâhen,
si wârn dem stade sô nâhen
daz si wol hôrten swaz er sprach.
einen er im schiffe sach:
der het an im alsolch gewant,
ob im dienden elliu lant,
daz ez niht bezzere mœhte sîn.
gefurriert sîn huot was pfâwîn.
den selben **vischære**
begunder vrâgen mære,
daz er im riete durch got
und durch sîner zûhte gebot,
wa er herberge mœhte hân.*

(Abends kam er an einen See, wo Fischer vor Anker lagen, denen der See gehörte. Als sie ihn heranreiten sahen, waren sie so nahe am Ufer, daß sie alles gut hören konnten, was er sagte. Einen sah er im Boot, der trug ein solches Gewand, daß es nicht hätte besser sein können, wenn ihm alle Länder der Erde untertan gewesen wären - ein prächtigeres gab es nicht. Sein gefütterter Hut war mit Pfauenfedern besetzt. Diesen Fischer bat Parzival, ihm um Gottes willen und wegen seiner höfischen Erziehung zu sagen, wo er eine Herberge finden könnte.)

225,3: *weideman*

Zunächst bezeichnet *weideman* natürlich einen Jäger (vgl. 397,27), hier aber ist damit der Fischer oder Angler gemeint (vgl. 225,13). An dieser Stelle handelt es sich um einen König - Anfortas und seine adligen Begleiter, vornehmlich sind damit aber Berufsjäger oder -fischer gemeint (so 142,17). Daher könnte hier durch diese Bezeichnung die unglückliche Existenz des schwerkranken Anfortas hervorgehoben werden, dessen einziges Vergnügen das Angeln auf dem See ist; Dalby, S. 293; Hoffmann, S. 889; Kordt, Komm. zu 225,3f. Diese Beschäftigung ist aber durchaus standesgemäß, wie Parzival später selber urteilt - er nennt es *kurzewîle* (491,13) und Hattos Übersetzung von *weideman* (225,3) mit *sportsmen* ist ganz sinngemäß; vgl. Hatto, Chase, S. 214. Auch für den jungen Schionatulander ist das Angeln, bzw. Fliegenfischen eine standesgemäße Beschäftigung; vgl. Tit. 154,1 und Komm. zu 316,20. Dies hat durchaus einen realen Hintergrund: So wird von Kaiser Ludwig dem Frommen berichtet, daß er neben der Jagd auch die Fischerei liebte; Vita Hludowici, S. 466/467 und 492/493 sowie Lindner, S. 201; vgl. a. Komm. zu 316,20 und 491,9 bzw. 491,22f.

225,4: *den was daz wazzer undertân*

Der *weideman* ist hier ein Fischer oder besser Angler (denn dies betont den vergnüglichen Aspekt der Tätigkeit), der das Recht der *vischweide* innehat und ausübt; Martin, Komm. zu 225,3; Kordt, Komm. z. St.

Fischereirechte konnten im Mittelalter unterschiedlich geregelt sein: das Meer, große Flüsse und Seen waren fischereifrei, während bei kleineren Gewässern die Adjazentenfischerei, das Fischereirecht der angrenzenden Grundstücksnutzer, entstand. Die Fischereifreiheit an den freien Gewässern konnte aber durch Individualfischereirecht eingeschränkt werden. Diese entstanden durch Privilegierungen oder, entsprechend den Einforstungen, durch *forestae piscationis*; HRG II, Sp. 286f.; du Cange III, Sp. 352. Den *forestarii* obliegt die Hege des Wildes und der Fische: *De forestis, ut forestarii bene illas defendant, simul et custodiant bestias et pisces* (CAPITULARE AQUISGRANENSE, Art. 18). Fische sind juristisch also dem jagdbaren Wild gleichgestellt und bei einer Einforstung wurde nicht nur ein alleiniges Jagdrecht verliehen, sondern oftmals auch ein entsprechendes Fischereirecht; Lindner, S. 183. So erhält z.B. das Kloster Ellwangen im Jahr 1024 einen Bannforst, der ausdrücklich Jagd- und Fischereirechte einschließt; Lindner, S. 201.

225,13: *vischære*

So wird Anfortas hier zum ersten Mal genannt (vgl. a. 226,26; 227,3; 491,14 und Pc. 3495: *le riche Roi Pescheor*). Wie es zu dieser Benennung gekommen ist, wird

Parzival erst sehr viel später erfahren, wenn ihm Trevrizent die ganze traurige Geschichte von Anfortas' Leiden erzählt (491,1-23), die genauen Hintergründe diese Szene werden dann ausführlich erläutert.

Bei Chrestien stellt sich die Szene ganz ähnlich dar (2999-3010): Hier gelangt Perceval an einen tiefen und reißenden Fluß und wagt nicht, hinein- und hindurchzureiten. Er reitet am Ufer entlang, um eine Furt zu suchen, sieht ein Boot scheinbar den Fluß herunterkommen und hält sein Pferd an. Dann bemerkt er, daß der Kahn mitten im Fluß vor Anker liegt. Zwei Männer sitzen darin, derjenige im Bug angelt und befestigt gerade einen kleinen Köderfisch am Haken. Es folgt dann der Dialog, in dem Perceval den Angler nach einer Herberge fragt und ihm der Weg zur Gralsburg gewiesen wird.

Wolfram macht aus dem wilden Fluß einen kultivierten See, der zumindest dem Freizeitangeln dient (was aber eine fischwirtschaftliche Nutzung im Rahmen eines Domänenbetriebs nicht ausschließt). Dazu erscheint Anfortas hier auch als Herrscher, der sein Recht der Fischweide als Bestandteil des Forstrechts wahrnimmt. So setzt Wolfram hier einen neuen Akzent und gibt dafür Aspekte der Wassersymbolik auf, die Chrestien an dieser Stelle zugeschrieben wird; Kordt, Komm. zu 225,2 (Olef-Krafft, Komm. zu Pc. 2986 deutet das Wasser als mütterliches Element und den Fährmann als Boten ins Totenreich). Gleichwohl wird ein neuer Erzählabschnitt und damit auch eine neue Phase in der Entwicklung Parzivals und auch Gawans oftmals durch das Überqueren eines Gewässers angezeigt. So verläßt Parzival Soltane in Richtung auf den Wald von Brizljan, bis er an ein Bächlein gelangt, das ihm, durch Gras und Blumen verschattet, zu dunkel erscheint, um es gefahrlos überschreiten zu können (129,7-13). Den Rat der Mutter befolgend (127,15-18), reitet er den Bach entlang, bis er zu einer weniger überwucherten Furt kommt (129,16f.) und quert dort das Gewässer. Er trifft auf Jeschute, gelangt zum Artushof und tötet Ither, landet schließlich bei Gurnemanz, um dort die Grundlagen des Rittertums und der höfischen Lebensart zu erlernen.

Die nächste Station, Pelrapeire, liegt ebenfalls jenseits eines Gewässers. Parzival kommt abends an einen Gebirgsfluß (180,21-23), dem er bis zu einer auffälligen und schwankenden Brücke folgt, unter der das Wasser dahinschießt (180,29-181,10; 181,23-182,1). Sein scheuendes Pferd muß er am Zügel hinüberführen. Jenseits gewinnt er, wie im Märchen, eine schöne Frau und ein Königreich.

Munsalvæsche wiederum ist zu erreichen, indem man an einem See (225,2-4) entlang und dann am Felsen rechts reitet - ähnlich auch bei Chrestien: Dort fahren der Fischerkönig und sein Begleiter auf dem reißenden tiefen Fluß, die Burg des Fischerkönigs, wo wieder

Entscheidendes passiert, liegt nahebei.

Das nächste einschneidende Ereignis - sowohl für Parzival als auch für Gawan - spielt sich ebenfalls in der Nähe eines Flusses, des Plimizœl, ab. Dort hat Artus sein Lager aufschlagen lassen, seine Falkner verursachen auf Umwegen Parzivals Minneversunkenheit. Durch dieses seltsame Verhalten erregt er die Aufmerksamkeit der Ritter, wird dann in die Tafelrunde aufgenommen. Hier aber wird er von Cundrie verflucht und Gawan wird von Kingrimursel zu Gerichtskampf herausgefordert.

Als Gawan Orgeluse zum erstenmal erblickt (508,17-21), sitzt sie neben einer Quelle, die aus dem Felsen entspringt, auf dem die Burg von Logroys erbaut ist (Chrestiens Orguelleuse sitzt unter einer Ulme [6676-6681]). Als die beiden weiterreiten, erreichen sie einen Anger, der als Kampfplatz dient. Jenseits des Flusses, breit und schnellfließend, aber schiffbar, liegt Schastel Marveile (535,1-7). Orgeluse läßt sich vom Fährmann übersetzen, Gawan bleibt zurück und tjostiert mit Lischöys Gwelljus. Dann setzt der Fährmann Plippalinot auch ihn über. Hier tritt zum Motiv des Grenzflusses, der überschritten werden muß, das vom Kampf an der Furt (vgl. a. S. 243f.).

Vom Ufer aus kann Parzival mit ihnen sprechen. Einer von ihnen fällt durch seine prächtige Kleidung auf, diesen bittet er um Auskunft, wo er für die Nacht unterkommen kann. Der Herr antwortet, daß es im Umkreis von dreißig Meilen nur ein Haus gäbe, ganz in der Nähe. Am Abend wird er selber für seinen Gast sorgen. Parzival reitet zügig weiter und gelangt auch ganz richtig zu einer uneinnehmbaren Burg, wo er um Nachtquartier bittet. Dort erhält er Einlaß, wird üppig bewirtet und gut unterhalten. Schließlich kommt die Nachricht von der Heimkehr des Hausherrn - Parzival soll nur zu ihm gehen, er ist willkommen (224,1-229,22).

Man geht hinauf in den hellerleuchteten Palas, der von drei großen Kaminen beheizt wird. Vierhundert Ritter sind hier versammelt. An der mittleren Feuerstelle hat sich der Burgherr auf einem Ruhebett niedergelassen. Er bittet den Gast, an seiner Seite Platz zu nehmen. Wegen seiner schweren Krankheit ist er in viele warme und kostbare Pelze gehüllt und muß neben dem großen Feuer sitzen. Nun trägt ein Knappe eine Lanze herein, aus deren Schneide Blut quillt und den Schaft hinunter bis auf seine Hand und in den Ärmel läuft. In der Halle bricht daraufhin großes Weinen und Klagen aus. Der Knappe trägt die Lanze eilig einmal rund durch die Halle, die er durch die Tür verläßt, durch die er hineingekommen war. Dann wird eine andere Tür an einem Ende des Saales aufgeschlossen. Nacheinander bringen insgesamt achtzehn junge und schöne Damen allerlei kostbares Gerät herein, dann kommt die Königin Repanse de Schoye - sie allein

darf den Gral tragen und vor dem Burgherren niederstellen. Hundert Kämmerer mit goldenen Handwaschbecken und hundert Pagen mit Handtüchern bedienen die vierhundert Ritter, vor denen hundert Tafeln aufgestellt werden. Der Gral spendet der Gesellschaft alle nur erdenklichen Speisen und Getränke: Brot, Wildbret, Fleisch von Haustieren, dazu passende Saucen und Brühe, Würzwein und Maulbeerwein. All dies wird von hundert Knappen verteilt und serviert, keiner braucht zu hungern. Parzival nimmt all dies staunend wahr, fragt aber nicht nach, was all dies zu bedeuten hat - wieder Gurnemanz' Lehren folgend. Er rechnet mit einem längeren Aufenthalt, in dessen Verlauf sich alles erklären wird. Noch während er dies Überlegungen anstellt, bringt ein Knappe ein kostbares Schwert mit einem Griff aus Rubin, welches ihm der Burgherr zum Geschenk macht. Er selber hat es oftmals getragen, nun soll es Parzival im Kampf dienen und beschützen. Auch jetzt fragt Parzival nicht, was das alles zu bedeuten hat - hätte er das getan, wäre der Burgherr augenblicklich von seinem Leiden erlöst (229,23-240,9).

Nun wird das Geschirr wieder auf die Wagen gepackt und hinausgefahren, die Tafeln werden hinausgetragen. Die Damen geleiten den Gral ebenso feierlich hinaus, wie er hineingetragen wurde. Durch die offenen Tür kann Parzival für einen Augenblick einen schönen alten Mann auf einem Tragbett liegen sehen. Doch dessen Namen erfährt er (und damit auch das Publikum) nicht, ebensowenig weiß er den Namen des Burgherren, seiner Burg und des Landes. All dies wird man später erfahren, denn Wolfram will den Leuten nicht sofort die ganze Geschichte erzählen, da sonst vieles verlorengeht (wie er im Bogengleichnis 241,8-30 ausführt).

Der Burgherr verabschiedet sich nun von seinem Gast und wünscht ihm eine Gute Nacht. Einige der Ritter führen den jungen Mann zu seiner reich ausgestatteten Kemenate. In der Nacht schläft Parzival sehr unruhig, denn ihn plagen heftigste Alpträume - so wie es auch seiner Mutter erging, als Gahmuret sie verlassen hatte, um im Orient zu kämpfen; vgl. 103,25-104,28. Erst am späten Vormittag erwacht er und findet seine Rüstung mit den zwei Schwertern auf dem Teppich liegend. Er legt seine Rüstung an, denn er deutet seinen Traum dahingehend, daß ihm heute noch große Mühsal und Gefahr bevorstehen. Draußen findet er sein Pferd an der Treppe angebunden, Schild und Lanze lehnen daneben. Er durchsucht die ganze Burg, aber kein Mensch ist zu finden. Nur der Rasen im Hof ist von vielen Hufen aufgewühlt. Parzival reitet, den Hufspuren folgend, zum Burgtor hinaus. Kaum hat er die Zugbrücke passiert, wird sie von einem Knappen, der sich bis dahin verborgen gehalten hatte, hochgezogen. Der ruft ihm auch noch einige heftige Schimpfworte nach, auf Parzivals Fragen jedoch gibt er keine Antwort und verschließt das Burgtor (240,10-248,16). Als Chrestiens Perceval die Burg ganz

ausgestorben vorfindet, geht er übrigens davon aus, daß die Knappen schon früh in den Wald gegangen sind, um nach ihren Fallen und Schlingen zu schauen (3392-3395).

DIE ZWEITE BEGEGNUNG MIT SIGUNE (248,17-256,11):

Parzival bleibt nur übrig, der Hufspur zu folgen, die sich jedoch nach einiger Zeit verliert. Nun hört er die Stimme einer klagenden Frau. Er findet, in einer Linde sitzend, eine Jungfrau, die den einbalsamierten Leichnam eines Ritter in den Armen hält. Er grüßt sie und bietet seine Hilfe an, sie dankt und fragt nach seinem Woher. Parzival berichtet von der herrlichsten Burg, die er je gesehen hat. Sigune kann dies gar nicht glauben und erklärt mehr: Die Burg heißt Munsalvæsche, das Königreich Terre de Salvæsche. Der alte König Titurel hat all dies seinem Sohn Frimutel vermacht, der aber in der Tjost starb. Er hat vier Kinder hinterlassen, darunter Trevrizent und den schwerkranken Anfortas - nun erfährt man auch den Namen des Herrn auf Munsalvæsche, der so großes Leid zu ertragen hat. Parzival bestätigt, daß er dort war und viel Wunderbares gesehen hat. Nun erkennt Sigune ihren Vetter an der Stimme, gibt sich ihrerseits zu erkennen und klärt ihn über ihre Verwandtschaft auf (Herzeloide ist Sigunes Tante), beklagt dann ihren toten Geliebten. Parzival erkennt nun auch seine Cousine wieder, doch hat die große Trauer ihre Schönheit zerstört. Er rät, den Toten zu begraben und sich wieder dem Leben zuzuwenden - so, wie es Lunete ihrer Herrin Laudine riet. Doch Sigune ist nicht so flatterhaft, ihre einzige Freude wäre die Erlösung Anfortas' von seinen Leiden. Dann klärt sie Parzival über die besonderen Eigenschaften seines neuen Schwertes auf. Auch die Wunder der Gralsburg könnten ihm gehören, wenn er nur gefragt hätte, was es mit all dem auf sich hat. Parzival gesteht, nicht gefragt zu haben. Daraufhin verflucht ihn Sigune, denn er hätte Mitleid zeigen müssen. So scheidet Parzival von Sigune, er bereut bereits heftigst sein Versäumnis (248,17-256,11).

DIE VERSÖHNUNG VON ORILUS UND JESCHUTE (256,12-279,30):

Im Weiterreiten trifft Parzival auf eine neue Spur: ein gutbeschlagenes Streitroß und ein unbeschlagenes Reitpferd. Dann erblickt er auf einem abgemagerten Pferd mit Zaumzeug aus Bast und einem lädierten Sattel eine tieftraurige Dame. Sie ist ebenso abgerissen wie ihr Pferd, nur mit einem von Ästen und Dornen zerfetzten Hemd bekleidet, so daß überall ihre weiße Haut zu sehen ist - eine unverdiente Demütigung. Parzival grüßt sie und versichert, keiner Frau ein Unrecht zugefügt zu haben, seit er seinen Schild trägt. Die schöne weinende Jeschute, die sich mit Armen und Händen kaum bedecken kann, erweckt sein Mitleid und er bietet ihr seinen Umhang an. Aus Angst, daß

sie beide getötet werden könnten, wagt sie nicht anzunehmen, er aber will einem Kampf nicht ausweichen und richtet vorsorglich seine Rüstung. Sein Streitroß senkt den Kopf, um an Jeschutes Pferd zu schnuppern und wiehert. Das hört der vorausreitende Orilus, wendet voller Wut sein Roß und macht sich zur Tjost bereit (256,12-262,13).

Nach heftigem Kampf muß sich Orilus unter der Bedingung ergeben, sich mit Jeschute zu versöhnen. Darauf will sich Orilus auf keinen Fall einlassen, willigt schließlich aber ein, denn er will nicht sterben. Die drei reiten nun friedlich weiter, bis sie zur Klausen des Einsiedlers Trevrizent gelangen. Dort findet sich eine Reliquie, auf der Parzival schwört, daß Jeschute ganz unschuldig ist und gibt den Ring zurück, den er ihr geraubt hatte (die Gewandspange aber ist verloren; vgl. 143,1f.). Der Herzog nimmt den Ring und steckt ihn seiner Frau an, küßt sie und legt ihr seinen Umhang um. Er hat wohl eine Niederlage im Kampf erlitten, dafür aber sein Glück und seine Frau gewonnen. Parzival nimmt eine bemalte Lanze an sich, die in der Klausen neben dem Reliquiar an der Wand gelehnt hatte und verabschiedet sich von dem wiederversöhnten Paar (262,14-271,23)

Orilus und Jeschute kehren zurück zu ihrem Pavillon, wo die Versöhnung der Eheleute beim Gefolge große Freude auslöst. Da bringt ein Ritter die Nachricht, daß König Artus mit vielen Rittern und Damen eine Meile flußabwärts an den Ufern des Flusses Plimizœl lagert. Dann bringt man ihm seine Rüstung, sie wird in ein prächtiges Gewand gekleidet. Auf ihrem Bett sitzend, stärken sich beide mit einem Imbiss - gebratene Vögel, mit dem Spalholz gefangen.

273,23-30:

juncfrouwen kleitn ir frouwen sâ.
sîn harnasch truoc man dar dem man.
Jeschûten wât man muose lobn.
vogele gevangen ûf dem klobn
si mit freuden âzen,
dâ se an ir bette sâzen.
frou Jeschûte etslîchen kus
enpfîenc: den gab ir Orilus.

(Hoffräulein kleideten ihre Herrin an, dem Mann brachte man seine Rüstung. Jeschutes Gewand konnte man nur loben. Vögel, gefangen mit dem Spalholz/Kloben, aßen sie mit Appetit und saßen dabei auf ihren Betten. Frau Jeschute bekam viele Küsse von Orilus.)

273,26: *vogele gefangen ûf dem klobn*

Der Kloben ist ein gespaltenes Holz oder besteht aus zwei aufeinandergelegten Hölzern, durch die eine Schnur gezogen ist. Man wartet in einem Versteck, bis sich ein Vogel auf dem Holz niedergelassen hat und zieht dann mit der Schnur die Hölzer zusammen. Dabei wird der Vogel mit der Schwinge oder an den Flügeln festgeklemmt; Lindner, S. 306f. Das Versteck kann eine Hütte aus Ästen und Zweigen sein oder ein tragbarer Strohmantel; Lindner, S. 346f. und Abb. 42, 43 und 76a; Lindner (1959), S. 27-43 mit der Geschichte und der genauen Beschreibung des Vogelfangs mit dem Kloben und Abb. 4, 5, und 9; ROY MODUS, ms. fr. 12399, f. 95v. Um Vögel anzulocken, wurde ein zahmer Lockkauz oder eine Ente verwendet; Lindner, S. 307, 347; Dalby, S. 119f.; vgl. a. Bartsch/Marti, Martin, Nellmann und Backes, Komm. zu 273,29. Dieses Detail fehlt bei Chrestien.

Der Kloben besteht aus zwei Leisten aus Eichenholz, vier Fuß lang und mit Nut und Feder versehen, durch im Zickzack angeordnete Löcher wird eine Hanfschnur gezogen. In einen gleichlangen Griff werden diese Hölzer so gesteckt, daß sie vorne auseinanderpringen; Lindner (1959), S. 32f. und Abb. 9. Bei altertümlicheren Modellen wird die Klemmwirkung nur durch Zusammendrücken der Stäbe an der Gabelung erzeugt, die Bedienung mit Schnüren scheint eine spätere technische Entwicklung zu sein; Lindner (1959), S. 28-30. Anders die Beschreibung bei Martin; Komm. z. St.: die Vögel werden durch einen Köder angelockt, den sie wegpicken und dadurch einen Mechanismus auslösen, der die unter Spannung stehen Hölzer zusammenschlagen läßt.

Oftmals wird *klobe* auch metaphorisch im religiösen und im Minnekontext verwendet. Der *muot* des Liebenden wird dabei von der Minne mit einem Kloben gefangen - in diesen Handlungszusammenhang paßt das Versöhnungsmahl zweier Liebender, das aus Singvögeln besteht, die auf ebendiese Weise gefangen wurden, natürlich besonders gut; vgl. a. Dalby, S. 120 mit Textbeispielen und 425,19-21. In den illustrierten Handschriften¹ des WÄLSCHEN GASTES wird die Textpartie über die innere und äußere Schönheit (887-892) mit dem Bild des Vogelfanges mit dem Kloben veranschaulicht:

*gar ist verlorn des wîbes schône,
sin werde geziert mit zûhte krône.
ziert si den lîp und nicht den sin,
si zieret sich ûf ungewin,*

¹ Heidelberg, UB, Cpg 389, f. 14v (Hs. A, Mitte 13. Jhdt.); Heidelberg, UB, Cpg 330, f. 13r (Hs. b, um 1420); Dresden, SLUB, Mscr. M 67 (Hs. D, 1450-70); Heidelberg, UB, Cpg 320, f. 14r (Hs. a, 1460/70).

*wan si dem vogelære seit,
daz er zem kloben sî bereit.*

Die Lockeule (*kûz, kûze*; Dalby, S. 129) wurde verwendet, um die Vögel anzulocken. Der Anblick eines Nachtvogels bei Tage, der noch dazu ihr natürlicher Feind ist, erregt die Neugier der Singvögel (besonders beliebt als Speisevögel waren Singdrosseln und Wacholderdrosseln [Krammetsvögel]), die herankommen und den mutmaßlichen Angreifer belagern und beschimpfen (vgl.a. *nicklîn, nickel*; Dalby, S. 161). Die so abgelenkten Vögel lassen sich dann leicht mit Kloben oder Leimrute fangen. Als Lockvogel waren Steinkauz und Waldkauz geeignet (vgl. a. Lindner [1959], S. 33f.), zusätzlich kann man auch noch mit einem Blatt Lockrufe produzieren, um die Beute heranzulocken; Abb. 15-18.

Parzival trennt sich von dem Paar und Orilus und Jeschute reiten in den Zeltkreis von König Artus' Lager, Orilus wird zu Cunneware von Lalant geführt. Zunächst begrüßt ihn das Königspaar, dann unterwirft er sich Cunneware und bietet ihr sein Ehrenwort (*fïanze*; 275,19). Sie erkennt am Wappen auf dem Umhang, daß sie einen ihrer Brüder, Orilus oder Lâhelin, vor sich hat. Orilus erhebt Klage wegen der Mißhandlung seiner Schwester, auch im Namen Parzivals, und verlangt Wiedergutmachung. Keie zieht den Zorn aller Anwesenden auf sich. Viele Ritter, darunter Gawan, Jofreit und Clamide, drängen sich heran, um Cunneware ihren Dienst anzubieten, was diese höflich akzeptiert. Nun wird auch Jeschute auf ihrem Pferd herangeführt und von Artus und Ginover herzlichst begrüßt. Artus preist Jeschutes Schönheit und freut sich über die Versöhnung des Paares.

277,19-29:

*›iwer n vater, den küneec von Karnant,
Lacken, hân ich des erkant,
daz ich iwer kumber klagte
sît man mirn zem êrsten sagte.
ouch sît ir selb sô wol getân,
es solt iuch friwent erlâzen hân.
wan iwer minneclîcher blic
behielt den prîs ze Kanedic:
durch iwer schæne mære
bleip iu der sparwære,*

iwere hant er dannen reit.<

(Euren Vater, den König von Karanant, Lac, habe ich so gut gekannt, daß ich Euren Kummer beklage. Wegen Eurer Schönheit hätte Euer Freund/Gemahl Euch dies ersparen sollen. Euer liebliches Aussehen hat Euch in Kanedic den Preis beschert. Wegen Eurer berühmten Schönheit wurde Euch der Sperber zuteil, der auf Eurer Hand davonritt.)

Hier wird erneut auf den Schönheitswettbewerb angespielt; vgl. a. Komm. zu 135,11. Das Detail wird noch dadurch verstärkt, daß Jeschute hier bei Wolfram Erecs Schwester und damit Enites Schwägerin ist - die Verbindung zu Hartmanns EREC wird so noch enger.

Cunneware führt Bruder und Schwägerin zu ihrem eigenen Zelt, das sich am Rande des Lagers befindet. Bei Tisch schneidet Cunneware ihrem Bruder vor und auch Jeschute speist mit großem Anstand. Artus geht nochmals zu dem Paar, um sich zu überzeugen, daß es ihnen an nichts fehlt, befiehlt sie Gott und wünscht eine Gute Nacht (271,24-279,30).

BUCH VI

PARZIVAL TRIFFT AUF DEN ARTUSHOF (280,1-312,1):

Artus hat sein Land verlassen, um den Roten Ritter zu suchen und in die Tafelrunde aufzunehmen. Alle seine Ritter müssen versprechen, ohne Erlaubnis des Königs keinen Kampf anzufangen, denn man wird viele fremde Länder bereisen.

281,2-6:

*welt ir dan für ein ander **seh**n,
als vrece **rüden**, den **meisters** hant
abe stroufet ir **bant**,
dar zuo hân ich niht willen:
ich sol den **schal** gestillen.*

(Wollt ihr dann einer vor dem anderen losjagen wie ungestüme Rüden/Hatzhunde, denen der Jägermeister die Leinen losmacht - das kann ich nicht dulden. Ich werde das Getöse unterbinden.)

Bei Chrestien wird an der entsprechenden Stelle der Aufbruch des Königshofes beschrieben. Kisten und Koffer werden mit allem Notwendigem gepackt und dann auf Karren und Saumtiere geladen, ebenso wie Zelte, Pavillons und ritterliche Ausrüstung. König und Königin nehmen ihr gesamtes Gefolge mit, niemand bleibt in Carlion zurück (4144-4166). Hier fehlt ganz die Ansprache des Königs mit der Ermahnung an seine Ritter zu friedfertigem Benehmen und Artus' Verweis auf seinen eigenen Kampfesmut. Natürlich fehlt somit auch der Vergleich der Ritter der Tafelrunde mit aufgeregten Jagdhunden, die jeepernd und bellend losgekoppelt werden wollen.

281,2: *seh*n

›wende mich plötzlich, gehe schnell fort oder zur seite‹; BMZ II/2, Sp. 111b-112a. Es wird mit einem Wort das ungeduldige Hin- und Herdrängeln der aufgeregten Hunde beschrieben. Etwas anders Garnerus, Komm. z. St. mit der Übersetzung ›jagen, rennen‹.

281,3: *rüden*

Allgemein ist ein *rüde* ein großer Jagdhund oder Hatzhund; Bartsch/Marti und Martin z. St.; Dalby, S. 181f., Garnerus, S. 31. Konrad von Megenberg definiert ihn im BUCH DER NATUR so: *Molusus haizt ein rued. Daz ist ein grozzer hunt, sam man si gar grozz vint in Lamparten. Adelinus spricht, wie daz sei, daz daz tier starch sei vnd graussam,*

also daz ez all laeut anvall, doch erchent ez der chind vnschuld vnd ir chranchait vnd fluiht ir sleg. Daz han ich selb gesehen von vnsern rueden ze megenperg vnd anderswav (S. 176).

Dies ist aber auch ganz konkret zu verstehen, denn die Jäger haben die Rüden immer den Hündinnen vorgezogen. Diese sind entweder zweimal im Jahr läufig und können so die ganze Meute durcheinanderbringen oder sie sind trächtig bzw. säugend und können deshalb nicht so stark beansprucht werden. Die Leistungsfähigkeit war ein nicht unwesentlicher Aspekt, denn eine Hetzjagd konnte den ganzen Tag oder auch mehrere Tage dauern (vgl. a. S. 211-213 zum Verlauf einer Parforcejagd auf Hirsche mit weiteren Hinweisen zur altfranzösischen Jagdliteratur).

281,3: *meister*

auch: *jegermeister*, d.h. der oberste Jäger am Hof eines Königs oder hochrangigen Adligen; Dalby, S. 112-114. Er hatte durchaus hohes Ansehen an dem Hof, an dem er diente; vgl. dazu S. 34-37 zum sozialen Status der Berufsjäger. Im Jagdgedicht LA CHACE DOU CERF vom Ende des 13. Jahrhundert reden sich Schüler und Lehrer, die beide angestellte Berufsjäger zu sein scheinen, mit ausgesuchter Höflichkeit an (*biau sire* [28], *biaus dous amis* [30], *sire* [36]), was auf einen höheren sozialen Status und entsprechende gepflegte Umgangsformen hindeutet.

281,4: *bant*

Hundeleine; Bartsch/Marti z. St.; Dalby, S. 10f.

281,6: *schal*

Hier ist mit *schal* das Hundegebell gemeint; DWb VIII, Sp. 2088; vgl. NL 941,2; anders 147,29, wo es das Lärmen der Hofgesellschaft beschreibt.

Dazu sollte bedacht werden, daß die Art und Weise, wie die Hunde bei der Jagd bellen, eine wichtige Rolle spielt. Mit dem Leithund geht der Jäger vor Beginn der eigentlichen Jagd los, um den Hirsch zu suchen. Dabei ist es wichtig, daß der Hund über ein ausgezeichnetes Geruchsvermögen verfügt und dazu seine Arbeit ohne einen Laut tut, um das Wild nicht vorzeitig aufzuscheuchen; Cummins, S. 22f.; Dalby, S. 135f. So ist es auch verständlich, daß der Leithund der wertvollste Hund der Meute ist und sein Diebstahl schon im 8. Jahrhundert mit der höchsten Geldstrafe von 12 Schilling (*solidos*) geahndet wurde; Cummins, S. 23f.; Leges Alamannorum, S. 142. Anders dagegen die verfolgende Meute. Je nach Art und Zustand der verfolgten Spur des bereits aufgescheuchten Wildes sollen sie Laut geben: regelmäßig auf klarer Spur, nachlassend bei Unklarheiten und doppelt so laut bei wiedergefundener Spur; Cummins, S. 19.

Auch Tristan, der als Meisterjäger (vgl. S. 210 und Anm. 3) in der mittelalterlichen Literatur auftritt, hat seinen Hund Hiudan so erzogen, daß er bei der Jagd auf Rotwild keinen Laut

von sich gibt (17253-17264). So wird das Wild nicht vorzeitig aufgeschreckt, und auch die Liebenden können ihren Aufenthaltsort durch diese unauffällige Jagd geschickt verbergen; vgl.a. Okken, Komm. zu 17253-17264. Die Möglichkeit und das Vermögen, den Hund lautlos jagen zu lassen, erweist eine besondere Könnerschaft bei der Abrichtung von Jagdhunden und auf der Jagd.

Auf der Suche nach Parzival muß Artus mit seinem Hof durch fremde Länder und Herrschaftsbereiche reisen. Er scheint sich seiner Ritter und ihrer Disziplin nicht recht sicher zu sein, denn er ermahnt sie (und das durchaus zu Recht, wie man wenig später sehen wird), sich nicht wie eine Meute Jagdhunde aufzuführen, die es nicht abwarten können, von der Leine gelassen zu werden. Es besteht die Gefahr, daß sie sich losreißen, um auf eigene Faust zu jagen. Schließlich soll es ja der Jäger sein, der den günstigsten Zeitpunkt bestimmt, zu dem die Hunde losgelassen werden. Außerdem sollen Hunde, die eine Fährte aufnehmen, diese zunächst lautlos verfolgen. Die Hetzhunde hingegen, die Meute, sollen durch ihr Gebell dem Jäger bestimmte Informationen übermitteln.

Im übertragenen Sinn kann man wohl durchaus sagen, daß Artus seine ›Hunde‹, also die Ritter der Tafelrunde, nicht nur nicht unter Kontrolle hat, sondern daß sie auch schlecht ausgebildet sind - all dies wirft kein gutes Licht auf seine herrscherliche Autorität. »Wenn der edle König seine Ritter als ihrem Herrn entlaufene, freche Jagdhunde bezeichnet, so wird auf recht grobe Weise das zügellose Gebaren der Kämpfer dargestellt« (Lewis, S. 92). Diese Passage ist nur eine unter vielen, in denen Artus als ein Herrscher gezeigt wird, der eher schwach, wenn auch sympathisch, auftritt. Er ist sich seiner Autorität nicht ganz sicher (etwas anders Garnerus, Komm. z. St., die hier eine Bestätigung von Artus' Absicht sieht, auf jeden Fall das Getöse zu unterbinden) und muß seinen Rittern sogar Eide abnehmen, die ihr Wohlverhalten sichern sollen. In einer Situation, wo man jederzeit damit rechnen muß, dem Heer von Munsalvæsche entgegenzutreten, sollte es eigentlich selbstverständlich sein, die Kraft des eigenen Heeres nicht durch unbedachte Alleingänge zu schwächen.

Zur selben Zeit wird Parzival bei seinem planlosen Umherstreifen von verfrühtem Neuschnee überrascht (es muß Mitte September bis Mitte Oktober sein, vgl. Nellmann, Komm. zu 460,22). Am Abend des achten Tages seit dem Aufbruch von Karidœl reiten die Falkner des Königs zur Beizjagd.

281,23-30:

*sîne **valkenær** von Karidæł*
*riten sâbents zem **Plimizæł***
*durch **peizen**, dâ si schaden kuren.*
*ir besten **valken** si verluren:*
*der **gâhte** von in balde*
*und **stuont** die naht ze walde.*
*von **überkrîphe** daz geschach*
*daz im was von dem **luoder** gâch.*

(Seine [König Artus‘] Falkner aus Karidæł ritten abends zum Plimizæł, um dort zu beizen. Dort hatten sie einen [ärgerlichen] Verlust erlitten, denn sie verloren ihren besten Falken: der war ihnen alsbald entflohen und die Nacht über im Wald geblieben. Weil er überkröpft war, verschmähte er sogar das Federspiel.)

Die Episode mit den nur mäßig kompetenten Falknern des Königs fehlt bei Chrestien ganz, hier ist es ein *wilder* Falke, der die Gans zunächst schlägt, diese kann dann aber entkommen (4176-4183).

281,23: *valkenær*

Die Falkner sind hier Mitglieder des königlichen Hofes und begleiten diesen natürlich auch auf Reisen, gehören also unbedingt zu einer kaiserlichen, königlichen oder fürstlichen Hofhaltung; Dalby, S. 255f. Zu den Anforderungen, die an einen guten Falkner gestellt werden; vgl. S. 182-184 und De arte I, S. 176-180. Diesen Anforderungen entsprechen Artus‘ Falkner nicht in allen Punkten, denn in jedem Falle sind sie unaufmerksam.

281,24: *Plimizæł*

Ein Fluß im Lande Liz, dem Herrschaftsbereich des Königs Meljanz. Der Fluß liegt nahe der Grenze von Terre de Salvæsche, dem Reich des Gralkönigs; Nellmann, Komm. zu 273,10; Schröder, Namen, S. 98; Garnerus, S. 38f.. Dieser Fluß bietet das Terrain und damit den Anlaß für die Reiher- und Entenbeize, die dann wiederum auf Umwegen Parzivals Minneversunkenheit auslöst.

281,25: *peizen*

Höchstwahrscheinlich widmen sich die Falkner der Bruchbeize, d.h. der Beizjagd mit Wanderfalken auf Wasservögel, v.a. Enten und Gänse, die Wolfram hier in vier Verspaaren beschreibt; vgl.a. Bartsch/Marti und Martin z. St.; ausführlich dazu De arte II, S. 209-283 (s.u.). Dieses für die Beizjagd besonders geeignete Terrain am Fluß (frz. *rivière*), bzw. in der Flußniederung gibt bald auch den Beizjägern (*riveroors*, Pc. 3525) und dem

Beizen (*riverer*, Pc. 3524; *aler a la riviere* oder *aller en riviere*; LE ROMAN DES DEDUIS, 855 bzw. 867) eine neue Bezeichnung, die auch Eingang ins Deutsche findet, denn es entwickelt sich die Bezeichnung ›Revier‹ (so z.B. TRISTAN 5348 und 17108 [*waltriviere*]) für ein Gelände, in dem gejagt wird; vgl. Bormann, S. 10, Nr. 13 und Dalby, S. 177f.; Abb. 19.

Zunächst werden die Falken für dies Art der Beizjagd mit einem Federspiel trainiert, das aus den Flügeln von mindestens elf Enten oder Erpeln gefertigt wurde, also derjenigen Vögel, die der Falke zu jagen lernen soll. Die Schnur, bei der man es beim Locken kreisen läßt, muß mindestens drei Fuß lang sein (De arte II, S. 209f.). Beim Abtragen für die Entenbeize werden die Falken weniger hungrig gehalten als z.B. beim Abtragen auf Kraniche und Reiher. Daher muß man sie länger an das Federspiel gewöhnen, damit die Wanderfalken nicht andere Vögel jagen und davonfliegen (De arte II, S. 212f.). Viele Gründe führen dazu, daß sich die Falken nicht mit dem Federspiel locken lassen, z.B. wenn sie nicht hungrig sind oder das Federspiel von der richtigen lebendigen Beute unterscheiden können (De arte II, S. 214-216). Als nächstes wird das Anwarten gelehrt. Dabei muß der Falke in Erwartung der auffliegenden Beutevögel über dem Falkner kreisen (De arte II, S. 219-238). Wie beim Abtragen gilt es auch hier viele Dinge zu beachten, so gilt es zu verhindern, daß der anwartende Falke abstreicht, d.h. davonfliegt (De arte II, S. 227-238).

Das Gelände für die Bruchbeize kann ganz unterschiedlich sein - in Frage kommen stehende Gewässer wie Teiche und Moore, aber auch Flüsse und ihre Auen wie hier eben am Plimizœl (De arte II, S. 239f.). Auch an dieses Gelände muß der Beizvogel gewöhnt werden, denn es gibt Falken, die sich zunächst vor Wasser fürchten (De arte II, S. 218).

Bei der Entenjagd gilt es Besonderes zu beachten: Hat der Falke eine Ente geschlagen, so soll der Falkner ihm erlauben, die Beute zu töten und ihm dann das Herz der Ente zu kröpfen geben. Dann soll der Falkner die Ente bedecken, damit sie der Falke nicht mehr sieht, ihn von der Beute lösen und auf die Hand stellen. Dann soll der Falke auf dem Federspiel geatzt werden (De arte II, S. 267f.). Wenn der Falke aus unterschiedlichen Gründen nicht zum Falkner zurückkehrt, gibt es für diesen immer noch verschieden Möglichkeiten, ihn wieder zurückzubringen. Zunächst kann man versuchen, ihn mit dem Federspiel einzuholen und darauf zu atzen. Dann kann man ihn mit den vertrauten Lockrufen dazu bringen, über dem Falkner anzuwarten, um ihn dann auf das Federspiel zu locken. In jedem Fall muß verhindert werden, daß der Falke aufblockt, d.h. sich in einem Baum niederläßt. Sollte dies alles nicht zum Erfolg führen, bleibt nur noch, einen zweiten Falken aufsteigen zu lassen - wenn vorhanden. Der erste Falke wird sich dann hoffentlich zu

seinem Artgenossen begeben (De arte II, S. 280-283).

Aus dieser kurzen Beschreibung ist leicht zu ersehen, daß die Bruchbeize eine komplizierte Form der Beizjagd ist, die einer sorgfältigen Ausbildung der Falken bedarf. Durch Unvermögen und Unerfahrenheit können viele Fehler unterlaufen. Die Falkner König Artus¹ scheinen ihr Handwerk nicht besonders gut zu verstehen, wenn sie es zulassen, daß ihnen ausgerechnet der beste und damit wertvollste Falke ihres Herren entflieht. Man kann also durchaus schließen, daß die Disziplin und Umsicht an Artus¹ Hof sehr zu wünschen übrig lassen. Mit der Bewahrung von Artus¹ Autorität sieht es auch hier nicht sehr gut aus (man denke nur zurück an die Ither-Episode, wo der ganze Hof angesichts der existenziellen Bedrohung doch eher hilflos dasitzt). Eigentlich sollte man erwarten, daß ein Herrscher wie König Artus, dessen Hof für mustergültig angesehen wird, die besten Falkner in seinen Diensten haben sollte.

281,26: valken

Bis in das frühe 15. Jahrhundert wird so sowohl der Wanderfalke (*Falco peregrinus*) als auch der Gerfalke (*Falco rusticolus*) bezeichnet; vgl. Abb. 20 und 21. Zur Jagd wird von beiden Arten bevorzugt das größere und kräftigere Weibchen abgerichtet; Dalby, S. 253 und bes. S. 254f. Hier handelt es sich gewiß um einen Wanderfalken, wie er auch von Friedrich II. für die Entenjagd empfohlen wird; De arte II, S. 209.

281,27: gâhte

gâhen bezeichnet das Fortfliegen eines Falken; Dalby, S. 54.

281,28: stuont

stên ist hier mit ›bleiben‹ übersetzt; vgl. Bartsch/Marti und Martin z. St. Es ist das passiert, was bei der Bruchbeize unbedingt zu vermeiden ist: Der Falke ist nicht zum Falkner zurückgekehrt, sondern hat aufgeblockt, d. h. sich in einen Baum gesetzt; De arte II, S. 280-283.

281,29: überkriiphe

überkriiphen bezeichnet zunächst einfach das Überkröpfen, also das Vollfressen eines Beizvogels. Dieser ist dann so satt, daß er keinerlei Veranlassung mehr hat, einen Beutevogel zu schlagen; Dalby, S. 125f., vgl. a. Habichtslehre, S. 298, 305f. Dies kann zweierlei Ursache haben. Zum einen kann ein unruhiger Falke, der keine Haube trägt, mit dem fleischigen Zieget,¹ z.B. einem Hühnerschenkel, beruhigt werden, wenn man ihn ins Gelände trägt. Frißt sich der Vogel aber schon vor der Jagd satt, wird man ihn nicht mehr werfen können. Um dies zu verhindern, soll der Falke immer verkappt, d.h. mit Haube zur

¹ Auf dem Autorbild ›Herr Wilhelm von Heinzenberg‹ (Codex Manesse, f. 162v) ist

Beize getragen werden; Bartsch/Marti z. St. und zu 191,13 bzw. 201,14; De arte I, S. 268f. Zum anderen sind die Falkner vielleicht zu spät zu einem Falken gekommen, der einen Vogel geschlagen hat, nun über diesem steht und vom Brustfleisch frißt. Grund hierfür kann ein unübersichtliches Gelände oder eine ungeschickte Verteilung der Jagdgehilfen sein. Beides aber ist ein Hinweis auf schlechte Organisation. Eine Übertragung von *überkrüphe* auf Parzival¹ (so Freytag, S. 324-326) ist nicht nachzuvollziehen.

281,30: *luoder*

Das Federspiel, mit dem der Falkner seinen Beizvogel zu sich lockt. Es wird aus Entenflügeln (De arte II, S. 209f.), Kranichflügeln (De arte II, S.7-9, 139) oder Reiherflügeln (De arte II, S. 139, 141f.) angefertigt, indem zwei, vier oder sogar 22 Flügel zusammengefügt werden. Durch Räuchern erreicht man eine längere Haltbarkeit. Dann wird eine mindestens drei Fuß lange Leine angeknüpft, an der man es kreisen lassen kann. Das Federspiel muß so schwer sein, daß der Falke es nicht fortschleppen kann. Als zusätzlicher Anreiz wird noch etwas frisches Fleisch befestigt. Durch das Kreisenlassen² des Federspiels wird der Falke angelockt, dabei ruft der Falkner bestimmte, immer gleichbleibende Locktöne, die der Falke mit dem Federspiel verbindet. Dalby S. 143-145; Garnerus, S. 39. Weitere Nachweise: De arte, Kommentarband, S. 385; vgl. a. Bartsch/Marti und Martin z. St., wobei die Übersetzung ›Lockspeise‹ mir nicht ganz treffend erscheint. Eine ebenfalls mögliche metaphorische Bedeutung ist hier nicht relevant.

In diesem Wald verbringt auch Parzival die Nacht und als er bei Tagesanbruch weiterreitet, folgt ihm der Falke. Beide erreichen freies Gelände, wo sich ein Schwarm Gänse niedergelassen hat. Der hungrige Falke will eine von ihnen schlagen, verletzt die Beute aber nur (282,12-22). Drei Tropfen Blut fallen in den Schnee und erinnern Parzival an Condwiramurs - wie gebannt blickt er darauf und vergißt seine Umgebung, fällt in eine tiefe Minneversunkenheit.

So entdeckt ihn ein Knappe, der für Cunneware de Lalant einen Botengang erledigt. Er sieht einen vermeintlich kampfbereiten Ritter und schlägt sofort im Lager des Königs Alarm.

das Zieget gut zu erkennen, das aus der Falknertasche herausschaut; vgl. Abb. 22.

¹»(...) *überkrüphe*, Übersättigung, entfremdet ihn dem Lebenskreis höfisch kultivierter Sitte und läßt ihn in der Folge unhöfischer Verwilderung verfallen. *überkrüphe* meint offenbar jenes torenhafte Übermaß an Selbstvertrauen, wie es Parzival erfüllt, wenn er wiederholt aufgrund eigener Überlegungen das Richtige zu tun sucht und doch uneinsichtig handelt.« (Freytag, S. 325).

² Diesen Vorgang illustriert das Autorbild ›Markgraf Heinrich von Meißen‹ (Codex Manesse, f.14v): der linke Jagdgehilfe läßt das Federspiel kreisen, der rechte hat es über dem Arm hängen, vgl. Abb. 23 und 24.

Allen voran ist der ungestüme Segradors kampflüstern und erhält schließlich die Erlaubnis zum Kampf. Er läßt sich wappnen und stürmt los, einem Jagdfalken gleich.

286,28-287,4:

*manc guldîn **schelle** dran erklanc,
ûf der **decke** und an dem man.
man möht in wol **geworfen** hân
zem **fasân** inz **dornach**.
swems ze suochen wære gâch,
der fünde in bî den **schellen**:
die kunden lûte hellen.*

(Viele goldene Schellen erklangen daran, an der *covertiure* und an dem Ritter. Man hätte ihn sehr gut wie einen Falken auf einen Fasan in ein Dorngebüsch werfen können. Wer ihn suchen wollte, hätte ihn mit Hilfe der Schellen, die laut ertönten, schnell gefunden.)

Der Vergleich des ungestümen Ritters Segradors mit einem Jagdfalken fehlt bei Chrestien: *Trestoz armez s'en ist de l'ost / Et va tant qu' au chevalier vient* (4242f.): »In voller Rüstung reitet er aus dem Lager zu dem Ritter« (ÜS Olef-Krafft, S. 239).

286,28: *schelle*

An der Rüstung und dem Reitzug sind als Verzierung goldene Schellen angebracht, so ist auch Kaylets Ausrüstung mit Schellen geschmückt: *daz gevilde nâch den helde klanc: / sîne schellen gâbn gedæne* (39,20f.). Auch Schellen an Sattel- und Zaumzeug sind vielfach belegt: NL 385,3; Pz. 122,3-9 (weitere Nachweise BMZ II/2, Sp. 2123b; vgl. a. S. 28, Anm. 121 und Abb. 30a). Schellen als Kleiderschmuck müssen sehr beliebt gewesen sein, denn sie werden den Geistlichen verboten; Martin z. St.; Garnerus, S. 74f.

286,29: *decke*

Zum Schutz beim Kampf bekamen die Pferde zunächst eine eiserne Pferdedecke aus Kettengeflecht übergelegt, darüber kam zum Schmuck noch eine weitere Textildecke, z.B. aus golddurchwirkter Seide (261,10-15); BMZ I, Sp. 295a; Bumke, Höfische Kultur I, S. 237f.; vgl. a. 122,3-5, wo die Steigbügel mit Schellen verziert sind. Natürlich kann auch eine Pferdedecke (*covertiure*; 739,19) mit Schellen besetzt werden.

286,30: *geworfen*

Wenn man einen Falken von der Faust auf eine Beute fliegen läßt, dann wird er »geworfen«; Dalby, S. 299 und Gilmour, S. 38 zu Pz. 163,7; vgl. a. Bartsch/Marti und Martin z. St.; Garnerus, S. 75.

287,1: fasân

Der Edelfasan oder Jagdfasan (*Phasianus colchicus*). Ursprünglich in Zentral- und v.a. Ostasien beheimatet, wurde er in klassischer Zeit in Griechenland angesiedelt, daher auch sein Name: »der am Flusse Phasis am Kaukasus heimische Vogel«; Martin z. St.; Suolahti, S. 226-228, bes. S. 227. Schon in römischer Zeit wurde der Fasan weiter bis Italien und Südengland verbreitet und seit 511 bzw. 800 weisen erstmals fränkische Quellen auf seine Haltung hin; CAPITULARE DE VILLIS, § 40. Um 1100 erscheint er in den Wildbretlisten des Klosters St. Gallen (vgl. Pz. 423,20, wo der Fasan als Speisevogel genannt wird; vgl. a. Garnerus, S. 75). Im 11. Jahrhundert beginnt seine Haltung in Böhmen, im 12. und 13. Jahrhundert gibt es freilebende Fasane im Rheinland (HVM 5, S. 323; 339f.).

Der Fasan lebt in einer Zone stärkerer ökologischer Gliederung: Schilfbestände, Auwaldstreifen, artenreiche Busch- oder offene Laubwälder bieten im Winter Nahrung und Deckung. Allgemein benötigt er offene Äsungsflächen und Balzplätze, also Wiesen, Äcker und Felder, aber auch Deckung wie Hecken und Buschwälder zur Brut (HVM 5, S. 341f.).

287,1: dornach

Dorngebüsch, zuerst hier belegt; BMZ I, Sp. 385a; MWB I, Sp. 1351 (mit späteren Belegen); Bartsch/Marti und Martin z. St.; Garnerus, S. 75.

Ein solches Dickicht aus Schlehen und/oder Weißdorn ist zwar eine ausgezeichnete Deckung für den Fasan, der Jagderfolg des Falken wird aber gering sein. Günstiger wäre es, bei den tagaktiven Fasanen zu warten, bis diese sich zur Nahrungssuche ins Freie begeben. So erfolglos, wie hier der Falkner sein wird, ist auch Segramors' Versuch, den Roten Ritter im Kampf zu besiegen. Er selber wird aus dem Sattel gehoben und kehrt zu Fuß ins Hoflager zurück.

287,3: schellen

Die Schelle oder Bell, die an einem oder beiden Fängen des Beizvogels befestigt ist. Zunächst werden dem Vogel Riemen angelegt, die er ständig trägt: das Geschüh. Daran wird bei Bedarf die Langfessel befestigt, etwa um den Falken auf der Reck, der Sitzstange, anzubinden. Am Geschüh ist auch die Bell angebracht, ein kleine Schelle, wohl aus Messing oder Bronze, in der Größe an den Vogel angepaßt. Sie ermöglicht es dem Falkner, den fliegenden Falken zu orten oder festzustellen, ob der Falke auf seinem Sitz unruhig ist oder springt; Dalby, S. 188-190; Garnerus, S. 75, De arte I, S. 167f.; vgl. a. Rom, Biblioteca Apostolica Vaticana, Cod. Pal. lat. 1071, f. 64v (= Abb. 25), dazu Willemsen, S. 276. Obwohl Segramors Schellen trägt, kommt ihm doch keiner zu Hilfe, wie es sonst ein Falkner mit seinem Vogel machen würde; Lewis, S. 101f.

Segramors trägt bei Chrestien den Beinamen *li Desreez* (4221), was »der Unbändige, Ungezügelte, Unbesonnene« bedeutet; dieser Name weist ihm sogar »antihöfische Züge« zu (Olef-Krafft zu Pc. 4220). Wolfram nennt diesen Beinamen nicht, malt das Motiv aber breit aus und läßt den jungen Ritter in das Schlafgemach des Königs und der Königin stürmen. Er zieht ihnen die Bettdecke aus Zobelfell weg, um sie aufzuwecken - eigentlich ein unmögliches Verhalten, auch wenn er die Königin »Tante« nennen kann (285,11-30) und alle darüber lachen. Segramors fühlt sich durch Parzivals scheinbare Kampfbereitschaft aufs äußerste provoziert und bittet Artus um diesen Kampf. Erst als sich Ginover seinen Bitten anschließt, gibt Artus die Erlaubnis (286,1-16).

Der junge bartlose Ritter Segramors wird beschrieben wie ein Jagdfalke, denn an seiner Rüstung und an der Pferdedecke trägt er Schellen - er könnte genauso gut als Beizvogel durchgehen, den der König geworfen hat. Jedoch ist der König als Falkner nicht erfolgreich, denn der Falke landet im Dornestrüpp, er hat sich den falschen Platz ausgesucht. Aber auch der Ritter Segramors ist erfolglos, denn er wird aus dem Sattel gehoben und kehrt erst lange nach seinem Pferd zu Fuß ins Hoflager zurück (288,23-26; 289,3-6 und 18f.); zum Vergleich eines Ritters mit einem Beizvogel vgl. a. Abeele, S. 139-149 und Evans, S. 91-99. Zuvor waren Artus' Falkner glücklos bei ihrer Beizjagd, nun ist es der König selber, der mit seinem Falken keinen Erfolg hat: Dieser muß Federn lassen.

Es drängt sich auch eine Parallele zur Begegnung Parzivals mit Ither auf. Die Existenz des Artushofes wird durch den Roten Ritter Ither bedroht. Artus gewährt dem jungen Parzival die Erlaubnis zum Kampf. Ither wird getötet, Artus' Herrschaft ist gesichert. Demgegenüber ist diese Episode weniger grausam. Die Ritter des Hoflagers fühlen sich durch das Erscheinen des Roten Ritters Parzival herausgefordert. Diesmal erteilt Artus dem jungen Ritter Segramors die Erlaubnis zum Zweikampf. Dieser Kampf geht aber glimpflich aus und die ganze Situation wird durch Gawans (nicht etwa Artus'!) höfisches und besonnenes Einschreiten friedlich aufgelöst.

Als Segramors Parzival erreicht, sagt er ihm Fehde an und fordert ihn auf, sich zu ergeben. Der aber ist ganz versunken in die Betrachtung der Blutstropfen, doch als sich sein Pferd dreht, erwacht er kurz und hebt Segramors wie nebenbei aus dem Sattel. Segramors folgt seinem Pferd zu Fuß ins Lager. Sodann versucht der Truchseß Keie die Ehre der Tafelrunde zu bewahren und stellt den Unbekannten zur Rede, doch der, gefangengenommen von Frau Minne (291,1-293,16), reagiert nicht auf Keies Scheltreden, der ihm unter anderem empfiehlt, sich selbst an die Leine zu nehmen.

293,30-294,5:

»hêrre, sît iu sus geschach,
daz ir den kûnec gelastert hât,
welt ir mir volgen, so ist mîn rât
unt dunct mich iwer bestez heil,
nemt iuch selben an ein **brackenseil**
unt lât iuch für in ziehen.«

(Herr, da Ihr es gewagt habt, den König zu beleidigen, so rate ich Euch, mir zu folgen. Für Euch ist es am besten, wenn Ihr Euch selber an die Leine legt und Euch vor ihn führen laßt.)

294,4: brackenseil

Es taucht wieder eine Hundeleine auf, diesmal in einem beleidigenden Kontext: Keie gibt Parzival den gutgemeinten Rat, sich selber eine Leine anzulegen. Die Leine des Jagdhundes ist hier ein Mittel der Demütigung, ähnlich der Bestrafung des Urjans, der vier Wochen mit den Jagdhunden essen muß (vgl. a. Komm. zu 528,25-30). Damit wird auch das Motiv der ungebärdigen Ritter (281,3-6) wieder aufgenommen. Jedoch ist Keie als Zuchtmeister erfolglos, denn er wird im Kampf besiegt und schwer verletzt, außerdem wird die Erniedrigung gerächt, denn nur Besiegte flehen, einen Strick um den Hals, um Gnade; vgl. Martin und Nellmann, Komm. z. St.; Garnerus S. 132 sowie Dalby, S. 197f. mit vielen Belegen. Zur Bracke vgl. Komm. zu 446,26.

Eine Hundeleine wurde bereits erwähnt: *ein brackenseil gab im den pîn* (141,16-21, hier Vers 16) - so kurz faßt Sigune ihre unglückliche Liebesgeschichte zusammen. Die von ihr verlangte Liebesprobe kostet Schionatulander das Leben. Keie will Parzival mit der Hundeleine disziplinieren und demütigen, Sigune ihren Geliebten ein letztes Mal auf die Probe stellen. Sowohl die Demütigung als auch die Liebesprobe wenden sich gegen ihre Urheber.

Ganz konkret kommt die Hundeleine bei der Versuche zum Einsatz, die der eigentlichen Jagd vorangeht. Dabei sucht der Jäger zu Fuß mit dem Leithund oder Spürhund (der auch eine Bracke sein kann) nach einer passenden Jagdbeute und kundschaftet sie aus. Dabei wird der Hund an einer langen Leine laufen gelassen, damit er die Spur genau aufnehmen kann. Eine solche lange Leine (*zwelf klâfter lanc*, Tit. 133,2) bietet natürlich auch Platz für die Niederschrift einer Liebesgeschichte (vgl. Tit. 135-147). Hunde, die auf Sicht jagen wie etwa Windhunde bei der Hasenjagd, werden dagegen an der kurzen Leine, der Koppel, gehalten und erst losgemacht, wenn das Wild in Sicht ist. So wird auch motivlich der Bogen zum Beginn von Buch VI geschlagen, wo die Ritter möglicherweise diese Leine abstreifen könnten (281,2-6).

Wie bei Segradors geraten die Blutstropfen kurz aus Parzivals Blickfeld, er kommt zu sich und hebt Keie aus dem Sattel, der verwundet ins Lager zurück gebracht wird. Nun reitet Gawan unbewaffnet zu dem Unbekannten. Sofort erkennt er, daß dieser im Bann der Minne ist und schaltet gleich die Ursache dafür aus, indem er seinem Mantel über die Blutstropfen breitet. Parzival kommt zu sich und muß sich von Gawan über seine Kämpfe unterrichten lassen. Dann reiten beide zum Hoflager, wo Cunneware Parzival besonders herzlich empfängt, ebenso wie der König, die Königin aber verzeiht ihm sogar den Tod Ithers.

PARZIVALS VERFLUCHUNG - AUFBRUCH DER TAFELRUNDE (312,2-337,30):

In diese festliche höfische Gesellschaft platzt ein ungebetener Gast: Auf einem großen ungarischen Maultier reitet eine unglaublich häßliche und überaus gebildete junge Dame, Cundrie, heran. Sie wirft dem König vor, die Tafelrunde durch Parzivals Mitgliedschaft entehrt zu haben. Dann wendet sie sich Parzival selber zu, der es versäumt hat, Barmherzigkeit zu zeigen und deshalb den Fischer nicht von seinem Leid erlöst hat. Sein Bruder Feirefiz und sein Vater Gahmuret sind Muster an Mut und Ritterlichkeit, er jedoch ist voller Sünde und Falschheit (315,26-318,4). Parzivals Falschheit vergleicht sie mit dem Köder des Fliegenfischers (*ir vederangl*; 316,20), wohingegen Gahmuret den Ruhm mit Reuse und Wehr einfieng (*er was riuse und vengec vach*; 317,28).

316,16-20:

*ich wil ûf iwerem houbte swern,
gît mir iemen des den eit,
daz græzer valsch nie wart bereit
necheinem alsô schænen man.
ir vederangl, ir nâtern zan!*

(Ich will bei Eurem Haupt schwören, wenn mir jemand einen Eid darauf abnimmt, daß noch nie so viel Falschheit bei einem so schönen Mann gefunden wurde. Ihr Angelköder, Ihr Natternzahn!)

316,20: *vederangl*

Hier vergleicht Cundrie Parzival mit einem künstlichen Köder für das Fliegenfischen: Dazu wird aus Federn und verschiedenfarbigem Garn eine Insektenattrappe geknüpft, nach der dann die Fische schnappen, vgl. a. BMZ I, Sp. 45a; Lexer III, Sp. 38. Das Tegernseer Angel- und Fischbüchlein (vgl. Birlinger, bes. S. 162-

172) gibt genaue Anweisungen, denn je nach Beutefisch, Wetter, Jahreszeit und Angelrevier sind ganz verschiedene Fliegen einzusetzen. Die Technik ist beschrieben in Wolframs TITUREL: Schionatulander steht barfuß in einem schnellfließenden Gewässer und wirft seine Angel nach Äschen und Forellen aus (148,1f.; 153,1-3; vgl. a. das Autorbild ›Herr Pfeffel‹ [Codex Manesse, f. 302r] = Abb. 26). Dies erscheint als eine ganz angemessene Beschäftigung für einen höfischen jungen Mann, ein fast meditatives Vergnügen, das nur der Selbstversorgung dient und keinen kommerziellen Zweck hat. Das Angeln ist »a tranquil even virtuos variation of the hunt« (Thiébaux, S. 181).

Wolframs Vertrautheit mit dieser Technik (die hier auch zum ersten Mal in einem literarischen Text erwähnt wird) kann vielleicht dadurch erklärt werden, daß in Süddeutschland und Österreich im 15. Jahrhundert mehrere Angel- und Fischtraktate entstanden - es muß also eine alte Tradition gegeben haben, die durchaus bis ins 13. Jahrhundert zurückreichen kann; Hoffmann, S. 892f. Dieses standesgemäße und tugendhafte Vergnügen für adlige Menschen mit höfischer Lebensweise hebt sich durch Ruhe und kontemplativen Charakter von der tendenziell lauten und unruhigen Jagd ab, daher kann diese Betätigung durchaus als Sport bezeichnet werden.

Hier aber hat die *vederangl* eine ganz und gar negative Konnotation, denn das höfische Vergnügen liefert die Metapher für Cundries Verwünschung Parzivals, der falsch, hinterlistig und aus der Art geschlagen ist, ein Betrüger, dessen Schönheit und Ruhm nur Täuschung seiner Umgebung sind - so, wie der Angler den Fisch mit dem künstlichen Köder überlistet; vgl. a. Bartsch/Marti, Martin und Nellmann, Komm. z. St.

317,22-30:

*unt daz iwer vater wære
manlicher triwe wîse
unt wîtvengec hôher prîse.
er kunde wol mit schallen.
grôz herze und kleine gallen,
dar ob was sîn brust ein dach.
er was **riuse und vengec vach**:
sîn manlîchez ellen
kund den prîs wol gestellen.*

(... und daß Euer Vater ein Muster an Treue und weithin berühmt war. Er konnte ausgelassen sein. Einem großen Herzen und einer kleinen Galle war seine Brust ein Dach. Er war eine Reuse und ein Fischwehr: Mit männlicher Kraft und Kühnheit fing er den Ruhm

ein.)

317,28: *riuse und vengeç vach*

Cundrie führt die Bilder aus der Fischerei fort, diesmal aber positiv: Gahmuret wird mit einer Reuse und einem Fischwehr verglichen, das Ruhm und Ehre einfängt. Damit wird *wîtvengeç* (317,24) auch nochmals aufgenommen, denn dies läßt Assoziationen an einen Greifvogel zu, der den *prîs* fängt.

Den konkreten Hintergrund zu diesem Bild liefert die Einrichtung des Fischwehrs, das sich in Mitteleuropa schon seit dem Neolithikum, dem vierten Jahrtausend v. Chr., nachweisen läßt. Dafür wurden in einem Fluß an einer niedrigen und schmalen Stelle Zäune V-förmig in Fließrichtung montiert, die aus Pfostenreihen bestanden, zwischen denen Flechtwerkwände angebracht waren. Am spitzen Ende waren Reusen (von etwa 3-4 m Länge) oder Netze angebracht, in denen die Fische, vorwiegend Wanderfische wie Aale oder Lachse, eingefangen wurden. Ausgrabungen in England weisen Fischwehre in einem Zeitraum von 695 bis 1215 nach, auf einer Ansicht der Stadt Zürich aus dem Jahr 1576 ist das Fischwehr in der Limmat deutlich zu erkennen. Da die Wehre feste Einrichtungen waren, standen sie aber der Schifffahrt im Wege und wurden im Spätmittelalter immer weiter zurückgedrängt; Lampen, S. 105-110, 207, und S. 280, Abb. 13 und S. 281, Abb. 15 (hier Abb. 27 und 28/28a).

Dann wendet sich Cundrie wieder an Artus und berichtet von Schastel marveile, wo vierhundert Damen und vier Königinnen gefangengehalten werden und auf ihre Befreiung warten. Schluchzend und ohne Abschied reitet sie fort.

Als nächstes reitet ein Ritter, der sich als Kingrimusel vorstellt, in kostbarer Rüstung in den Zeltkreis. Er beschuldigt Gawan, seinen Herren ohne Fehdeansage getötet und somit ermordet zu haben. Will Gawan seine Unschuld beweisen, soll er sich in vierzig Tagen vor Vergulaht, dem König von Ascalun, in der Hauptstadt Schanpfanzun einfinden, um dort mit dem Herausforderer zu kämpfen, der ihm freies Geleit zusichert.

Bevor alle aufbrechen, wird Cunneware noch mit Clamide vermählt. Parzival wird aber nicht eher wieder Freude empfinden können, bis er den Gral erblickt und Anfortas erlöst hat, will auch erst dann ein würdiges Mitglied der Tafelrunde sein. Allein bricht er zu seiner Suche auf. Viele Mitglieder der Tafelrunde machen sich auf nach Schastel marveile, um die Damen und die vier Königinnen Itonje, Cundrie, Arnive und Sangive zu erlösen. Üppig ausgestattet von seinem Onkel macht sich auch Gawan auf den Weg nach Schanpfanzun.

BUCH VII

OBIE UND OBILOT (338,1-397,30):

Die Erzählung wendet sich nun Gawan zu, der mit seinem Gefolge auf dem Weg nach Schanpfanzun ist, als ein großes Heer heranmarschiert. Heerführer sind König Poydiconjunz, sein Sohn Meljacanz und Herzog Astor von Lanverunz. Es wird noch das Heer des Königs Meljanz von Liz folgen, den *unrehtiu minne* (344,18) zu Obie, der älteren Tochter seines Ziehvaters Fürst Lyppaut, antreibt. Diese hatte seine Bitte um Lohn für seinen Minnedienst zurückgewiesen, der Versmähte schied unversöhnlich im Zorn, will nun Bearosche, Lyppauts uneinnehmbare Festung, belagern (349,21-23). Gawan will zwar sehen, was sich in Bearosche ereignet, muß aber natürlich dem Kampf mit Kingrimursel den Vorrang geben. (338,1-350,16).

Schon bald sieht er Burg und Stadt vor sich, davor ein prächtiges Heerlager, das er unbehelligt passiert. Die Stadttore sind vermauert und er reitet weiter zur Burg. Oben stehen die Damen des Hauses und stellen Mutmaßungen über Gawans Identität an, während der unter Linden und Olivenbäumen an der Befestigungsmauer lagert. Die kleine Obilot erklärt ihn zu ihrem Ritter (350,17-354,2).

Zur gleichen Zeit nähert sich von der anderen Seite ein Entsatzheer der Stadt, angeführt vom Bruder des Fürsten Lyppaut, dem Herzog Marangliez und zwei weiteren Königen. Die Stadttore werden geöffnet und auf der Ebene kommt es zur *vesperie*. Obie zieht ihre Schwester damit auf, daß sich ihr Ritter nicht am Kampf beteiligt. Gawan folgt dem Burggrafen Scherules in die Stadt, wo er Quartier in seinem Haus bezieht. Die Bitte Fürst Lyppauts um ritterlichen Beistand muß Gawan ablehnen, er ist schon anderweitig verpflichtet (354,3-368,9).

Obilot will den Fremden bitten, ihr zu dienen, weiß auch einen Ausweg aus Gawans Dilemma und regt einen Personentausch an: Sie ist Gawan und Gawan ist Obilot. So kann Gawan ihr und sich selbst dienen. Gawan sieht zunächst ein Hindernis in Obilots Jugend, willigt dann doch ein. Als *Obilot* kann er in den Kampf ziehen, sie wird reiten und das Schwert führen, er wird ihr dienen. Obilots Mutter läßt prächtige Gewänder für ihre Tochter schneiden, der rechte Ärmel wird aber nicht angenäht - den bringt Clauditte als Minnepfand zu Gawan, der ihn sofort auf seine Schild nagelt (368,10-375,30).

In der Nacht zieht das Entsatzheer in die Stadt ein und bei Tagesanbruch beginnen die Kämpfe, in deren Verlauf Gawan Meljanz besiegt und seine Unterwerfung erzwingt. Auch

Meljacanz wird von Gawan abgeworfen, entgeht aber zunächst der Gefangennahme. Auf Seiten der Verteidiger erringt Gawan den größten Ruhm, bei den Belagerern ein unbekannter Roter Ritter (376,1-390,11).

Die erschöpften Heere ziehen sich in ihre Lager zurück, Meljanz bittet den Burggrafen, das Einvernehmen mit Lyppaut wieder herzustellen. Im Festsaal der Burg übergibt Gawan seinen Gefangenen der kleinen Obilot, die seine Unterwerfung auf Obie überträgt: Sie soll Meljanz' *amîe* sein, er hingegen Obies *hërre* und *amîs* (369,10-18). Von der Hochzeit kann Wolfram nichts erzählen, denn Gawan bittet vorher um Abschied. Obilot will ihn gar nicht gehen lassen, klammert sich weinend an ihren Ritter. Lyppaut versichert ihn seiner Ergebenheit, sein Gastgeber Scherules und seine Leute geben ihm das Geleit (390,12-397,30).

397,26-28:

*Gâwâns strâze ûf einen walt
gienc: dar sander **weideman**
und spîse mit im dan.*

(Gawans Straße führte zu einem Wald. Er [Scherules] gab ihm Jäger und Verpflegung mit.)

397,27: weideman

Gawan bekommt von seinem Gastgeber Jäger als Begleitung gestellt, da diese natürlich wegekundig sind und den Wald ganz genau kennen; so auch Komm. Bartsch/Marti, Martin und Zimmermann, S. 322 z. St. Als ortskundig werden auch die *weideman* des Ascanius beschrieben (ENEASROMAN 130,34f.). Dalby, S. 291 und 293, führt aus, daß die Jäger oder Jagdgehilfen oftmals den unteren Ständen entstammten. Das Berufsjägertum läßt sich bis in die Zeit der Merowinger zurückverfolgen. In der LEX SALICA (vgl. dazu S. 34-37) wird der Jäger unter den Hörigen (zu denen auch andere Facharbeiter wie Schweinehirt, Schmied, Schreiner und Stallknecht gehörten) genannt, deren Entwendung mit der besonders hohen Buße von 25 Schilling geahndet wird. Das Jagdpersonal unterstand dem König (hier: Karl dem Großen) persönlich, er wurde durch den Schenk oder den Seneschall vertreten. Diesen unterstanden vier Oberjäger und ein Oberfalkner, die ihrerseits über Jäger und Falkner verfügten. Ihrem Stand nach waren sie Ministerialen, also Unfreie, standen aber über den Knechten; CAPITULARE DE VILLIS, § 47; Lindner, S. 436-440. Diese Jägerstellen wurden schon früh - im späten 11. Jahrhundert - erblich und hatten in manchen Familien Tradition; Gockel, S. 47f. und 58; vgl. a. Cummins, S. 173; Fenske (1997), S. 92f.

Die Tatsache, daß die Jäger hier als wegekundige Begleitung für einen geschätzten und hochrangigen Gast fungieren, könnte ein Hinweis auf einen besondern Status innerhalb

eines herrscherlichen Haushaltes sein.

Ganz anders die Szene bei Chrestien (5656-5702): Die Nacht nach dem Abschied von der *damoisele petite* verbringt Gauvain in einem Kloster. Unterwegs am nächsten Morgen entdeckt er am Waldesrand grasendes Wild, läßt Lanze und Streitroß (*destrier*) bringen (5666-5671) und verfolgt eine Weiße Hindin. Das Tier kann entkommen, weil Gauvains Roß ein Hufeisen verliert und nicht folgen kann. Gauvain folgt seinem Troß, bemerkt jedoch, daß sein Roß lahmt und der Knappe Yonet stellt das Fehlen des Hufeisens fest. Es bleibt nichts andere übrig, als langsam weiterzuziehen und nach einem Hufschmied Ausschau zu halten.

Wolframs *weideman* sind das einzige, was noch auf Chrestiens Jagdszene hinweist. Gauvain benutzt für seine Hirschjagd ritterliche Ausrüstung - Streitroß und Lanze; dies ist ganz unangemessen und kann nicht gelingen. Zugleich ist die erfolglose Jagd auf die Weiße Hindin (ein wiederkehrendes Minnesymbol der Artusepik) eine Vorausdeutung auf sein mißglücktes Liebesabenteuer mit der namenlosen Schwester des jungen Königs von Escavalon, das ihn in Lebensgefahr bringen wird (vgl. a. Olef-Krafft, Komm. zu 5670 und 5675-5685). Wolfram läßt von dieser Episode nur einige wenige Verse übrig und richtet seine Aufmerksamkeit entsprechend ganz auf König Vergulaht und da besonders auf dessen Herrscherqualitäten.

BUCH VIII

GAWAN UND ANTIKONIE (398,1-432,30):

Der Termin von Gawans Zweikampf rückt näher, er hat wilde Gegenden durchquert und gelangt nun nach Ascalun in bebautes Land, der Wald lichtet sich nach und nach. Er fragt entgegenkommende Leute nach der Hauptstadt Schanpfanzun und erblickt auch bald eine Burg, rundum vom Meer geschützt, die Babylon und Karthago an Pracht und Größe übertrifft. Vor der Burg liegt eine Ebene, die Gawan überquert.

399,27-401,4:

*fünf hunder ritter oder mêt
(ob den alln was einer hêr)
die kômen im dâ widerriten
in **lichten kleidern** wol gesniten.
als mir d'aventiur sagete,
ir vederspil dâ jagete
den **kranch** od swaz vor in dâ vlôch.
ein **râvît** von Spâne hôch
reit der kûnec Vergulaht.
sîn blic was tac wol bî der naht.
sîn geslâhte sante Mazadân
für den berc ze Fâmorgân:
sîn art was von der feien.
in dûhte er sæhe den meien
in rehter zît von bluomen gar,
swer nam des kûneges varwe war.
Gâwânen des bedûhte,
do der kûnec sô gein im lûhte,
ez wære der ander Parzivâl,
unt daz er Gahmuretes mâl
hete alsô diz mære weiz
dô der reit in ze Kanvoleiz.
ein reiger tet durch fluht entwîch*

in einen muorigen tûch:
den brâhten valken dar gehurt.
der kûnec suochte unrehten furt,
in valken hilfe wart er naz:
sîn ors verlôs er umbe daz,
dar zuo al diu kleider sîn
(doch schiet er valken von ir pîn):
daz nâmn die valkenære.
op daz ir reht iht wære?
*ez was ir **reht**, si soltenz hân:*
man muose ouch si bî rehte lân.
ein ander ors man im dô lêch:
des sînen er sich gar verzêch.
man hienc ouch ander kleit an in:
jenz was der valkenære gewin.

(Fünfhundert oder noch mehr Ritter - von denen übertraf einer alle an Vornehmheit - kamen ihm dort entgegengeritten in leuchtenden, gutgeschnittenen Kleidern. Wie mir die Erzählung berichtet, jagten ihre Beizvögel dort Kraniche und was sonst vor ihnen aufflog. Ein großes spanisches Pferd ritt der König Vergulaht. Sein Glanz machte die Nacht zum Tag. Sein Geschlecht hatte Mazadan aus dem Berg zu Famorgan herausgesandt: Er stammte von der Fee ab. Wer auch immer des Königs Aussehen wahrnahm, dem kam es so vor, als sähe er den Mai zur rechten Zeit mit Blumen geschmückt. Gawan kam es so vor, als ihm der König entgegenleuchtete, als ob es ein zweiter Parzival wäre und daß er Gahmurets Aussehen hätte, wie es die Erzählung zu berichten weiß, als dieser in Kanvoleiz einritt. Ein Reiher entzog sich durch Flucht in einen sumpfigen Teich: den hatten Falken dorthin gescheucht. Der König geriet in eine falsche Furt und wurde naß, als er den Falken half. Darum verlor er sein Pferd, dazu alle seine Kleider - doch half er den Falken aus der Not - das beides nahmen die Falkner. Ob das etwa ihr Recht war? Es war ihr Recht, sie sollten es haben, man mußte auch ihnen ihr Recht zugestehen. Ein anderes Pferd lieh man ihm da, auf sein eigenes mußte er verzichten. Man legte ihm auch andere Kleider an, jene fielen an die Falkner.)

399,30: *liehte kleider*

Man hat sich hier eine Jagdgesellschaft zu denken, die in prächtigen, leuchtend bunten Kleidern einherreitet - und damit ist schon das erste Gebot der Falkenjagd verletzt. Jagdbücher und -traktate, beginnend bei Kaiser Friedrich II., empfehlen nämlich für die

Jagd graue, unauffällige Tarnkleidung, um die Beizvögel nicht unnötig zu erschrecken und das zu jagende Wild nicht vorzeitig aufzuscheuchen; Schnell, S. 249 und Anm. 14; Habichtslehre, S. 155f.; De arte II, S. 89; Cummins, S. 178f., vgl. a. Abb. 30a: der Jäger trägt einen roten pelzgefütterten Mantel und einen grünen Rock, das Pferd hat einen schellengeschmückten Brustriemen (vgl. a. Komm. zu 286,28).

400,1-401,4: *als mir [...] der valkenære gewin*

Wolfram hat das Motiv der mißglückten Jagd wohl schon bei Chrestien gefunden, es dann aber in einen anderen Kontext gestellt. Bei Chrestien geht Gauvains Ankunft in Escavalon eine Jagdszene voraus (5656-5702): Gauvain hat die Nacht in einem Kloster verbracht und reitet nun weiter nach Escavalon. Er entdeckt Wild, das am Waldrand äst und wechselt, um zu jagen sein Pferd: bisher hatte er einen *palefroi* (5671), einen Zelter für die Reise geritten. Nun besteigt er sein Streitroß (*Celui quil maine en destre*, 5670; Lanze und Streitroß aber sind ungeeignet für die Jagd [vgl. Olef-Krafft z. St.]) und verfolgt eine Weiße Hindin, die er auch erlegt hätte, wäre sein Pferd Gringalet nicht gestolpert und hätte dabei ein Hufeisen verloren. So muß Gauvain die Jagd abbrechen (von dieser Episode ist bei Wolfram nur der Ritt durch den Wald geblieben, 398,16-21; vgl. a. Komm. zu 397,26-28).

Gauvain wird hier - vorausdeutend - als glücklos Liebender dargestellt, denn so ist die erfolglose Jagd auf die Weiße Hindin zu verstehen (zum Motiv der Jagd auf den Weißen Hirsch vgl. a. Olef-Krafft, S. 610f. [zu Pc. 5675-5685]). Dazu ist er auch ein unbedachter Jäger, denn es ist unüblich, ein Streitroß für die Jagd zu verwenden. Hinzu kommt, daß er ja einen Termin einzuhalten hat und eigentlich an etwas anderes denken sollte als an die Jagd. Bei Wolfram ist nun Vergulaht der unbedachte Jäger, der sich selbst, sein Pferd und die Falken durch sein undisziplinierte Jagdleidenschaft in Gefahr bringt und es wird sich dann herausstellen, daß er auch als König schlecht beraten ist. So wird hier aus einer negativen Minneallegorie bei Chrestien eine versteckte Herrscherschelte und eine Art negativer Fürstenspiegel bei Wolfram.

Es sei hier aber auch auf das Institut der Gnadenjagd hingewiesen. Dabei vergibt ein Forstinhaber ein nach Zeit und Ausmaß beschränktes Jagdrecht in einem Wildbannbezirk an einen Dritten, z.B. an ein Kloster oder aber auch an durchreisende Gäste¹ (Lindner, S. 185f. und Anm. 1). Die von Chrestien geschilderte Jagd Gauvains könnte durchaus so aufgefaßt werden, denn das erwähnte Waldgebiet ist sicher nicht

¹ Vgl. die entsprechende Urkunde Konrads I. vom 5. März Jahr 912 (Urkunden I, Nr. 3, S. 3f., hier S. 4) und auch die *Charta de foresta* von 1217 (vgl. S. 13, Anm. 48), die dieses Privileg sowohl geistlichen (Erzbischof, Bischof) als auch weltlichen Herren (Graf, Baron) einräumte.

herrenlos, gehört vielleicht zu dem erwähnten Kloster und Gauvain als Durchreisender ist hier gewiß weder Grund- noch Jagdherr. Eine ähnliche Regelung findet sich auch im CAPITULARE AQUISGRANENSE (Art. 18): der König gestattet es besonders begünstigten Personen von Zeit zu Zeit, in seinen Forsten eine vorher festgelegte Anzahl von Wild zu erlegen. Dabei hatten die Förster aber darauf zu achten, daß sich die Jäger auch daran hielten; vgl. a. Lindner, S. 175.

400,3: den kranch

Der Sg. hat hier eine kollektive Bedeutung: die »Kraniche«; vgl. a. Martin und Bartsch/Marti z. St.

Die Jagd auf Kraniche und Reiher (400,19) galt schon Kaiser Friedrich I. als die schwierigste und zugleich edelste Form der Beizjagd; De arte II, S. 7; Cummins, S. 191. Dies liegt daran, daß man die Beizvögel erst darauf abrichten mußte, diese großen Vögel - die sich mit ihren scharfen Krallen und den gefährlich spitzen Schnäbeln wirksam verteidigen können - überhaupt anzugreifen. Von den drei Falkenarten, die bevorzugt zur Beizjagd verwendet wurden, greifen lediglich der Sakerfalte (*Falco cherrug*) und der Wanderfalte (*F. peregrinus*) ab und an einmal Reiher an und töten sie (HVM 4, S. 854, 916-920); allerdings werden von Wanderfalken oft schon vor Beginn der Fortpflanzungsperiode heftige Revierkämpfe u.a. mit Seeadlern und Reiher ausfochten (HVM 4, S. 913). Der dritte der bevorzugten Beizvögel des Mittelalters, der Gerfalte (*F. rusticolus*, der auch wegen seines außergewöhnlichen, fast weißen Gefieders sehr begehrt und kostbar war) hat seinen natürlichen Lebensraum nördlich des Polarkreises und ernährt sich dort von Seevögeln, Schneehühnern und tagaktiven Kleinsäugetieren (HVM 4, S. 869). Die Ausbildung der Jagdfalken war also verständlicherweise sehr langwierig und kostete viele, eigens für diesen Zweck aufgezogenen Reiher und Kraniche das Leben: Geschwächte und gefesselte Kraniche, denen der Schnabel zugebunden und Fleisch auf dem Rücken befestigt wurde, dienten als lebende Übungsobjekte, die von den Falken erst angegriffen und dann getötet wurden; vgl. a. De arte II, S. 52-59 über den Kranichvorlaß und das Abtragen von Gerfalken; Cummins, S. 204.

400,4: râvât

Vergulaht reitet ein Streitroß aus dem arabischen Spanien (aus afrz. *arabit* = arabisches Pferd); Martin und Bartsch/Marti z. St.; Ohly, S. 872; Vorderstemann, S. 255f.; Schultz II, S. 100. Streitrosse aus Spanien waren schon seit der karolingischen Zeit sehr geschätzt und begehrt und dementsprechend wertvoll; Bautier, S. 224; Kolb, S. 153.

Dies entspricht auch der Beschreibung bei Chrestien: der König und seine Begleiter reiten *destriers*, also Streitrosse (5714). Interessanterweise empfiehlt die HABICHTSLEHRE

(S. 155f.) für die Falkenjagd aber eher kleingewachsene Pferde, damit der Falkner schneller absteigen und bei seinem Falken sein kann. Vielleicht sollte an dieser Stelle noch der Murgese erwähnt werden, eine Pferderasse aus der Region Apulien, genauer der Provinz Bari, deren Entstehung und Zucht Friedrich II. zugeschrieben wird: ein mittelgroßes (Stockmaß um 1,60 m) stabiles Reit- und Wirtschaftspferd, das eher für die Beizjagd geeignet erscheint.

400,19-21: *ein reiger ... dar gehurt*

Offenbar hat Vergulaht seine Jagd nicht sorgfältig genug vorbereitet, denn eigentlich sollten die Helfer verhindern, daß der Reiher versucht, in diese für Jäger und Beizvögel nur schwer zugängliche Gebiete zu fliehen (nur die Hunde hätten hier noch eine Chance - vgl. a. Schnell, S. 248, aber sie werden von Wolfram nicht erwähnt). Obwohl Vergulaht mit 500 Rittern ausreitet, scheint keiner am richtigen Platz zu sein: Die Desorganisation bei der Jagd entspricht der Unordnung im Staat.

Friedrich II. widmet das 5. Buch von *DE ARTE VENANDI CUM AVIBUS* ausschließlich der Beize mit Sakerfalken¹ auf Reiher. Den Sakerfalken hält er am geeignetsten für diese Art der Jagd, die aber auch mit anderen Beizvögeln ausgeübt werden kann. Ausführlich beschreibt er, wie ein erfahrener Beizvogel zusammen mit einem Neuling oder Jungvogel fliegen gelassen wird, damit dieser von dem Altvogel die Jagd auf Reiher erlernt. Dabei ist darauf zu achten, daß sich die beiden Vögel gut miteinander vertragen und in etwa gleich groß sind. Die Vögel werden mit einigem Abstand nacheinander geworfen, damit sie sich - weil hungrig - nicht gegenseitig anfallen. Soll also der Neuling von dem erprobten Falken lernen können, so muß der letzte zuerst geworfen werden; *De arte* II, S. 174f. Der erste Vogel schlägt nun den Reiher und der zweite wird ebenfalls auf die Beute niederstoßen. Dabei ist darauf zu achten, daß jeweils nur ein Reiher als Beute ausgewählt wird, denn sonst wird sich jeder Falke eine eigene Beute suchen und der Neuling wird seine

¹ In Mitteleuropa ist das Vorkommen des Saker- oder Würgfalken (Abb. 29) auf offene Ebenen und Hügelland mit Auwäldern in Ungarn, Österreich und der Slowakei begrenzt. Nach Osten endet das Verbreitungsgebiet an der Wolga. In Deutschland erscheint er nur selten und dann lediglich als Irrgast. Es sind kräftige und große Vögel mit einem Gewicht von ca. 900 g (m.) bis zu 1300 g (f.) und einer Flügellänge zwischen 36 und 40 cm bei einer Körpergröße von ca. 46 cm. Flügel und Rücken sind rostbraun, Kopf, Nacken und Brust weiß und braun gefleckt oder gestreift. Die Flügel sind länger und breiter als beim Wanderfalken. Der Schwanz ist dunkelbraun mit weißlicher Bänderung. Der Schnabel ist blaugrau, am Schnabelgrund gelb. die Füße sind ebenfalls gelb, die Augen braun; vgl. Peterson/Mountfort/Hollom, Abb. auf Tafel 27 und S. 89. Er bejagt Säugetiere bis Hasengröße (Murmeltiere, Ziesel, Steppenhasen) und Vögel bis Entengröße (Stockente, Steinschmätzer, Rohrweihe, Sumpfhöhle). Es sind aber auch Angriffe auf Reiher dokumentiert; HVM 4, S. 835-857, bes. S. 855, Abb. 119.

eventuell nicht schlagen können.

Da der Reiher eine Beute ist, die dem Falken an Größe und Stärke weit überlegen ist, braucht dieser bei der Jagd eine Hilfe, wie Friedrich II. im letzten Kapitel des 3. Buches darlegt (»Welche Hilfe Hunde dem Falken bei der Beize leisten können und sollen«; De arte II, S. 66-71). Da der Mensch dem Vogel an Schnelligkeit unterlegen ist, bietet sich der Hund, der am leichtesten und vielseitigsten abgerichtet werden kann, als geeigneter Helfer an. Man soll zu diesem Zweck einen Hasen- oder Windhund wählen wegen seiner Schnelligkeit. Um das Abrichten zu erleichtern, soll ein etwa einjähriger Rüde (Hündinnen sind ungeeignet, da sie wegen Läufigkeit oder Trächtigkeit nur bedingt einsatzfähig sind) aus einer Zucht gewählt werden, die schon darauf ausgerichtet ist, Tiere hervorzubringen, die bei der Beize helfen. Auch sollte er noch nicht zur Jagd auf andere Beute verwendet worden sein. Der Hund sollte von mittlerer Größe sein, damit man ihn einerseits gut im Gelände sieht, andererseits ihm die Arbeit wegen zu großen Körpergewichts nicht zu schwer fällt. Auch würde ein zu großes Körpergewicht dem Falken gefährlich werden, wenn der Hund ihm zu Hilfe eilt und vielleicht mit den Pfoten auf ihn tritt. Sein Fell soll dicht sein, damit er schlechte Witterung und schwieriges Gelände besser erträgt, dazu soll der Hund mutig sein und sich nicht vor schwierigem Gelände fürchten, das er durchqueren muß, um zum Falken und der Beute zu gelangen. Am besten ist es also, wenn der Falkner den Hund von klein auf abrichtet, damit er sich keine Unarten aneignet und sich auch an den Anblick und den Geruch von Falken gewöhnt. So lernt er, sie von anderen Vögeln zu unterscheiden. Gleichzeitig soll der Falke den Hund aber nicht zu oft sehen, damit er sich noch etwas vor ihm fürchtet und sich (zu seinem eigenen Schutz) etwas von der Beute entfernt, wenn der Hund angelaufen kommt (denn nicht alle Hunde sind gleich gut abgerichtet). Um den Hund mit dem Falken vertraut zu machen, soll er dabeisein, wenn der Falke geatzt wird. Man soll dem Hund zur gleichen Zeit unter der Hand, die den Falken trägt, Brot, Käse oder eine andere Leckerei geben. Nachdem der Hund so an den Falken gewöhnt wurde, wird in der nächsten Etappe der Ausbildung mit den Federspiel geübt. Der Hund wird so damit vertraut gemacht, daß er gerne darauf zuläuft. Sodann werden Jagdsituationen simuliert, indem der Falke auf das Federspiel geworfen wird und man dann den Hund von der Leine läßt. Erreicht er das Federspiel und den Falken, wird er mit einer Leckerei belohnt. Dies übt man solange, bis dem Hund die Sache richtig Spaß macht und er gerne dorthin läuft, wohin der Falke fliegt. In einem letzten Stadium wird ein Falke nach einer Gans geworfen, der Hund soll dann hinterherlaufen und die Gans unter dem Falken fassen, sie aber nicht schütteln, wie es Hunde für gewöhnlich mit ihrer Beute tun. Hat der Hund auch dies gelernt, kann man ihn mit auf die Kranichjagd nehmen - zusammen mit

einem erfahrenen Jagdfalken.

Bei der oben beschriebenen Reiherjagd Vergulahts hätte ein Hund die Aufgabe, den Reiher daran zu hindern, am oder im Wasser Zuflucht zu suchen. Läßt sich der Reiher trotzdem nieder, so kann ihn ein Hund besser aufscheuchen als ein Mensch oder ihn, wenn er schon erschöpft ist, packen; De arte II, S. 158f.; S. 158-162 zur Reiherjagd allgemein.

Friedrich II. hält die Mithilfe von Hunden bei der Reiherjagd für fast unentbehrlich, andere dagegen, wie etwa Gace de la Buigne, weisen ihnen gegenüber den Beizvögeln eine untergeordnete Rolle zu (LE ROMAN DES DEQUIS, 11482-11486):

*Mes, toutes foiz, le chien sera
Cerf et varlet de l'esprevier
Quant venra le temps de gibier.
Aussi sont varlés les levriers
Des gentis faucons heronniers.*

(Gleichwohl wird der Hund aber immer Diener und Gehilfe des Sperbers sein, wenn die Zeit der Beizjagd kommt. Auch sind die Windhunde Gehilfen der edlen Reiherfalken [d.h. Falken, die ausschließlich auf Reiher abgetragen sind].)

Die Hunde sollen die Beute lediglich aufstöbern, ansonsten kann es für die Beizvögel sogar gefährlich sein, wenn auch mit Hunden gejagt wird: Sitzt der Falke auf der geschlagenen Beute, so kann es passieren, daß der hinzukommende Stöber- und Apportierhund den Beizvogel verletzt oder gar tötet.

Welche Art Hund hat man sich hierbei aber zu denken? Die LEX BAIWARIORUM erwähnt einen Habichthund: *cane qui dicitur hapuhunt*.¹ Es handelt sich dabei um einen Stöberhund, der das Vogelwild aufscheuchte, damit der Beizvogel geworfen werden konnte. Der Habichthund zeigte das Wild aber nicht an, wie es ein Vorstehhund tut. Grundsätzlich hat man sich hier Hunde von der Art der modernen Rassen Pointer, Setter, Spaniel zu denken, vielleicht etwas größer als der heutige Cockerspaniel.² Daneben werden zur Beizjagd aber auch die kleinen Windhunde bzw. Windspiele³ verwendet, die auch zur Hasenjagd eingesetzt werden konnten. Ausführlich handelt Gaston Phébus über die verschiedenen Jagdhundrassen (LIVRE DE CHASSE, S. 125-138 [Kap. 17-21]) und unterscheidet dabei *alant*, *levrier*, *chien courant*, *chien d'oysel*, *mastin*; vgl. a. Cummins, S.

¹ Lex Baiwariorum, S. 462; Lindner, S. 259, Anm. 1 und S. 259f.

² Lindner, S. 260f. (mit Hinweisen auf Abb.); vgl. a. Abb. 30.

³ Lindner, S. 276. Die Windhunde, große wie kleine, haben einen schlanken Körper, hohe Läufe und einen breiten Brustkorb, der die gut ausgebildeten Lungen dieser schnellen Laufhunde umschließt. Der Kopf ist schmal, mit Klapp- oder Hängeohren. Das Fell ist meist

211-213. Dabei soll hier der *chien d'oyssel* (Kap. 20) besonders interessieren. Er entspricht in etwa dem heutigen Setter bzw, dem kleineren Spaniel, ist also ein Stöberhund. Er soll v.a. Rebhuhn und Wachtel aufscheuchen. Für einen Beizvogelbesitzer gibt es keinen besseren Jagdgehilfen. Bei der Hetzjagd ist er aber nicht zu gebrauchen, denn er lärmt und drängelt sich vor. Dabei bringt er den Leithund und die ganze Meute von der richtigen Fährte ab; LIVRE DE CHASSE, S. 135-137.

400,19: *ein reiger tet durch fluht entwîch*

Dies ist das normale Verhalten eines Reiher, wenn er angegriffen wird: Anstatt sich zu verteidigen, fliegt er immer höher und zieht sich in unzugängliches Gelände zurück. Dementsprechend galt der Reiher im Mittelalter als ein zugleich vorsichtiger und feiger Vogel; Rowland, S. 79-81. *Entwîch* bezeichnet das Entweichen, die Flucht (vgl.a. Bartsch/Marti z. St. und BMZ III, Sp. 616b), hier ergänzt es im Akkusativ die transitive Bedeutung des Verbes *tuon* (BMZ III, Sp. 136b; vgl. a. 573,13: *aller sin tet im entwîch*).

400,21: *brâhten valken dar gehurt*

Die Falken haben den Reiher durch Angriffe und wiederholtes Niederstoßen (s.a. 282,15 und Dalby, S. 98 [hurt II]) in Richtung auf den Teich getrieben; vgl. a. Martin und Bartsch/Marti z. St. Der Plural *valken* ist sehr aufschlußreich, denn hier wird eine Jagdtechnik beschrieben, die vor allem bei Gerfalken zu beobachten ist, die oft paarweise jagen; HVM 4, S. 873. Solche Beizvogelpaare (auch anderer Arten, z.B. Wanderfalken) waren sehr geschätzt und begehrt und also entsprechend kostspielig; Cummins, S. 192.

Die Konstruktion *brâhten gehurt/-et* (Part. Prät. mit *brâhten*, vgl. a. 628,17) beschreibt das oben erwähnte Vorgehen der Falken mit einem terminus technicus für eine ritterliche Kampftechnik zu Pferde, das *hurten*, genauso wie der Falke des Königs Artus, der sich auf die Wildgänse stürzt (282,15: *mit hurte vlouger under sie*).¹ Dabei läßt man das eigene Pferd aus dem vollen Galopp auf das Pferd des Gegners prallen: eine ziemlich gefährliche und riskante ›Rempeltechnik‹; Vorderstemann, S. 116-118; WILLEHALM, Komm. zu 78,26; Garnerus, Komm. zu 282,15. Das Substantiv *hurte* bedeutet soviel wie ›Stoß, Anprall‹, das Verbum bezeichnet eine entsprechende Bewegung (BMZ I, Sp. 735ab; Dalby, S. 98), wörtlich also: ›den hatten Falken durch Stoßen dahingebracht; brachten, indem sie auf ihn stießen‹. An den beiden genannten Textstellen werden die Beizvögel mit Rittern verglichen, dies in Umkehrung z.B. zur Beschreibung Segrators (286,28-287,4),

kurz.

¹ Dieser Vergleich findet sich so bereits bei Chrestien: *Si l'a si ferue et hurtee / Que contre terre l'abati* (4180f.), der hier das Niederstoßen des Falken auf die Wildgänse beschreibt, das Wolfram schon 282,15 übernommen hat und hier wiederholt.

der als Beizvogel erscheint, der nach einem Fasan geworfen wird.

400,22-26: *der küneec [...] von ir pîn*

Die Mithilfe von Hunden, die im unwegsamen Gelände schneller vorankommen, wird auch hier nicht erwähnt. Aber auch so ist Vergulaht voreilig, denn er hätte zunächst versuchen müssen, die Falken mit dem Federspiel zurückzulocken (Schnell, S. 248f.), auch, um zu verhindern, daß das Gefieder der Vögel durchnäßt oder beschädigt wird (Schnell, S. 248). Schnells Bemerkung über die weichgewordenen Krallen (S. 248, in Anlehnung an De arte I, S. 18) ist allerdings nicht nachzuvollziehen, denn alle als Beizvögel benutzten Greife haben ihr natürliches Jagdrevier durchaus auch in feuchten Gebieten, z.B. Auenlandschaften (HVM 4, S. 844, 849, 873, 906), andere, wie Bussarde, jagen auch zu Fuß. Die auf den Fischfang spezialisierten Seeadler schließlich unterscheiden sich nur durch die *Form* ihrer besonders langen, spitzen und stark gekrümmten Krallen von anderen Greifvögeln (vgl. De arte I, S. 18) .

400,22: *unrehten furt*

Zunächst ist Vergulaht einfach nur ein unbedachter und etwas dandyhafter Jäger, der in eine peinliche Klemme gerät. Dann aber muß man bedenken, daß in der Stauferzeit im idealen Falkner auch der ideale Mensch (und also auch Herrscher) gesehen wurde; vgl. S. 182-184. Auch dies - Vergulaht in einer falschen Furt, auf dem unrechten Weg - ist als Vorausdeutung auf sein späteres herrscherliches Versagen zu sehen; Schnell, S. 249; Wilson, S. 109. Einen ähnlichen Vorfall gab es bei einer Reiherjagd, die König Alfons X., gen. der Weise, von Kastilien und León (1221-1284, König seit 1252) veranstaltete. Dabei schlug ein Falke einen Reiher, der verletzt ins Wasser fiel. Ein Falkner wurde beauftragt, den Reiher herauszuholen und ertrank dabei fast; Walz, S. 364f. und Abb. S. 647 (hier Abb. 31); vgl. a. Cummins, S. 210f. und Abb. 40 zum selben Vorfall. Zwar wurden auch Hunde zur Jagd mitgenommen, sind aber nicht zum Apportieren eingesetzt worden. Nicht umsonst gehört laut Kaiser Friedrich II. zu den Fähigkeiten, über die ein Falkner unbedingt verfügen muß, auch das Schwimmen; Abb. 32; vgl. a. S. 183.

400,24f.: *sîn ors ... al diu kleider sîn*

Kleider und Pferd Vergulahts, durch den Sumpf verschmutzt, gingen an die Falkner. Welches Recht dem zugrunde liegt, ist nicht zu ermitteln. Wenn Schultz I, S. 484 von einem Gewohnheitsrecht spricht, so hat er nur diese Stelle als Beleg, ebenso wie Martin, z. St. und Bartsch/Marti, Komm. zu 400,28f.; Wilson, S. 108, vermutet sogar, daß Wolfram dieses *reht* selbst erfunden hat.

Daß ein solches *reht* oder Privileg aber nicht ungewöhnliches ist, zeigt die Jagd auf den Weißen Hirsch, die König Artus in Hartmanns (und Chrestiens) EREC veranstaltet: Wer

dieses Tier erlegt, hat das *reht*, die schönste Dame am Hof zu küssen (1104-1114); vgl. a. Dalby, S. 169. Und auch im ritterlichen Zweikampf gibt es ähnliches: Der Besiegte muß Pferd und Rüstung an den Sieger abtreten. So darf auch Plippalinot, der ritterliche Fährmann, die Pferde der in der Tjoste unterlegenen Ritter einbehalten (544,4-7).

Neben seinem Pferd muß Vergulaht auch seine Kleidung abgeben - dies kann als eine Vorausdeutung auf sein unköniglich-treuloses Verhalten gesehen werden. Er verliert seine königlichen Kleider und damit sein Ansehen. Dazu ist er ein schwacher König, der auf falsche Ratgeber hört: »The loss of the horse can symbolize loss of manliness, whereas the loss of the king's clothing would reflect a diminishing of his royal stature« (Wilson, S. 108); vgl. a. Tax, S. 705f.; zur Symbolik der beschmutzten Kleider und des Kleidertausches bzw. -wechsels allgemein vgl. Goebel, S. 223-226. Vergulahts Hilfsaktion an sich wird aber gebilligt, auch wenn Kleider und Pferd dadurch verlorengehen; wird so vielleicht auch der Wert des trainierten Falken betont, der den eines guten Pferdes und kostbarer Kleidung übersteigt (so Lewis, S. 99)?

Allerdings gibt es im walisischen Recht des Königs Hywel Dda († 949/950) einen Passus, der dem in etwa entspricht. An einem Tag, an dem der Falkner einen besonderen Vogel fängt und der König ist nicht anwesend, soll dieser sich erheben, um den Falkner zu empfangen, wenn er an den Hof kommt. Wenn der König dies versäumt, so muß er die Kleider, die er gerade trägt, an den Falkner abtreten; Wade-Evans, S. 162; Jenkins, S. 15; vgl. a. S. 36f.

Gawan reitet ihm entgegen und er wird besser empfangen als Erec am Artushof in Karidœl. Vergulaht begrüßt ihn und bietet ihm Quartier in der Burg an, er selbst möchte mit Gawans Erlaubnis seine Jagd fortsetzen, an seiner Stelle wird sich seine Schwester um den Gast kümmern (398,1-403,9).

In der Burg wird Gawan der Königin Antikonie vorgestellt, deren Schönheit groß ist und die eine reine Gesinnung hat - Heinrich von Veldeke hätte sie besser preisen können. Man sich und plaudert. Gawan wirbt um sie, versichert sie seiner Ebenbürtigkeit und umfaßt kühn ihre Hüfte.

406,28-407,1:

*Gâwân des gedâhte,
do si alle von im kômen ûz,
daz dicke den grôzen **strûz**
væhet ein vil **krankar ar**.*

(Als alle hinausgegangen waren, kam es Gawan in den Sinn, daß oftmals ein schwächlicher Adler den großen Vogel Strauß fängt.)

406,30f.: *daz dicke ... ein vil kranker ar*

Martin und Bartsch/Marti, Komm. z. St., vermuten hier ein erst von Wolfram geprägtes Sprichwort, Marti betont zusätzlich den Gegensatz großer Strauß - kleiner Adler. Der Strauß scheint trotz seiner Größe auch für einen schwächlichen Adler eine leichte Beute zu sein, und Gawan ist sich seines Erfolges äußerst sicher - zu sicher, wie sich erweisen wird; Christoph, S. 120; Singer (1939), S. 39.

406,30: *strûz*

Der Strauß - ein flugunfähiger Vogel, was schon im Mittelalter bekannt war - ist trotz seiner Größe eine leichte Beute für einen Adler; vgl. Schnell (1974), S. 255, Anm. 33. Warum Wolfram diesen ungewöhnlichen und exotischen Vergleich wählt, ist nicht klar - vielleicht parodiert er die literarische Tradition, Liebhaber und Geliebte mit Vögeln zu vergleichen (vgl. Schnell, S. 255 und Anm. 34)? Zumindest ist Antikonie eine ebenso leichte Beute wie ein Strauß. Eventuell könnte dies aber auch auf Gawans großen ›Appetit‹ hindeuten, der nur durch eine große Beute zu befriedigen wäre; vgl. Wilson, S. 115: »Perhaps Wolfram chose this large bird as a humorous means of indicating how great an appetite the *ar* has.« Die verschiedenen Eigenschaften, die dem Strauß im Mittelalter nachgesagt wurden (vgl. Rowlands, S. 111-115), bringen hier keine weiteren Erklärungen.

407,1: *kranker*

Martin und Bartsch/Marti, Komm. z. St. bieten hier als Bedeutung ›schwach, klein, unansehnlich‹ an. Möglich ist aber auch die Übersetzung ›hungrig‹ wie z.B. 190,26: *diu kranke diet* - gemeint sind die hungernden und abgemagerten Bewohner des belagerten Pelrapeire. Auch ein Beizvogel muß hungrig sein, wenn er gut und erfolgreich jagen soll, er darf nicht vollgefressen, d.h. *überkriphet* (vgl. a. 191,12f.) sein. Da Gawan im vorangegangenen Abenteuer mit der kleinen Obilot eine noch kindliche Minnedame hatte, ist er nun offensichtlich ›minnehungrig‹. Schnell, S. 255f. und Wilson, S. 112, werten dies als einen möglichen Hinweis auf eine Anknüpfung an das VII. Buch. Wahrscheinlicher ist aber, daß hier einfach der Gegensatz groß - klein illustriert werden soll: Auch ein kleiner Adler ist noch imstande, den großen Strauß zu fangen.

ar

Neben einem Scherz Wolframs kann hier auch eine Bewertung von Gawans Verhalten gesehen werden. Der Adler wurde im Mittelalter nicht als Beizvogel verwendet, denn er ist kein Vogel des hohen Fluges wie der Falke, sondern hat einen niedrigen Beuteflug wie auch Sperber und Habicht. Je höher aber ein Vogel fliegt, desto kostbarer und

edler ist er als Beizvogel. Gawan wird hier also mit einem wilden und daher unhöfischen Vogel verglichen, der als Beizvogel nicht gebräuchlich war und der seine Beute *fängt* (407,1) und nicht *schlägt* (282,16), wie es der Falke tut.¹ Durch seine Größe ist der Adler als Beizvogel lediglich bedingt zu gebrauchen, denn er läßt sich nur mit Mühe auf der Faust tragen, auch besteht seine Beute zumeist aus größeren Säugetieren, beides macht ihn für die Beizjagd eher unattraktiv; *Traité de fauconnerie*, S. 25. Dazu gilt die Jagd auf ungefährliches Wild als unedel; vgl. dazu Schnell, S. 253-255 und Anm. 25, 26 und 32 sowie Emmerling, S. 52. Gawan steht hier im zweifelhaften Licht des unedlen Jägers, dessen Verhalten Antikonie gegenüber nicht ohne Tadel ist; vgl. Wilson, S. 112f.; Nellmann, Komm. zu 406,30f. Aber warum wählt Wolfram dann hier als Vergleich den Adler, ein beliebtes heraldisches Symbol und kaiserliches Wappentier? Da die Hinweise auf die Jagdgewohnheiten des Adlers und andere Eigenschaften des Vogels nichts zum Verständnis der Textstelle beitragen, bleibt nur ein Schluß übrig: Hier liegt ein Witz vor, dessen Pointe wir heute nicht mehr verstehen; vgl. a. TPMA, Bd. 1, S. 41.

Ehe noch mehr passieren kann, kommt ein alter Ritter herein, schreit sofort »Vergewaltigung!« und ruft zu den Waffen. Aus der Stadt kommen schon Bewaffnete, vor denen Gawan und Antikonie in einen Turm nahe der Kemenate fliehen und sich dort verteidigen. Vergulaht kommt von der Jagd zurück und beendet den Kampf nicht etwa, sondern wirft sich ohne Nachfragen selbst hinein und beschädigt damit sein Ansehen, Kingrimursel hingegen steht Gawan bei. Daraufhin weigern sich die Angreifer, gegen den Verwandten des Königs und den Gast vorzugehen. Der König gewährt eine Waffenruhe und will sich beraten, wie man seinen Vater doch noch rächen kann. Dabei Gawan ist unschuldig, denn Ehcunat hat Kingrisin getötet (413,13-20). Antikonie dankt Kingrimursel überschwänglich, weil er Gawan gerettet und Unrecht verhindert hat (407,22-413,30). Vergulaht aber vergeht beinahe vor Scham, seine Schwester schilt ihn wegen des Überfalls auf den Gast, ebenso wie Kingrimursel, der die Schande befürchtet, falls bekannt wird, daß jemand angegriffen wurde, dem er selber freies Geleit zugesichert hatte. Fürst Liddamus hingegen rät dem König, Rache an Gawan zu nehmen. Dies setzt einen bissigen Wortwechsel zwischen dem Fürsten und Kingrimursel in Gang, in dessen Verlauf Liddamus der Feigheit bezichtigt wird, was der ganz gelassen hinnimmt.

¹ Zum möglichen Zusammenhang mit Andreas Capellanus' *DE AMORE* vgl. S. 241f.

420,20-24:

*ich wil durch niemen mînen lîp
verleiten in ze scharpfen pîn.
waz Wolfhartes solt ich sîn?
mirst in den strît der wec vergrabt,
gein vehten diu gir **verhabt**.*

(Ich will mich für niemanden großen Gefahren aussetzen. Wozu sollte ich ein Wolfhart sein? Der Weg in den Kampf ist mir durch einen Graben versperrt, die Kampfbegierde trägt die Falkenhaube/ist verhaubt.)

420,24: *verhabt*

Zunächst bedeutet *verhaben* nur ›zurückhalten‹ (BMZ I, Sp. 601a; Lexer II, Sp. 121f.), besonders gebräuchlich im Zusammenhang mit Beizvögeln. Dies kann eine Anspielung auf die Praxis sein, Jagdfalken eine Lederkappe - die Haube - überzuziehen (verkappen, aufhauben), um sie ruhigzustellen und ihre Jagdlust zu dämpfen. Erst wenn eine Beute in Sicht ist, wird der Falke abgehaubt und geworfen, d.h. fliegen gelassen; Bartsch/Marti, Martin, und Nellmann z. St.; Lewis, S. 101; vgl. a. Wh. 317,7; Lieder, S. 175, I, 3f. und S. 183, KLD II, S. 664f.

Hier liegt ein Vergleich Ritter-Beizvogel der etwas anderen Art vor: Liddamus vergleicht sich mit einem Jagdfalken, dessen Jagdlust gedämpft ist, aber nicht durch den Falkner, sondern aus eigener Unlust. Vielleicht leidet Liddamus, der mit sich und seiner Position äußerst zufrieden ist, an einer Art *überkriphe* - das Gegenbild dazu wäre der kampfeslustige Segramors. Liddamus kleidet seine Kampfesunlust in viele Bilder, die er auch der Heldenepik (Nibelungenlied, Dietrichsepik) entnimmt, und in denen er sich von dem für seine Hitzigkeit bekannten Segramors distanziert. Der Rhein, den Segramors überwinden würde, um sich ins Kampfgetümmel stürzen zu können (284,30-285,10), wird bei Liddamus zu einem Graben, den er nicht zu überqueren gedenkt (420,23). Auch der Falkenvergleich wird selbstironisch wieder aufgenommen. Aus dem angriffslustigen Falken/Ritter, der sich mit Hochgeschwindigkeit auf die Beute bzw. in den Kampf stürzt, wird ein eher lahmer Vogel, der zurückgehalten wird. All diese Vergleiche fehlen bei Chrestien.

Wolfram scheint die Falkenhaube (lat. *capellus*, *capellum*) zu kennen oder zumindest davon gehört zu haben, ein Instrument der Abrichtung von Beizvögeln, mit der beim Abtragen das unangenehme Aufbräuen vermieden werden konnte. Kaiser Friedrich II. nimmt für sich in Anspruch, die Haube aus dem arabischen Raum nach Europa gebracht zu haben; De arte I, S. 250-265, bes. S. 251, Kommentarband, S. 33, 329; Abb. in Cod. Pal. lat. 1071 z.B. auf f.

106r (= Abb. 33, vgl. a. Abb. 24); vgl. a. Schmidt, S. 61-63; Dalby, S. 94f. und Hewicker, S. 138-140. Von den dortigen Herrschern wurden ihm Falkner geschickt, die den Kaiser und seine Falkner im Gebrauch der Haube unterwiesen haben. Hier tun sich aber chronologische Schwierigkeiten auf: Die Entstehung des PARZIVAL wird für das erste Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts angesetzt, die Vollendung von DE ARTE VENANDI CUM AVIBUS kann auf 1247/48 datiert werden.

1228/29 unternimmt Friedrich II. den 5. Kreuzzug, dabei ist er erfolgreich und schließt einen Friedensvertrag mit Sultan Al Malik Al Kamil und krönt sich zum König von Jerusalem. Bei den Unterhandlungen mit dem Sultan hatte Friedrich v.a. mit dem Emir Fahr-ed-Din zu tun, dem er wohl auch die Kenntnis der Falkenhaube verdankte (Kommentarband, S. 10). Die zeitlichen Diskrepanzen sind offensichtlich: Wenn *verhabt* mit ›aufhauben, verkappen‹ übersetzt wird, so würde das bedeuten, daß Wolfram vor der ›offiziellen‹ Einführung der Falkenhaube durch Kaiser Friedrich II. schon auf anderem Wege Kenntnis davon erlangt hat, wobei sich über die Art und Weise nur spekulieren läßt. Ein Hinweis ist vielleicht im altenglischen Gedicht BI MANNA WYRDUM (Der Menschen Geschicke) aus dem ›Exeter Book‹ (um 975) zu finden: *ophæt se wælisca wædum and dædum / his ætgiefan eaðmod weorpeð* (V. 90f.),¹ dabei wird *wædum* als ›Gewand, Haube‹ gedeutet, was durchaus stimmig ist, denn V. 87 werden die *wyrplas*, die Würfel oder das Geschüh erwähnt (Grein/Wülker, S. 151; Bosworth/Toller, S. 1150: ›other covering, equipment or dressing‹; Schmidt, S. 9). Die Ausrüstung des Falken als Kleider zu bezeichnen, ist durchaus gebräuchlich, vgl. DER FALKNER UND DAS TERZEL, V. 6-10, bes. 9f.: *lancvezzel, würfel und hoselîn / daz wâren diu kleit sîn* (Pfeiffer, S. 341). Einen weiteren Anhaltspunkt für den Zeitpunkt, zu dem die Falkenhaube im Westen bekannt geworden sein kann, läßt sich im Traktat DE FALCONIBUS (Stadler, S. 1453-1493) des Albertus Magnus finden, der wohl eine seiner frühesten Arbeiten ist und während Albertus' Aufenthalt in Italien in den zwanziger oder dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts entstanden sein kann oder sogar schon während seines Studiums in Padua; Lindner (1962) I, S. 18. Dort verwendet er die unterschiedlichen Bezeichnungen für die Falkenhaube: *mitra* (Stadler, S. 1456/25), *pileum* (S. 1471/29) und *capellum* (S. 1472/5); vgl. a. Lindner (1962) II, S. 182. Um 1275 ist die Falkenhaube für Nordfrankreich nachgewiesen, sie scheint schon

¹ In dieser Passage (85-92) wird die Zähmung des Falkens beschrieben, dem das Geschüh angelegt wird und der durch kleine Portionen Nahrung zutraulich gemacht wird: ›bis der welsche Falke mit seinem Gewand und seinem Verhalten dem gegenüber, der ihn füttert, friedfertig wird‹ (vgl. a. die Übersetzung in: The Exeter Book, Part II: Poems IX-XXXII, edited By W.S. Mackie [Early English Text Society 194], Oxford 1934, ND 1958 und New York 1978, S. 31).

ausreichend bekannt zu sein, um in einem literarischen Text aufzutauchen (›Robin et Marion‹, V. 51; vgl. Abee, S. 45). Gegen Ende des 13. Jahrhunderts begegnet die Falkenhaube dann auch in der mhd. Literatur, so z.B. im RENNER Hugos von Trimberg (100035-100038, 100050) und im LOHENGRIN (3401-3403). Hingegen werden im Codex Manesse zwar Beizvögel gezeigt, aber nie aufgehaubt oder mit der Haube als Accessoire (Tasche, Zieget, Federspiel, Handschuh werden dagegen gezeigt).

Vergulaht hört sich diesen Disput eine Zeitlang an, macht dann aber ein Ende. Die Gesellschaft teilt sich auf: Antikonie begibt sich mit Kingrimursel und Gawan in ihre Kemenate, der König geht mit allen ihm Wohlgesonnenen zur Ratsversammlung (414,1-422,19).

In der Kemenate wird den beiden Herren ein Abendessen gereicht, unter anderem gibt es Fasane und Rebhühner (423,20), Antikonie schneidet vor, hübsche junge Damen bedienen.

424,1-6:

*ez wâren meide, als von der zît,
den man diu besten jâr noch gît.
ich pin des unerværet,
heten si **geschæret**
als ein valke sîn gevidere:
dâ rede ich nicht widere.*

(Es waren Mädchen/Jungfrauen, deren beste Jahre erst noch kommen. Ich hätte mich nicht darüber gewundert, wenn sie gemausert hätten wie ein Falke sein Gefieder - dagegen hätte ich nichts einzuwenden.)

424,4: geschæret

Vielleicht steckt hinter diesem Bild die Vorstellung von Jungvögeln, die ihr Daunenkleid verlieren und ein vorläufiges Erwachsenengefieder bekommen, das allerdings noch nicht voll ausgebildet ist. So deutet es auch Dalby, S. 187, der hier eine Metapher für ›die Pubertät erreichen‹ sieht, so auch Lewis, S. 101: Wolfram wäre es lieber, wenn sich die jungen Mädchen schon gemausert hätten, »also reifer und erfahrener gewesen wären« - ein Herrenwitz. Anders Bartsch/Marti und Martin z. St., die einen afrz. Ursprung *charer* (Niederstoßen des Falken auf eine Beute) vermuten (vgl. dazu Albert Schulz [San-Marte]: Zum Parzival. 2. Bemerkungen, in: Germania 2 [1857], S. 84-88, hier S. 87 mit einer eher abenteuerlichen Übersetzung: »sîn gevidere ist daher nicht das Gefieder des Falken, sondern der Vogel [das Gefieder], auf welches der Falke losgelassen wird, und diesem ist der

herschießende Falke allerdings bedrohlich,« die Mädchen stürzen sich auf das ›Ich‹ wie der Falke auf die Beute).

Inzwischen hat die Ratsversammlung eine Lösung gefunden. Im Wald von Læhtamris hat Vergulaht einem Kampf gegen einen unbekannten Ritter verloren, der seine Unterwerfung nur unter einer Bedingung akzeptierte: Der König muß ein Jahr lang den Gral suchen und sich dann der Königin in Pelrapeire unterwerfen. Liddamus schlägt vor, daß der festgesetzte Gawan, *der vederslagt ûf iweren klobn* (425,21) sich an Vergulahts Stelle auf diese lebensgefährliche Suche begibt. Am nächsten Morgen versammelt sich der ganze Hof nach der Messe im Palas, Antikonie führt Gawan herein und Wolfram preist an dieser Stelle ihre Schönheit und ihre Charakterstärke.

427,16-18:

*lûter virrec als ein **valkensehe**.
was balsemmæzec stæte an ir,
Daz riet ir werdeclîchiu gir.*

(Klar und weitsehend wie das Auge des Falken war ihre balsamgleiche [kostbare] *stæte*. Das bewirkte ihr Verlangen, edel zu handeln.)

427,16: *valkensehe*

Der nur hier belegte Begriff bezeichnet den klaren Blick eines Falken, die Klarheit preist aber nicht einen Aspekt von Antikonies Schönheit, sondern ihre charakterlichen Vorzüge. Als Schönheitsmerkmal gilt aber auch das dunkle (wegen der großen schwarzen Pupille!) Falkenauge; BMZ II/2, Sp. 281b; Dalby, S. 257. Dieser Schönheitspreis ist aber recht konventionell, vgl. Abeele, S. 160-163; Abeele, *Le Faucon*, S. 98.; Ziltener, Sp. 303 (mit weiteren Beispielen): Die Augen der Dame sind *vairs comme faucon*. Wolfram wandelt diesen sehr gebräuchlichen Vergleich in etwas ganz eigenes um.

In einem anderen Zusammenhang wird dieser Schönheitspreis wieder aufgegriffen, wenn Everhard van Wampen in seinem 1325 abgeschlossenen Lehrgedicht SPIEGEL DER NATUR das sanguinische Temperament beschreibt (55-60 und 66):

*Ere ougen geuen valkensicht,
Leue blicke gift se vullen lichte.
Ere soter munt gift sachten grot.
Se heft stolt gand, hogen mud,
Se heft vullenkomen synne
Vnde pleget gerne der mynne.*

(...)

Vnde rechter mynne is se eyn sal.

In einem französischen Schäferkalender (>Compost et calendrier des bergiers<) vom Jahr 1491 werden die vier Temperamente entsprechend erklärt und bildlich dargestellt: Der Sanguiniker trägt einen Falken auf der Faust und ist ein lebhafter, fröhlicher und geselliger Mensch, der die Damen liebt und leuchtende Farben trägt, sein Element ist die Luft. So beschreibt auch schon Heinrich von Mügeln den Sanguiniker, der sich durch *triuwe* und *stæte* auszeichnet (Strophe 329), die Handschrift n (Karlsruhe, Württembergische Landesbibliothek, Cod. St. Georgen 81, f. 21r) zeigt den *Sangwineus* mit einem Vogel auf der linken Hand (Stackmann, S. CXII); zum Bildmotiv vgl. ausführlich Abeele, Le Faucon, S. 89-95.

Vergulaht will Gawan alles verzeihen, was der ihm angetan hat, wenn er sich sofort auf die Suche nach dem Gral macht. Gawan akzeptiert und Kingrimursel verzeiht seinem König, daß er das Schutzversprechen nicht eingehalten hat. Nun werden auch Gawans Pagen hereingeführt, die bei Beginn der Kämpfe entwaffnet und festgesetzt worden waren.

430,11-16:

er sprach »mir was umb iuch vil leit.

wâ wart ir dô man mit mir streit?«

si sagtenz im, ir keiner louc.

*»ein **mûzersprinzelîn** enpflouc*

uns, dô ir bî der kûnegin

sâzt: dâ lief wir elliu hin.«

(Er sagte: »Ich hatte große Angst um euch. Wo wart ihr, als man mich angriff?« Sie sagten es ihm und keiner log. »Ein Terzelchen flog uns fort, als Ihr bei der Prinzessin wart - wir liefen alle hinterher.«)

430,14: *mûzersprinzelîn*

Gawan war deshalb allein im Kampf, weil seine Knappen, die *kindelîn*, alle hinter einem entflohenen Beizvogel hergelaufen waren. Was bei Artus' Falknern eine unentschuld bare Nachlässigkeit war, ist hier noch nachsichtig zu beurteilen, denn die jungen Adligen sind ja noch in der höfischen Ausbildung und müssen diesen Teil der Fähigkeiten, die einfach zu einem höfischen Menschen dazugehören, erst noch erlernen wie auch das richtige Einschätzen bestimmter Situationen - vielleicht hätten erfahrenere Leute Gawan nicht so einfach auf feindlichem Gebietengelassen. Jedoch akzeptiert Gawan die

Erklärung seiner Knappen ohne weiteres, ohne sie dafür zu schelten. Dies weist eventuell auch auf den Wert des Beizvogels hin, den man unbedingt wieder einfangen muß; vgl. Lewis, S. 99, Anm. 51.

Hier ist der Merlin (*Falco columbarius*) gemeint, und zwar das kleinere männliche Tier: nicht viel größer als eine Misteldrossel, oberseits schiefergrau, der Nacken roströtlich, die Unterseite auf isabell- bis rostfarbenem Grund deutlich längsgefleckt, der Schwanz ist grau mit breiter schwarzer Endbinde, die Flügel schiefergrau mit schwarzen Schwingen. Der Schnabel ist bläulich hornfarben mit gelber Basis, die Füße gelb, die Augen nußbraun; HVM 4, S. 789-804; vgl. a. die Abb. bei Heinroth, Tafel LXXIII, Abb. 5 und 6 (= Abb. 34); Peterson/Mountfort/Hollom, Tafel 27 und 28 mit Beschreibung S. 88 und *Traité de Fauconnerie*, S. 295, Tafel IX (= Abb. 35).

Wenn Wolfram also 544,3 von einem *mûzersprinzelîn al grâ* spricht, so kann wohl nicht von einem Sperberweibchen die Rede sein, wie es BMZ II/2, Sp. 548b-549a und Lexer II, Sp. 1118 vorschlagen, denn die Färbung wäre dann eher schwärzlich-bräunlich (HVM 4, S. 415-422: ›habichtähnlich‹). Auch Dalby, S. 218f., deutet *mûzersprinzelîn* als Merlin, wobei noch die Möglichkeit besteht, daß auch der etwas kleinere Baumfalke (*Falco subbuteo*; vgl. Abb. 34) gemeint sein könnte, ohne aber auf das Geschlecht einzugehen. Da aber auch das Merlinweibchen eher dunkelbraun gefärbt ist, ebenso wie die Jungtiere beider Arten, paßt auch dies nicht zu der Beschreibung *al grâ*. Außerdem weist der Terminus *mûzersprinzelîn* auf den bereits gemauserten Vogel hin (BMZ II/2, Sp. 549a; Dalby, S. 156, Schmidt, S. 123), der schon ein voll ausgefärbtes Gefieder hat und somit mindestens ein Jahr alt ist. *Sprinzelîn* ist als Bezeichnung für das männliche Tier zu verstehen (so auch Schmidt, S. 117f. und Suolahti, S. 363, hier allerdings eher mißverständlich für das Sperbermännchen, das der Falkner ›Sprinz‹ nennt; *Traité de Fauconnerie*, S. 14), denn der Diminutiv ist zutreffend für den kleineren männlichen Vogel, der daher auch Terzel genannt wird. Die Terminologie ist leider nicht ganz eindeutig und muß daher aus dem jeweiligen Textzusammenhang erschlossen werden (zu dieser Vieldeutigkeit vgl. a. DWb X, II, 1, Sp. 124f., Dalby, S. 216-218; Weick, S. 265 und Nellmann zu 430,14). Aber hier (544,13f.) weist die Beute, eine Kalandlerlerche, auf den Merlin hin, dessen natürliche Nahrung v.a. aus Finken und Lerchen besteht, weshalb er auch ›Lerchenfalk‹ genannt wird; Schmidt, S. 113f.; DWb IX, Sp. 1034. Seine Beute verfolgt der Merlin im Flug, wobei er den besonders hoch fliegenden Lerchen mühelos folgt und so dem Falkner ein besonders schönes Schauspiel bietet: Die Freude an der Flugkunst der Beizvögel bildete einen festen Bestandteil der Jagd, was durch Wolframs Gebrauch von *ervliegen* (550,28; 622,13) betont wird. Als Beizvogel ist der Merlin eher zum höfischen Zeitvertreib und zu Übungszwecken

geeignet, weil er eben nur kleine Vögel schlägt. Gace de la Buigne empfiehlt ihn (LE ROMAN DES DEQUIS, 823-825) ausdrücklich, um junge Adlige in die Kunst der Falknerei einzuführen, und auch Gawans Knappen üben die Jagd mit einem Merlinterzel, als ihr Herr in Bedrängnis gerät (430,11-16). Er ist das Attribut der Jugend; Wh. 67,11; vgl.a. Dalby, S. XXVII mit weiteren Beispielen. Aber auch ältere Männer, die sich nicht oder nicht mehr ritterlich betätigen, werden mit einem Merlin ausgestattet, so z.B. der ritterliche Fährmann Plippalinot (544,3; 550,28; 622,13), bei dem der Vogel dazu ein ständisches Attribut ist. Plippalinot nimmt zwar nicht direkt am höfisch-ritterlichen Leben teil, er hat ja seinen Dienst als Fährmann zu versehen, aber seine Einnahmen aus diesem Dienst ermöglichen ihm einen aufwendigen Lebensstil. Sein Haus ist mit dem des Königs Artus vergleichbar (548,24-27), daher ist er auch kein »poor knight« (Dalby, S. 217f.), sein Schild aber, mit dem er Gawan aushilft, ist alt und noch nie im Kampf benutzt worden.

Hier ermöglicht der Beizvogel vielmehr die »Realisierung höfischen Lebens und dessen Annehmlichkeiten« (Weick, S. 257), denn Wild war Herrenspeise und damit »für die adlige Gesellschaft des hohen Mittelalters ein ebenso wichtiges Standes- und Herrschaftsattribut wie die vornehme Kleidung«; Bumke, Höfische Kultur I, S. 242. Der Beizvogel dient hier also nicht zur Auffüllung der Speisekammer des armen Ritters (das könnte ein Habicht besser), sondern ist Standeszeichen und versorgt seinen Herren mit Leckereien für die höfische Tafel eines vornehmen Gastes und ist damit auch Bestandteil und Mittel der höfischen Repräsentation; vgl.a. Weick, S. 256f. Dieser höfische Zug wird noch verstärkt durch die vornehme und wohlschmeckende Beute, die Kalandlerleche (vgl. Komm. zu 550,29).

Gawans Bitte um Abschied wird gewährt, er versichert Antikonie, daß er ihr sein ganzes weiteres Ritterleben dienen wird und verabschiedet sich schweren Herzens von ihr. Im Hof ist schon sein Gefolge versammelt, dazu Landgraf Kingrimursel, den Gawan bittet, sein Gefolge nach Bearosche zu Scherules zu bringen, von dort wird man sie weitergeleiten zu König Artus und Königin Ginover. Gawan selber nimmt Gringuljete und reitet nach dem Abschied allein großen Gefahren entgegen, um sein Versprechen einzulösen (422,20-432,20).

BUCH IX

WOLFRAM UND FRAU AVENTIURE (433,1-434,10):

Beim Erzähler meldet sich eine Unbekannte und begehrt Einlaß in sein Herz. Wolfram erkennt Frau Aventiure und will sofort wissen, wie es Parzival ergangen ist, seit er, von Cundrie verflucht, den Artushof verließ.

DIE DRITTE BEGEGNUNG MIT SIGUNE (434,11-443,4):

Die Erzählung berichtet, daß Parzival auf seiner Suche durch viele Länder kam und viele Kämpfe zu bestehen hatte, in deren Verlauf auch das Schwert, das Geschenk Anfortas', zerbrach und in einer wunderbaren Quelle wieder zusammengefügt wurde. An einem Samstag gelangt er in einem Wald zu einer Klausen, die für Sigune über Schionatulanders Grab errichtet wurde. Dort lebt sie in der Liebe zu Gott und der Trauer über den Geliebten. Parzival will nach dem Weg fragen, erkennt dann aber Sigune und auch sie erkennt ihren Cousin, dem sie inzwischen verziehen hat und dem sie helfen will. Gerade ist Cundrie fortgeritten, die ihr Speisen gebracht hatte, Parzival soll nur ihrer Spur folgen, die sich aber bald verliert.

BEGEGNUNG MIT EINEM GRALSITTER UND EINEM ALTEN RITTER (443,5-451,2):

Ein Ritter mit glänzender Rüstung kommt heran und fordert Genugtuung von Parzival, der Munsalvæsche zu nahe gekommen ist. Bei dem Kampf stürzen der Ritter und Parzivals Roß in eine Schlucht, der Ritter entkommt unverletzt, das Tier ist tot. Parzival nimmt das Roß des Gegners und reitet weiter, ungezählte Wochen.

An einem Morgen trifft Parzival auf eine Pilgergesellschaft: ein alter Ritter mit Frau und zwei hübschen Töchtern und einem sittsamen Gefolge von Rittern und Knappen, alle barfuß und im Büßergewand und mit ungewöhnlicher Begleitung, denn:

446,26-30:

*dâ liefen frouwen **bräcelîn**.
mit senften siten niht ze hêr
gienc dâ rittr und knappen mêr
mit zûhten ûf der gotes vart;
genuoc sô junc, gar âne bart.*

(Da liefen die kleinen Bracken der Damen. Mit Sanftmut, gar nicht stolz, gingen da auch Ritter und Knappen mit Anstand auf die Reise zu Gott; viele von ihnen jung, ganz ohne Bart.)

446,20: *bräckelîn*

Die mittelalterlichen Bracken (lat. *brachetus*) sind kleinere Hunde, spanielartig, die als Spürhunde bei der Pirschjagd eingesetzt werden, dies macht sie übrigens auch wertvoller als andere Jagdhunde; Lindner, S. 249-251. Der junge Lancelot nimmt seine Bracke (nhd. auch f.!) mit auf eine Rehjagd, auf dem Rückweg liegt das erlegte Wild hinter ihm auf dem Pferd, den Hund aber er nimmt in den Arm vor sich auf den Sattel; Prosalancelot I, 108,11-16. Hier jedoch sind sie Begleithunde für Damen, die sogar zu einer Karfreitagswallfahrt mitgenommen werden - vielleicht ein Zeichen dafür, daß die Gedanken der jungen Damen nicht nur auf das ernste Karfreitagsgeschehen gerichtet sind. Sie lassen sich leicht durch den Anblick eines gutaussehenden Ritters ablenken und bitten den Vater, ihm Gastfreundschaft anzubieten. Daß die Begleitung eines Hündchens frommes Tun nicht ausschließt, zeigt das Autorbild zum Werk Johannes Hadlaubs im Codex Manesse (= Abb. 36): Die verehrte Dame, der ein Briefchen an das Gewand geheftet wird, als sie die Kirche betritt (oder verläßt?), trägt ein schwarz-weißes Hündchen auf dem Arm, vielleicht vergleichbar mit dem modernen King-Charles-Spaniel. Die Bracke wurde aber auch als Schoßhund für Damen gehalten, so nimmt auch Dido den geliebten Hund mit zur Jagd (ENEASROMAN 61,18-39), den außer ihr keiner anrühren darf. Der Hund kann aber auch ein Minnegeschenk sein, so wie z.B. Gardeviaz: Clauditte verschenkt ihn an Ekhunah (Tit. 147,1f.), den entlaufenen Hund bringt Schionatulander zu Sigune (Tit. 133,1). Indiz für die Wertschätzung sowohl von Hund als auch Beschenktem sind das kostbare Halsband und die schöne verhängnisvolle Leine. Zu *bracke* allgemein vgl. Dalby, S. 34-37; Lindner, S. 248-261; Martin, Komm. z. St.; Fietze, S. 75, Abb. 1 und S. 76. Die Nähe eines Hündchens kann auch auf die Liebesbereitschaft der Dame hindeuten, dazu passen die zumindest wohlwollenden Blicke, mit denen die Töchter des Ritters den Reisenden bedenken; vgl. a. Schmolke-Hasselmann, S. 395 und Anm. 22. Die Übersetzung von Voß, S. 95, ist nicht haltbar.¹

¹ Voß vermutet hier ein »übersehenes Apokoinu« und übersetzt 446,26-30: »Da(hinter) liefen Damen, sanft und demütig wie Schoßhündchen; gleicherweise gingen da auch noch Ritter und Knappen wohlgezogen auf der Gottesfahrt, viele jung, ganz ohne Bart« (S. 95). Mit der S. 94 vorgeschlagenen veränderten Interpunktion (kein Punkt hinter 446,26) werden die Hündchen der schon erwähnten schönen Töchter des Alten Ritters (446,17-19; 449,26-30) in einen angeblich exzentrischen Tiervergleich Wolframs umgedeutet. Da aber in dieser Textpassage Höfisch-Ritterliches und Religiöses ganz selbstverständlich zusammengehen (so auch Voß durchaus richtig S. 92, während die Irritation über die Anwesenheit von Schoßhündchen bei einer Wallfahrt [S. 93] nicht

Respektvoll weicht Parzival den Pilgern aus und muß sich belehren lassen, daß Karfreitag ist und seine Rüstung daher unangemessen ist. Wenn er weiterreitet, wird er zu einem frommen Mann gelangen, der kann ihm seine Sünden vergeben. Das Angebot der Gastfreundschaft, das der alte Ritter ausspricht, lehnt Parzival aber ab und reitet weiter.

PARZIVAL BEI TREVRIZENT (451,3-502,30):

Die Begegnung mit den Pilgern hat ihn nachdenklich gemacht und er beginnt, wieder Vertrauen in Gott zu fassen. Sein Roß führt ihn zur Fontan la Salvatsche (452,13), wo der fromme Trevrizent als Eremit lebt. An dieser Stelle (453,11-455,22) fügt Wolfram die Vorgeschichte seiner Erzählung ein: Kyot hat in Toledo den arabischen Urtext der *aventure* aufgefunden, die ein Heide namens Flegetanis niedergeschrieben hat. Auch Trevrizent lädt ihn an sein Feuer, Parzival bittet um seinen geistlichen Beistand und es stellt sich heraus, daß er 4½ Jahre und drei Tage umhergeirrt ist, ohne ein Gotteshaus von innen gesehen zu haben.

Der Einsiedler rät ihm, ganz auf Gott zu vertrauen, denn er gewährt immer Hilfe. Diese Worte über den liebenden Gott machen Parzival sehr froh und er spricht nun über das, was ihn bedrückt. Er sehnt sich über alles nach dem Gral und nach seiner Ehefrau. Trevrizent referiert nun ausführlich über die Geschichte und die Eigenschaften des Grals, den man nicht erringen kann (*jane mac den grâl nieman bejagn*; 468,12), man wird zu ihm berufen. Um etwas über seinen Gast (den er zunächst wegen seines Rosses für Lähelin hält) herauszufinden, kommt er auf Frimutel zu sprechen. Parzival nennt den Namen seines Vaters und der Einsiedler erkennt in ihm seinen Neffen, der den Tod zweier Menschen verschuldet hat: Er erschlug Ither und Herzeloide starb aus Kummer über seinen Abschied. Dann erzählt er, wie Anfortas so schwer verwundet wurde, daß nur der regelmäßige Anblick des Grals ihn am Leben erhält. Nur die Frage nach seinem Leiden kann ihn erlösen.

485,24-27:

swie vil er gruop, decheine er az

der wûrze vor der nône:

an die stûden schône

nachzuvollziehen ist), trägt die vorgeschlagene Übersetzung gar nichts zum

hienc ers und suochte mêre.

(Soviele er auch ausgrub, keine der Wurzeln aß er vor der Non: Er hing sie sorgfältig auf und sucht noch mehr.)

Trevrizent hat dem ritterlich-höfischen Leben entsagt und lebt vegetarisch von dem, was der Wald an Wurzeln und Kräutern zu bieten hat. Allerdings scheint er nicht ganz von seiner Vergangenheit lassen zu können, denn er hängt seine Wurzeln und Kräuter fein säuberlich an Ästen auf - nur zum Trocknen oder ist dies noch ein Erinnerung an die *furkîe* (vgl. Komm. zu 120,2-10 und Mohr, S. 349 und 351)?

Diese karge Kost veranlaßt Wolfram zu einem Scherz, doch ruft er sich sofort zur Ordnung, es schickt sich nicht, über diese Edlen zu spotten.

487,5-10:

*ich wil für mich geheizen,
man möhte mit mir beizen,
wær ich für vederspîl erkant,
ich swunge al gernde von der hant,
bî selhen kröpfelînen
tæte ich fliegen schînen.*

(Von mir kann ich versichern, daß man mit mir hätte beizen können, wenn ich ein Jagdfalke gewesen wäre. Ich würde beutegierig von der Hand auffliegen. Bei solchen kleinen Bissen könnte man mich fliegen sehen.)

Wolfram vergleicht sich hier mit einem Beizvogel: Bei der gar zu kargen Küche des Einsiedlers würde er sich als Beizvogel höchst beutegierig von der Hand des Falkners erheben und Beute machen. Doch sogleich ruft er sich wieder zur Ordnung (487,11f.): er sollte die beiden besser nicht verspotten, denn sie sind mit existenziellen Fragen beschäftigt, vgl. a. Komm. zu 132, 2; 191, 13 und 281,29.

Nach diesem Imbiß gesteht Parzival, daß er der Unglückliche war, der die entscheidende Frage nicht gestellt hat - das soll er beklagen, aber nicht unmäßig. Trevrizent erklärt auch, warum Parzival Anfortas am See angetroffen hat.

491,6-9 und 19-23:

*›Brumbâne ist genant ein sê:
dâ treit mann ûf durch süezen luft,*

Textverständnis bei und verdeckt sogar einen Teil der adligen und höfischen Lebenswelt.

durch sîner sûren wunden gruft.

*daz heizt er sînen **weidetac**.*«

(...)

Parzivâl sprach al zehant

›in dem sê den kûnec ich vant

geankert ûf dem wâge,

ich wæn durch vische lâge

od durch ander kurzewîle.«

(»Brumbane heißt ein See, dorthin trägt man ihn wegen der milden Luft, wenn seine Wunde übel riecht. Das nennt er seinen Jagdtag.« [...] Parzival sagte sofort: »Den König traf ich auf dem See an, geankert auf dem Wasser, ich glaube, wegen der Fischerei oder einem anderen Zeitvertreib.«)

491,6: *weidetac*

Den Aufenthalt am See Brumbane, um dort die wohltuende Luft zu genießen, nennt Anfortas mit einem Anflug von schwarzem Humor seinen *weidetac*, also seinen Angel- oder Jagdtag. Wegen seiner Krankheit ist dieser höfische Zeitvertreib (491,23: *kurzewîle*) der einzige ›Sport‹, den er noch ausüben kann. Deshalb wird er 225,13 auch *der vischære* genannt (vgl. Komm. z. St.). Auch bei Chrestien ist dem König als einziges Vergnügen das Fischen geblieben, die Jagd auf Rot- und Schwarzwild und die Beizjagd hingegen muß er seinen Bediensteten überlassen (3007-3010, 3516-3524).

Trevrizent berichtet weiter, wie die Männer und Frauen auf Munsalvæsche leben und auch hinaus in die Welt geschickt werden, um sich dort zu verheiraten. Auf der Burg selber darf aber nur der König eine Ehefrau haben. Trevrizent diente in seiner Jugend selber einer Dame und gedenkt mit nostalgischer Freude seiner Aventiuren und Kämpfe. Vierzehn Tage bleibt Parzival bei karger Kost und langen Gesprächen bei seinem Onkel. Am letzten Tag erfährt er noch Näheres über seinen Urgroßonkel Frimutel, den ersten Hüter des Grals. Auch er wird nur noch durch den regelmäßigen Anblick des Grals am Leben erhalten und berät die Gralsgemeinschaft. Trevrizent spricht Parzival von seinen Sünden frei und so scheiden die beiden voneinander.

BUCH X

GAWAN UND DER VERWUNDETE RITTER (503,1-507,24):

Nun kündigt der Erzähler *wilde mæren* an. Nach Jahresfrist wurde der Gerichtskampf zwischen Gawan und Vergulaht abgesagt, da die Verwandtschaft zwischen beiden und Gawans Unschuld festgestellt wurde. Beide brachen auf, um den Gral zu suchen. Wolfram nimmt den Faden der Erzählung wieder auf, als Gawan über eine grüne Ebene reitet. Hinter einem dicken Lindenstamm findet er eine laut klagende Dame im Klee sitzen, die einen schwerverletzten Ritter, von einer Lanze durchbohrt, im Schoß hält. Gawan hilft dem Verletzten, indem er eine Drainage legt - das nach innen dringende Blut, das aufs Herz drückt, kann so abfließen. Der Ritter kommt zu sich und erzählt, daß seine Verletzung aus einer Tjoste mit Lischoy's Gwelljus stammt. Gawan verbindet die Wunde mit dem Gebende der Dame und verfolgt dann Lischoy's in Richtung Logrois.

GAWAN TRIFFT ORGELUSE (507,25-521,18):

507,25-27:

*er vant al bluotec ir slâ,
als ein hirze wære erschozzen dâ.*

(Er fand ihre Spur ganz blutig vor, als ob ein Hirsch dort angeschossen worden wäre.)

Die Blutspur, die der verwundete Ritter im Wald hinterlassen hat, wird mit der eines angeschossenen Hirsches verglichen, vgl. Dalby, S. 200f.; zum allerdings unblutigen Vergleich Ritter-Hirsch vgl. a. 64,19 und 124,12-14. Dies ist aber auch Gawans erster Schritt auf dem Weg zu Orgeluse. Ein ähnliches Erlebnis wird auch in Hartmanns EREC geschildert: Erec folgt den Blutspuren an Gras und Bäumen, bis er den mißhandelten, an einen Baum gefesselten Cadoc findet und befreit (5576-5588).

So erreicht er schon nach kurzer Zeit Logrois. Nahe einem prächtigen Baumgarten unterhalb der Burg sieht er an einer Quelle eine Dame sitzen, höfisch und anmutig, deren Schönheit nur von der Condwiramurs' übertroffen wird.

508,26-30:

*si hiez Orgelûse de Lôgroys.
och sagt uns d'âventiur von ir,*

*si wære ein reizel minnen gir,
ougen süeze ân smerzen,
unt ein spansenwe des herzen.*

(Sie hieß Orgeluse von Logrois. Auch sagt uns die Erzählung, sie wäre eine Lockspeise der Liebesbegierde, eine ungetrübte Freude für die Augen und eine gespannte Bogensehne für das Herz.)

508,28: *ein reizel minnen gir*

Zunächst handelt es sich beim *reizel* um den auf dem Kloben (vgl. Komm. zu 272,26) angebrachten Köder, mit dem die Vögel angelockt werden sollen (Dalby, S. 170; BMZ II/1, Sp. 675a; Lexer II, Sp. 400f.), hier aber im übertragenen Sinn gebraucht: Orgeluse als Köder der Liebesbegierde. Dies erinnert an Gottfrieds TRISTAN 10897f. und 11985: *der minnen vederspil Isot*. Die Minne legt Köder aus und jagt mit dem Beizvogel. Diese Konstruktion mit der Bedeutung ›Liebesbegierde‹ (BMZ I, Sp. 530b; Lexer I, Sp. 2149) findet sich auch 479,7 (*minnen ger*) und 733,9 (*minnen gir*), auch andere Zusammensetzungen sind möglich: *minnen blic* (164,16), *minnen kraft* (294,9; 301,11; 495,25), *minnen pfant* (300,2; 399,14), *minnen solt* (37,8; 232,13; 456,17).

Gawan macht der schönen Orgeluse von Logrois viele Komplimente, die sie schroff zurückweist, schließlich akzeptiert sie aber doch seinen Dienst. Als erstes holt er ihr Pferd aus dem Baumgarten, wird mit weiteren Scheltreden empfangen, was ihn aber nicht abschreckt. Sie springt auf ihr Pferd und läßt Gawan vor sich reiten, damit er ja nicht verlorenght. Es geht über eine blühende Heide, wo Gawan eine heilende Wurzel für den verwundeten Ritter ausgräbt. Er will auch auf einen Knappen warten, der ihnen auf einem elenden Klepper folgt. Er heißt Malcreatiure, ist Cundries Bruder und genauso häßlich wie diese. Der Knappe beschuldigt Gawan der Entführung, der droht ihm Prügel an.

GAWAN ERKENNT URJANS (521,19-529,16):

Die drei kommen zu dem verwundeten Ritter und Gawan versorgt die Wunde mit der Heilwurzel. Auch dieser Ritter warnt Gawan vor Orgeluse und bittet darum, in ein nahes Hospital gebracht zu werden. Als Gawan zunächst der Dame aufs Pferd hilft, nutzt der Ritter die Gelegenheit, springt auf Gawans Pferd und das Paar reitet davon. Wiederum kommentiert Orgeluse dies spöttisch, der Ritter erkennt dadurch Gawan und kehrt um.

524,17f.:

vier wochen er des nicht vergaz:

die zît ich mit den hunden az.

(Vier Wochen vergaß er [König Artus] das nicht: während dieser Zeit aß ich mit den Hunden.)

Näheres über die Ursache dieser Strafe erfährt man 525,11-529,16: hier wird die Untat des Urjans, nämlich die Vergewaltigung einer Dame, und die anschließende Verurteilung ausführlich dargestellt, anders als bei Chrestien, der das Geschehen kurz zusammenfaßt (7118-7131). Dort bezeichnet Greoreas diese Strafe ausdrücklich als *grant anui* (7112), als große Schande.

Auch Gawan erkennt Urjans in dem Pferdedieb, er hatte einst Fürsprache bei König Artus für ihn, der wegen Vergewaltigung hingerichtet werden sollte, eingelegt. Er hatte erreicht, daß Urjans stattdessen vier Wochen mit den Hunden des Königs aus einem Trog essen mußte.

528,25-30:

sus wart sîn lîp gereinet,

solch wandel im bescheinet:

ez wær vorlouft od leithunt,

ûz eime troge az sîn munt

mit in dâ vier wochen.

sus wart diu frouwe gerochen.

(So wurde er von seiner Schuld befreit, ihm folgende Buße auferlegt: sei es Spürhund oder Leithund, er aß mit ihnen für vier Wochen aus einem Trog. So wurde die Dame gerächt.)

Es handelt sich hier um eine schimpfliche Strafe; zum Motiv vgl. a. Guereau-Jalabert, Q 470 und Q 523.3. Martin, Komm. zu 524,18 führt eine Parallele an: Ein Tempelritter, der die Regel verletzt hatte, mußte auf dem Boden im Speisesaal eine kärgliche Kost zu sich nehmen und durfte zudringliche Hunde nicht verjagen. Ähnlich auch die Schandstrafe des Hundetragens: Ein des Treuebruchs verdächtigter Pfalzgraf bei Rhein wurde von Friedrich Barbarossa dazu verurteilt, einen Hund auf der Schulter durch die Stadt zu tragen. Schandstrafen waren in ihrem Ursprung als Andeutung der Todesstrafe aufzufassen, machten aber nicht ehrlos; DRWb VI, Sp. 60 [8c]; HRG 4, Sp. 1353-55; Grimm, Rechtsalterthümer II, S. 309-312; Schwenk, Hundetragen, S. 289-308.

Übrigens leitet sich hiervon auch die Redewendung ›auf den Hund kommen‹ her (DWb X, Sp. 1915). Gawan hat durch seine Intervention nicht nur Urjans' Leben, sondern auch seine Ehre gerettet, denn die Alternative wäre der für einen Ritter schändliche Tod durch Erhängen gewesen - Urjans ist wirklich undankbar.

528,26: *vorlouft od leithunt*

Der *leithunt* ist der große Spürhund, der vor Beginn einer Hirschjagd eingesetzt wird, um das Rotwild aufzuspüren (Dalby, S. 134-136), der *vorlouft* hingegen führt die Meute an und ist daher auch wertvoller als die anderen Hunde, die in der Meute mitlaufen (Dalby, S. 277f.). Urjans ißt also nicht mit irgendwelchen Hunden, sondern immerhin mit den besonders wertvollen Spezialisten, und Wh. 435,12-15 heißt es sogar *der edele vorloufe* (435,12).

Diese Rache für die vergewaltigte Dame fällt nun auf Gawan zurück, doch Orgeluse erscheint diese Bestrafung des Urjans unzureichend.

GAWANS KAMPF MIT LISCHOYS GWELLJUS (529,17-543,29):

Orgeluse schickt ihren Knappen zurück zur Burg, während sie zu Pferd und Gawan zu Fuß, Malcreatiures Klepper am Zügel führend, weiterziehen, bis sie eine großen Wald erreichen, nach dessen Durchquerung sie eine überaus prächtige Burg erblicken, vierhundert Damen, vier davon von hohem Adel, sind in den Fenstern zu sehen. Vor der Burg fließt ein breiter Fluß, der von einer Fähre gequert wird. An deren Landeplatz ist eine Wiese Schauplatz vieler Kämpfe gewesen und Lischoy's Gwelljus kommt auch schon kampfbereit herangeprescht. Gawan ringt seinen Gegner nieder, der aber die Unterwerfung verweigert. In der Kampfpause mustert er Lischoy's Pferd und erkennt Gringuljete wieder. Es kommt zu einem erneuten Kampf, wieder wird Lischoy's besiegt und will sich aus Liebe zu Orgeluse nicht ergeben, Gawan verschont ihn, weil auch er Orgeluse liebt.

GAWAN UND DER RITTERLICHE FÄHRMANN (543,30-552,30):

Nun kommt der Fährmann übergesetzt und tritt ans Ufer.

544,2f.:

er gienc unt truog ûf sîner hant

ein mûzersprinzeln al grâ.

(Er trat heran und trug einen Merlinterzel auf der Faust.)

544,3: *mûzersprinzelîn*

Es muß sich hier (vgl. a. Komm. zu 430,14 sowie Abb. 34 und 35) um einen Vogel handeln, der schon mindestens ein Jahr alt ist und daher bereits einmal gemausert hat. Sein Gefieder ist also ausgefärbt. Das Gefieder ist nach dieser ersten Mauser von einer besseren, d.h. stabileren Beschaffenheit, und so sind auch die Flugeigenschaften eines bereits gemauserten Falken besser - was natürlich auch seinen Wert erhöht; Batera, S. 49. Im Unterschied dazu gibt es noch den Rotfalken, d.h. einen Falken im Jugendkleid. Dies ist ein noch unvermausertes Falke im ersten Lebensjahr, in dessen Gefieder noch die rötlichgelben und rotbraunen Farbtöne überwiegen (lat. *saurus*; De arte, Kommentarband, S. 354, 356). Rotfalken sind schwächer und zarter, weshalb sie auch vorsichtiger behandelt werden müssen als bereits vermauserte Vögel; vgl. a. De arte I, S. 17f., 134 und II, S. 46. Übrigens werden alle Falkenarten in diesem Stadium vor der ersten Mauser als *Rotfalken* bezeichnet. Das ›graue‹ Gefieder der älteren Vögel entsteht, wenn die Rottöne im endgültigen Gefieder der Greife verschwinden und dann die oftmals grau-braunen, grauen und schieferfarbenen Töne überwiegen, besonders an Kopf, Rücken, Stoß (=Schwanz) und den Schwingen.

Plippalint trägt einen Beizvogel, und dies ist positiv zu werten. Er wird als Falkner präsentiert, sein Vogel ist aber nicht nur Accessoire, sondern trägt auch zur Tafel bei, indem er Lerchen fängt. Dazu paßt auch die durchgehend wohlwollende Darstellung durch Wolfram: er ist ritterlich, hilfsbereit, vollendet in höfischer Lebensart, und auch seine unkriegerische Art wird liebevoll gezeichnet, jedoch keinesfalls verurteilt.

Zu seinem Lehen gehört auch das Recht, das Roß desjenigen zu behalten, der auf der Wiese am Anleger eine Tjost verliert, den Ruhm des Gewinners soll er verkünden. Weitere Einkünfte hat er nicht.

544,11-16:

sus zinste man im blüemîn velt:

daz was sîn beste huoben gelt,

ode ob sîn mûzersprinzelîn

ein galandern lêrte pîn.

von anders nihtiu gienc sîn pfluoc:

daz dûht in urbor genuoc.

er was geborn von rîters art,

mit guoten zîhten wol bewart.

(So leistete man ihm Abgaben für die blumengeschmückte Wiese, das waren die besten Einkünfte aus seinen Hufen oder wenn sein Sprinzchen eine Kalandlerleche tötete. Von

nichts anderem hatte er Einkünfte, das erschien ihm genug Ertrag aus seinem Grundbesitz. Er war von ritterlicher Geburt und voller edlem Anstand.)

Der ritterlich geborene Plippalinot hat also zwei Einkunftsquellen: er darf das Pferd desjenigen einfordern, der auf der Blumenwiese am Fähranleger im Kampf unterliegt und sein kleiner Beizvogel fängt regelmäßig eine Lerche. Diese Beute ist allerdings nur eine Leckerei, denn satt wird man davon nicht. Es geht mehr um ein adliges Vergnügen.

544,14: *galander*

Hier (wie auch 550,29; 551,15 und 622,8) handelt es sich um die Kalanderlerche (*Melanocorypha calandra*), eine starengroße gedrungene Lerche mit kurzem Schwanz und sehr kräftigem Schnabel. Auffällig sind die dunklen Kropfseitenflecke und die Schwanz- und Flügelzeichnung: Kanten und Spitzen der sonst dunklen Steuerfedern und Schwingen sind weiß, besonders deutlich ist dieser Kontrast im Fluge. Die Oberseite des Gefieders ist graubraun, Kinn und Kehle weißlich, die Brust bräunlich getönt und etwas gesprenkelt. Schnabel und Füße sind gelblich gefärbt, die Augen dunkelbraun. Die Flügelspannweite beträgt zwischen 128 mm beim Männchen und 119 mm beim Weibchen, das Gewicht schwankt zwischen 60 und 70 g. Der Gesang, den schon Konrad von Megenberg hervorhebt (BUCH DER NATUR, S. 203f.), übertrifft den der Feldlerche noch an Lautstärke und Volumen.

Die Kalanderlerche ist rund um das Mittelmeer anzutreffen (nicht aber auf Kreta, Korsika und den Balearen), in der Provence, Süditalien und auf dem Balkan (nach Osten ist sie bis an den Ural, das Wolgatal und in die Krim nachgewiesen). In Mitteleuropa dagegen ist sie eine Ausnahmerecheinung. Sie bewohnt Trockensteppen und ähnliche Standorte wie Viehtriften und Getreidefelder; HVM 10/I, S. 84-97; Peterson/Mountfort/Hollom, S. 175, Tafel 56 und Karte 218; Naumann, S. 6-9 und Tafel 2, Fig.1 (vorderer Vogel = Abb. 37). Da dieser Vogel in Deutschland nicht heimisch ist, wurde auch sein Name aus dem frz. *calandre*, *chalandre* entlehnt; Tobler/Lommatzsch II, Sp. 174; DWb IV/I, Sp. 1155f.; Suolahti, S. 100f. Die Bedeutungsangabe ›Haubenlerche‹, die BMZ I, Sp. 457ab und Lexer I, Sp. 726 bieten (so auch Martin zu 544,14), ist falsch; vgl. a. Nellmann, Komm. zu 550,29. Auch die Nennung der Kalanderlerche (die bei Chrestien ebensowenig auftaucht wie der Merlin) ist ein Teil der höfischen Inszenierung Plippalinots durch Wolfram. Die Kalanderlerche ist ein exquisiter Vogel (noch Naumann, S. 9, lobt den Wohlgeschmack), der gebraten und mit einer Sauce serviert wird, dazu gibt es Weißbrot und grünen Salat (Portulak und Lattich) mit einer Vinaigrette (550,28-551,21): Ein leichter Imbiß, der mit allem höfischem Zeremoniell serviert wird. Dabei sitzt Gawan neben der Tochter des Gastgebers, die ihm auch vorschneidet, der Sohn des Hauses trägt den Salat auf. Ähnliches

findet sich auch bei Gawans Mahl mit Orgeluse (622,5-25): zwei gebratene Lerchen werden zusammen mit Wein und Weißbrot serviert. Während bei der ersten Mahlzeit Gawan als Gast der Familie mit größter Aufmerksamkeit bedient wird, ist die zweite Situation - das Mahl wird im Bug von Plippalinots Schiff eingenommen - öffentlich: Vor aller Augen nehmen Gawan und Orgeluse ihr Minnemahl ein. Damit ist Orgeluse auch wieder in die höfische Gesellschaft aufgenommen, aus der sie sich durch ihren Rachefeldzug gegen Gramoflanz ausgeschlossen hatte. Beiden Szenen ist das höfische Zeremoniell (die Bewirtung des Gastes, das öffentliche Mahl) gemeinsam, das noch durch die Speise, die Kalandlerlerche, betont wird. Hinzu kommt noch, daß diese Lerche von anderen Dichtern (Nachweise bei Weick, S. 259f.) benutzt wird, um angenehme und höfische Situationen und Orte (den *locus amoenus*) auszuschnücken. So ist es wohl kein Zufall, daß Wolfram dieses höfische Geflügel wählt, um eine höfische Situation zu charakterisieren und diesen Eindruck gegenüber Chrestien noch zu verstärken.

Am anderen Ufer kommt man zum Haus des Fährmannes, das sich mit dem des Königs Artus in Nantes messen lassen kann. Der Sohn des Hauses versorgt das Roß, die Tochter führt Gawan in eine Kemenate, die für ihn hergerichtet wird. Auch die Hausherrin kommt dazu und begrüßt den Gast, dann wird ein Imbiß gereicht: Kalandlerlerchen mit Sauce und ein gemischter Salat (550,28-551,2):

*nu hete daz sprinzelîn erflogn
des âbents drî galander:
die hiez er mit ein ander
Gâwân tragen alle drî,
und eine salsen derbî.*

(Am Abend hatte der Sprinz drei Kalandlerlerchen erbeutet, die ließ er [Plippalinot] alle Gawan servieren, dazu eine Sauce.)

Wolfram findet diese Kost etwas mager. Danach wird das Bett bereitet und man begibt sich zur Ruhe.

BUCH XI

ABSCHIED VOM FÄHRMANN (553,1-562,17):

Gawan schläft bis zum Morgengrauen und erblickt beim Erwachen die vielen Fenster der Kemenate. In eines setzte er sich, um die Morgenluft und den Ausblick auf die Burg zu genießen, die er schon an Abend zuvor bemerkt hatte. Gawan möchte wissen, was es mit den vielen Damen auf der Burg für eine Bewandnis hat, Bene und der Hausherr verweigern die Antwort und reagieren mit Tränen und Händeringen. Endlich gibt der Fährmann eine Antwort: Gawan ist in Terre marveile, die Burg heißt Schastel marveile und dort findet er das Lit marveile, die allergefährlichste Aventiure. Doch Gawan hat schon davon gehört (318,13-24) und will die Gelegenheit nutzen, kann auch dem Kampf nicht ausweichen, ohne als Feigling dazustehen. Also klärt ihn der Fährmann darüber auf, was ihn im Falle seines Sieges erwarten würde: Die Damen, Ritter und Knappen auf der Burg wären erlöst, er selber würde großen Ruhm erringen und wäre Landesherr. Gawan wird gewappnet und bekommt noch Instruktionen: Das Pferd muß er am Burgtor stehenlassen, der Palas wird menschenleer sein. In der Kemenate wird er das kostbare Lit marveile vorfinden, Schild und Schwert soll er aber keinesfalls aus den Händen legen.

GAWAN UND DAS LIT MARVEILE (562,18-573,24):

Seiner Quelle ganz genau folgend will Wolfram nun erzählen, wie es Gawan weiter ergeht. Am Burgtor trifft er einen Kaufmann, bei dem nur die Damen auf der Burg kaufen. Wenn Gawan die Aventiure besteht, dann soll ihm der gesamte Warenbestand des Kaufmannes gehören, der zu Recht annimmt, daß ihn der Fährmann Plippalinot (erst jetzt [564,4] erfährt man seinen Namen) hergeschickt hat. Der Kaufmann nimmt Gawans Roß und der betritt die Burg zu Fuß. Der große Saal im Palas ist reich ausgeschmückt und mit Liegen und Bänken möbliert. Gawan entdeckt die offenstehende Tür zur Kemenate und tritt ein: Dort steht auf einem spiegelglatten und glänzenden Boden das Lit marveile auf vier Rädern aus Rubin. Gawan schafft es, mit einem großen Sprung genau auf der Mitte des Bettes zu landen. Dieses saust daraufhin rasend schnell in der Kemenate umher und rammt dabei die Wände mit Getöse. Gawan zieht den Schild über sich, das Bett bleibt stehen und fünfhundert Schleudern überschütten ihn mit harten runden Kieselsteinen, es folgt ein Beschuß mit fünfhundert Armbrüsten. Trotz Rüstung und Schild trägt Gawan Prellungen und Schnitte davon. Dann öffnet sich eine Tür und ein ungeschlachter Riesenkerl mit Keule tritt hervor, um weitere Gefahren anzukündigen. Durch dieselbe Tür

springt ein Löwe heraus, groß wie ein Roß, der Gawan sofort angreift. Nach einem erbitterten Kampf kann er dem Tier schließlich das Schwert in die Brust stoßen. Benommen von den vielen Geschossen und geschwächt vom Blutverlust sinkt er ohnmächtig über dem toten Löwen zusammen.

GAWAN UND DIE ALTE KÖNIGIN ARNIVE (573,25-583,30):

Aus einem Versteck heraus blicken die Damen in die Kemenate und entdecken den leblosen Ritter, selbst die alte Königin Arnive befürchtet seinen Tod. Zwei ihrer jungen Damen sollen hinuntergehen, um nach Gawan zu sehen. Eine löst Helm und *fintâle* und erkennt, daß er noch atmet, sofort flößt sie Gawan etwas Wasser ein, bis er wieder zu sich kommt. Er hat einen solchen Ruhm erkämpft, daß er sich noch im Alter daran wird erfreuen können. Arnive versorgt seine Wunden - über fünfzig sind es. Die Salbe hat sie von Cundrie erhalten, es ist dieselbe, die Anfortas am Leben erhält. Am Abend erwacht Gawan hungrig und durstig. Sofort wird ein Mahl gebracht und er ißt mit gutem Appetit, bedient von vielen schönen jungen Damen. Die versammelte Schönheit erweckt seine Sehnsucht nach Orgeluse - keine Frau ist ihm jemals so nahegegangen. Als Gawan sein Mahl beendet hat, ziehen sich die Damen zurück und er legt sich wieder zum Schlafen nieder.

BUCH XII

GAWAN NACH DEM KAMPF (583,1-595,28):

Gawan schläft tief und fest, denn seine Mühen waren größer als die aller bekannten Helden, größer aber noch sind die Qualen, die Orgeluse verursachte, als sie in sein Herz eindrang. Ein solches Wunder kann nur Frau Minne vollbringen, denn wie sonst kann eine ausgewachsene Frau in einem so beengten Raum Platz finden? Sie möchte gnädig mit dem Verwundeten sein, dessen Liebesqualen sind schlimmer als die Schmerzen durch die Verwundungen.

Bei Tagesanbruch erwacht Gawan und kleidet sich an, geht herum und gelang in den Palas, an dessen einer Seite eine schmale Treppe hinauf zum Dach in ein *warthûs* führt, wo eine dicke glänzende Säule steht. Gawan entdeckt, daß er das Umland und alles, was sich dort bewegt, in der Säule beobachten kann. Zusammen mit ihrer Tochter Sangive und den Enkelinnen Itonje und Cundrie kommt Arnive ebenfalls hinauf. Sie erklärt, was es mit der Säule auf sich hat: Der Edelstein leuchtet bei Tag und Nacht sechs Meilen weit ins Land, ist unzerstörbar und wurde der Königin Secundille von Thabronit fortgenommen.

592,9-12:

*ez sî vogel oder tier,
der gast unt der forehtier,
die vremen unt die kunden,
die hât man drinne funden.*

(Sei es Vogel oder Tier, Fremder oder Einheimischer, Unbekannte oder Bekannte, alle konnte man darin sehen.)

592,10: *forehtier*

Hier ist nicht der Förster (also ein *forestarius* oder Forstbeamter) gemeint, sondern vielmehr der reiche Waldbesitzer als ein Alteingesessener im Gegensatz zum Fremden, dem *gast*; vgl. a. Nellmann, Komm. z. St. Entsprechend wird auch *vorhtier* (Wh. 379,25) gebraucht, um den reichen Tedalun zu charakterisieren, der das Forstrecht über den Wald von Lignaloe innehat; vgl. Vorderstemann, S. 357f. Die Einträge in BMZ III, Sp. 384ab (*forehtier* = *forestarius*, also der Beamte, der die Rechte des Forstinhabers wahrt, so Pz. 592,10 und Wh. 375,24; 379,25 und 389,28), Lexer III, Sp. 480 (mit der gleichen Bedeutung *forestarius*) und DWb IV, I, 1, Sp. 5 (mit der Bedeutung ›Förster‹)

vermitteln nicht die Bedeutung ›Forstinhaber‹, jedoch könnte auch ein *forestarius* ein Alteingesessener sein, der zum Forst gehört und mit ihm vergeben wird. Anders und eher nicht zutreffend dagegen Martin z. St., der hier tatsächlich an den Förster/Waldwirt denkt - wegen der dichten Wälder, die Schastel marveile umgeben, Bartsch/Marti, Komm. z. St., gehen ebenso unzutreffend von einem Synonym zu *gast* aus.

In diesem Moment sieht Gawan in der Säule einen gewappneten Ritter und eine schöne Dame reiten. Als er sich umdreht, sieht er tatsächlich Orgeluse und einen Ritter (der *turkoyte* - eine Art Leibgardist) auf dem Weg zum Anlegeplatz. Auf dem Kampf mit diesem oftmals siegreichen Ritter sollte Gawan wegen seiner Wunden verzichten, doch er versteht sich schon als Landesherr und fürchtet den Ehrverlust. Also läßt er sich Rüstung und Roß bringen und verläßt ganz unauffällig die Burg.

GAWAN BESIEGT DEN *TURKOYTEN* (595,29-600,16):

Von Plippalinot läßt er sich übersetzen. Sein Gegner erklärt, nur mit Lanzen kämpfen zu wollen, wird er abgeworfen, ergibt er sich, das Pferd des Verlierers fällt an den Fährmann. Mit dem ersten Lanzenstoß befördert Gawan seinen Gegner ins Gras. Der Sieg fordert Orgeluse zu weiteren Sticheleien heraus: Das Lit marveile war gar keine Herausforderung. Unbeeindruckt davon bietet er der Herzogin weiter seine Dienste an - sie will zulassen, daß er in ihrer Nähe reitet und weiteren Ruhm erkämpft. Die beiden brechen auf, beklagt von den vierhundert Damen auf der Burg.

BEGEGNUNG MIT GRAMOFLANZ (600,17-611,6):

Orgeluse stellt ihm eine Aufgabe: Er soll ihr einen Kranz von einem ganz bestimmten Baum pflücken, dann darf er ihre Liebe fordern. Dieses Reis will Gawan auch um den Preis seines Lebens beschaffen. Gawan will die Gefährliche Schlucht - *Ligweiz prelljus*, auf deren anderer Seite der besondere Baum steht - im Galoppsprung überwinden, doch der gerät zu kurz, Roß und Reiter stürzen hinunter in den schnellfließenden Strom Sabbins. Sie treiben ab, Gawan kann sich an einem Ast aus dem Wasser ziehen und an einem flachen Uferstück gelangt auch Gringuljete mit seiner Hilfe an Land. Gawan bricht den Zweig und setzt ihn sich als Kranz auf den Helm. Da kommt ein schöner Ritter, König Gramoflanz, auf ihn zu. Jedoch unterbleibt der Kampf, denn der König kämpft nur mit zwei oder mehr Gegnern, ist heute nicht gerüstet und deshalb will auch Gawan nicht kämpfen.

605,3-21:

doch fuort der degen mære
*einen **mûzersperwære**:*
der stuont ûf sîner clâren hant.
Itonjê het in im gesant,
Gâwâns süeziu swester.
phæwîn von Sinzester
ein huot ûf sîme houbte was.
von samît grüene als ein gras
der küneec ein mantel fuorte,
daz vaste ûf d'erden ruorte
iewederthalb die orte sîn:
diu veder was lieht hârmîn.
niht ze grôz, doch starc genuoc
was ein pfârt daz den küneec truoc,
an pfârdes schæne niht betrogn,
von Tenemarken dar gezogen
oder brâht ûf dem mer.
der küneec reit ân alle wer:
wander fuorte swertes niht.

(Der berühmte Held trug einen gemauserten Sperber, der auf seiner schönen Hand stand. Den hatte ihm Itonje gesandt, Gawans liebliche Schwester. Auf dem Haupt trug er einen Hut aus Winchester mit Pfauenfedern. Der König trug einen langen Mantel aus grasgrünem *samît* mit Hermelinverbrämung, dessen Saum an beiden Seiten bis auf die Erde reichte. Das Pferd, das den König trug, war nicht allzu groß, doch sehr stark und von schönem Wuchs. Von Dänemark war es über Land oder über das Meer hergebracht worden. Der König ritt unbewaffnet, denn er trug kein Schwert.)

605,4: mûzersperwære

Gramoflanz trägt einen gemauserten Sperber, der also mindestens ein Jahr alt sein muß und damit durchaus geeignet für die Beizjagd; vgl. a. Komm. zu 163,9 sowie Abb. 12 und 13 und Dalby, S. 155f. Zugleich ist der Sperber aber auch ein Symbol für Schönheit, der als Preis an die schönste Dame verliehen wird (vgl. Komm. zu 135,11) und daher ein angemessenes Geschenk zwischen Liebenden. Da der Sperber kleiner ist als ein Falke, wird er als ein ›Damenvogel‹ (Dalby, S. 213; Fietze, S. 59-61, 91-94) angesehen und ist auch aus diesem Grund ein passendes Geschenk, das von einer Dame gegeben wird. Dies ist aber vielleicht auch ein Hinweis darauf, daß sich Itonje als

Falknerin betätigt und den von ihr verschenkten Sperber selber abgetragen hat; Borchert, S. 84, gibt weitere Beispiele. Daß adlige Damen aktiv die Beizjagd betrieben, ist im Mittelalter nicht ungewöhnlich und gesellschaftlich akzeptiert, denn diese Form der adeligen Repräsentation war bei beiden Geschlechtern beliebt. Angehörige des Hochadels sind als Beizjägerinnen namentlich bekannt (Fietze, S. 70f.) und müssen zumindest Grundkenntnisse der Falknerei besessen haben, um den Beizvogel bei der Jagd angemessen einsetzen zu können.

Henri de Ferrières (ROY MODUS, Kap. 116, S. 227) empfiehlt den Sperber besonders als Beizvogel für Damen, denn er bringt seine Beute, z. B. eine Lerche, direkt auf die Faust seiner Herrin (*mestrece*) und nennt solche Sperber Damensperber (*espreviers a dames*). Gace de la Buigne (LIVRE DES DEDUIS 10407-10413) nennt auch diejenigen, die die Beizjagd ausüben:

*Car les roïnes, les princesses,
Les ducesses [et] les contesses
Et aussi toutes autres femmes
Qui sont damoiselles et damez
Püent du gre de leur seigneur
L'esprevier porter par honneur
Et en avoir le bon deduit.*

(Denn Königinnen, Prinzessinnen, Herzoginnen, Gräfinnen und auch all die anderen Frauen, die Fräuleins und Damen [d.h. adlig] sind, können zum Gefallen ihres Herren den Sperber mit Ehre tragen und eine gute Jagd haben.)

Übrigens herrscht auch eine angenehme gesellschaftliche Atmosphäre, wenn Damen und Herren gemeinsam mit ihren Sperbern beizen (vgl. 10319-10344).

Auch hier ist der Beizvogel ein lobendes und positives Attribut, dessen Wert noch durch seine Funktion als Minnegeschenk erhöht wird (722,19). Zudem kontrastiert dieses Bild mit demjenigen, das Orgeluse von Gramoflanz gezeichnet hat, denn ihr kann derjenige, der Cidegast getötet hat, nur verabscheuungswürdig sein; vgl. a. Lewis, S. 100. Zusätzlich ist der Beizvogel auch ein Zeichen seiner momentanen Friedfertigkeit, denn wer in den Kampf zieht, läßt seinen Beizvogel fliegen. So wird es im altenglischen Gedicht THE BATTLE OF MALDON geschildert: *he let him þa of handon leofne fleogan / hafoc wið þæs holtes and to þære hilde stop. / be þam mihte oncnawan þæt se cniht nolde / wacian æt þam wige þa he to wæpnum feng* (7-10) - hier läßt ein junger Adliger, Verwandter des Offa, seinen geliebten Habicht zurück in den Wald fliegen, um dann die Waffen zu ergreifen und tapfer in den Kampf gegen die Dänen zu ziehen. Eine ähnliche Situation beschreibt Wolfram auch Wh. 197,19-21: Der König reitet bei der großen

Heerschau vor Munleun seinen Fürsten entgegen und begrüßt jeden einzelnen. Dabei trägt er den Falken auf der Faust (197,19), die Situation ist noch friedlich. Überhaupt ist die Beizjagd eine Beschäftigung für Friedenszeiten; Abeele, S. 54.¹

Zusätzlich tritt hier zum Motiv des Gewässers, das der Held überschreiten muß, um in einen neuen Lebensabschnitt einzutreten (vgl. a. Komm. zu 225,13) das Motiv vom Kampf an der Furt; vgl. a. S. 244. Dies wurde schon 537,1-539,24 (Gawan besiegt Lischoy's Gwelljus, bevor er den Fluß überqueren kann) und 597,16-598,15 (als neuer Landesherr besiegt Gawan den *turkoyten* Florant) angeschlagen. Hier ist Gawan der Eindringling und Gramoflanz muß seine Landesgrenze verteidigen.

605,15f.: *niht ze grôz, ... daz den küene truoc,*

Gramoflanz hat das richtige Pferd zur Jagd gewählt, es ist klein und wendig und doch sehr ansehnlich - ist es mit den heutigen Norwegern oder Fjordpferden in Größe und Aussehen vergleichbar? Ein norwegisches Pferd, *son cheval norois* (2648), besteigt Perceval, als er in dem Kampf mit Clamadeu reitet. Dabei handelt es sich um einen Vorläufer der heutigen Fjordpferde, genügsamer und ausdauernder als die größeren Schlachtrösser (*kastelân*; Pz. 121,24; 210,6; 357,21) und daher eher als Reisepferd benutzt; vgl. Olef-Krafft zu Pc. 2648. Allerdings ist seine Kleidung - langer leuchtendgrüner Mantel, kostbarer Hut - für die Jagd nicht geeignet; vgl. Komm. zu 399,30. Es sieht eher so aus, als ob er spazierenreitet und dabei seinen Sperber ausführt. Tatsächlich erscheint er als Minneritter; das Autorbild ›Ulrich von Gutenberg‹ im Codex Manesse (= Abb. 38) kann als Illustration dieser Szene dienen. Nellmann, Komm. zu 605,12, sieht hier, daß »ein sehr eitler Mann portraitiert werden« soll, und tatsächlich erscheint Gramoflanz im weiteren Verlauf der Handlung als ein König, der den Pomp und das große Zeremoniell liebt und pflegt; vgl. z.B. 683,11-23 und 687,1-688,3. Sein Waffenschmuck ist kostbar ohne Beispiel, er tritt mit prächtigem Gefolge und schön gekleidet auf.

Bei Chrestien hingegen erscheint die Szene bescheidener (8536-8540): Gauvain reitet gemächlich dahin, nachdem er den Fluß durchquert hat, als er einen einzelnen Ritter (Guiromelant) mit einem Sperber sieht, der über die Ebene reitet. Er wird von zwei *chienés a oisiæx* (8539) begleitet, Jagdhunden bzw. Vogelhunden für die Beizjagd (vgl.

¹ Das läßt sich auch anhand des Bildteppichs von Bayeux nachvollziehen: Earl Harold reist nach einer Unterredung mit König Edward in die Normandie. Sowohl auf dem Weg zu seinem Wohnsitz Bosham als auch auf der Überfahrt führt er Jagdhunde und Beizvögel mit sich. Auch als er von Graf Guy von Ponthieu festgesetzt wird, trägt er den Vogel aus der Faust, genauso auf der Weiterreise zu Herzog Wilhelm. Diese Darstellungen verschwinden, als das Geschehen zunehmend kriegerischer wird (vgl. David M. Wilson, *The Bayeux Tapestry*, London 1985, Tafel 2, 4, 8, 9 und 14 und Kommentar S. 174f., 176f., 178f.).

a. Dalby, S. 16f. [*beiz-hunt*] und S. 75f. [*habech-wint*]), die Schönheit des Ritters ist außergewöhnlich. Im Vergleich zu Wolframs Gramoflanz erscheint Chrestiens Guiromelant besser gerüstet für seine Beizjagd: Das Terrain am Flußufer ist passend und mit zwei für die Beizjagd ausgebildeten Jagdhunden hat er zwei tüchtige Helfer; vgl. a. Komm. zu 400,19-21.

Beiden Figuren gemeinsam ist aber ihr kompliziertes Liebesleben: Der Bruder der geliebten Dame wird glühend gehaßt, denn Gauvains/Gawans Vater hat den Vater von Guiromelant/Gramoflanz umgebracht. Dieses Dilemma bleibt handlungsbedingt erhalten, auch wenn Wolfram einige Details in der Schilderung Gramoflanz' breiter ausmalt - die unzweckmäßige Pracht der Erscheinung wird betont, die Jagdhunde sind dafür verschwunden. Vielleicht wird dadurch die Unvereinbarkeit seiner Wünsche betont, denn wie kann er gleichzeitig daran denken, Itonje zu gewinnen und sich an Gawan zu rächen? Liebe und Pflicht sind im Konflikt (vgl. a. S. 243-246).

Gramoflanz erklärt, warum Orgeluse ihn so haßt: Im Kampf hat er ihren Liebsten Cidegast und drei weitere Ritter getötet, warb selber ein Jahr vergeblich um ihre Liebe. Zugleich bittet er Gawan als neuen Herren von Terre marveile um Hilfe: Gawan möchte ihn bei seiner Werbung um Itonje, König Lots Tochter unterstützen. Gawan willigt ein und fragt nach dem Namen von Itonjes Verehrer, der König nennt seinen Namen mit dem Hinweis, daß Gawans Vater Lot seinen Vater Irot getötet hat. Aus diesem Grund will er auch nur mit Gawan allein kämpfen. Gawan weist auf die Unvereinbarkeit seiner Liebe zu Itonje mit seinem Rachedurst hin, nennt nun auch seinen Namen und will für die Tat seines Vaters eintreten. Gramoflanz willigt ein und die Modalitäten des Zweikampfes werden festgelegt: In sechzehn Tagen sollen sich die Gegner mit einem großen Gefolge von schönen Damen auf der Ebene von Joflanze eintreffen, auch König Artus soll mit seinem Hof dazustoßen. Beide geben ihr Ehrenwort darauf.

DIE VERSÖHNUNG MIT ORGELUSE (611,7-626,30):

Gawan springt wieder über die Schlucht, da eilt die Herzogin auf ihn zu und wirft sich ihm zu Füßen. Von Herzen bedauert sie die Mühsal, die er ihretwegen auf sich genommen hat. Dieser Sinneswandel erfreut Gawan und er hofft, daß sie es ehrlich meint, denn wer die Ritterschaft richtig lebt, sollte doch vor Spott geschützt sein. Den will er nicht mehr hinnehmen und eher auf ihre Liebe verzichten.

Weinend erzählt Orgeluse von ihrem großen Leid: Ihre große Liebe Cidegast wurde von Gramoflanz getötet, als er ebenfalls ein Reis von dem Baum brechen wollte. Mit ihren verletzenden Reden wollte sie herausfinden, ob Gawan ihrer Liebe würdig wäre,

Gramoflanz will sie aber immer noch zur Rechenschaft ziehen. Gawan will den Kampf immer noch austragen, er verzeiht Orgeluse und bittet sie, ihn zu erhören. Auf dem Weg zurück nach Schastel marveile ist er übergücklich, sie erzählt weiter: Um sich an Gramoflanz zu rächen zu können, nahm sie den Minnedienst des Königs Anfortas an. In ihrem Dienst erlitt er seine schwere Verwundung, sie aber gibt sich die Schuld an Cidegasts Tod und Anfortas' Qualen - wie kann sie da bei Sinnen und Verstand bleiben?

622,8-13:

*zwêne gebrâten galander,
mit wîn ein glêsin barel
unt zwei blankiu wastel
diu süeze maget dar nâher truoc
ûf einer tweheln wîz genuoc.
die spîse ervloug ein sprinzelîn.*

(Zwei gebratene Lerchen, dazu zwei gläserne Pokale mit Wein und zwei helle Fladenbrote trug das schöne Mädchen auf einer weißen Serviette herbei. Diese Speise hatte ein [Merlin]terzel erbeutet.)

Wieder hat der kleine Beizvogel (*sprinzelîn* deutet auf einen kleineren Vogel hin als es der Sprinz, der männliche Sperber ist, somit kann eigentlich nur ein Merlinterzel gemeint sein) Kalandlerlerchen geschlagen, diesmal nur zwei, die dem versöhnten Liebespaar zum Abendimbiß gereicht werden. Mit diesem gemeinsamen Mahl machen Gawan und Orgeluse ihre Versöhnung öffentlich, gleichzeitig ist Orgeluse auch wieder in die höfische Gesellschaft integriert, denn durch die unrechte Minne zu Anfortas wurde sie zur Außenseiterin, Clinschor ähnlich, der sich nach seiner Versehrung aus der höfischen Gesellschaft ausgeschlossen hatte und sie mit Haß verfolgte. Jetzt reicht sie Gawan den Pokal, aus dem sie gerade selbst getrunken hat, als Zeichen ihrer Gunst (622,22-25), »die neue Sitte des paarweisen Speisens schuf einen Zusammenhang zwischen höfischer Mahlzeit und höfischer Liebe«; Bumke, Höfische Kultur I, S. 256; Weick, S. 257; vgl. a. Komm. zu 430,14 (*mûzersprinzelîn*) und 550,29 (*galander*).

Diesem Mahl können die Damen von der Burg aus zusehen, während die Ritter am anderen Ufer ihr Können im Buhurt zeigen. Gawan schreibt er einen Brief, in dem er König Artus bittet, in sechzehn Tagen mit allen Rittern und Damen nach Joflanze zu kommen, wo er selber im Kampf seine Ehre verteidigen wird. Der Bote soll der Königin den Brief früh am Morgen überreichen. Der Knappe bricht auf und läßt sich auch nicht von der neugierigen Arnive aushorchen.

BUCH XIII

GAWAN UND ORGELUSE WERDEN EIN PAAR (627,1-644,11):

Arnive versucht nun, Orgeluse auszuhorchen, aber auch sie ist verschwiegen. Gawan und seine Gäste Lischoys und Florant gehen in den Palas zu den versammelten Damen und Rittern. Dort setzt Gawan sich zu seiner Schwester Itonje, die seine Fragen mit außergewöhnlicher Besonnenheit beantwortet. Von der Liebe weiß sie nichts und um ihre Liebe hat auch noch nie ein Ritter gedient. Gawan erzählt mehr von Gramoflanz: Er dient um Itonjes Liebe und bittet um ihre Gunst. Dann überreicht er ihr den Ring, den ihm Gramoflanz gegeben hatte. Itonje erkennt den Ring sofort, will aber nicht an Gramoflanz' Liebesleid schuld sein, denn in Gedanken hat sie ihm schon alles gewährt und würde dies auch zeigen, wenn sie aus der Burg herauskäme. Gawan verspricht seine Hilfe und möchte der Bote zwischen den beiden sein.

Im Palas sehen sich Ritter und Damen zum ersten Mal - bisher hatte Clinschors Macht dies verhindert. Nach dem Essen wird getanzt und geplaudert und man kommt sich näher. Dann ziehen alle sich zur Nachtruhe zurück und endlich sind auch Gawan und Orgeluse allein.

GAWANS BOTSCHAFT ERREICHT DEN ARTUSHOF (644,12-652,25):

Inzwischen hat der Knappe den Artushof erreicht und trifft am frühen Morgen die Königin bei ihrer Andacht in der Kapelle an. Er überreicht Gawans Brief, dessen Absender sie sofort an der Schrift errät. Gerne will sie seine Bitte erfüllen und mit ihren Damen zum vereinbarten Termin nach Joflanze kommen. Dann weist sie den Knappen an, zu warten, bis der Hof vollständig versammelt ist und sofort zu Artus zu eilen, um den Brief zu übergeben. Der König wird dann alles tun, worum ihn Gawan bittet. Auf ihre Frage nach Gawans Aufenthaltsort verweigert aber auch hier der Knappe die Antwort. Artus heißt den Knappen willkommen und ist erfreut über die Nachricht von Gawan.¹ Der König verspricht, Gawans Bitte zu erfüllen, auch die anwesenden Herren raten zu. So soll der Bote ausrichten, daß König und Königin völlig zu Gawans Verfügung stehen.

¹ An dieser Stelle (649,1-9) bricht Chrestiens Roman ab (9234), dort trifft der Knappe Artus in tiefster Verzweiflung und Ohnmacht an, der gesamte Hof betrauert Gawans Verlust.

ANKUNFT DER HEERE VOR SCHASTEL MARVEILE (652,26-678,30):

Bei seiner Ankunft wird der Bote von Arnive abgefangen, schweigt aber eisern und richtet nur seinem Herrn die Nachricht aus: Artus wird pünktlich erscheinen.

An einem Morgen sitzen Gawan und Arnive in einem Fenster des Palas. Arnive erzählt, wie und warum Clinschor dieses Wunderwerk erschaffen hat: Der ruhmreiche Herzog Clinschor stammt aus Capua in Italien, dann stürzt ihn die Liebe zu einer verheirateten Frau ins Unglück. Er dient um die Minne der Königin Iblis von Sizilien, die ihn schließlich erhörte. Das Paar wurde von ihrem Gatten Ibert überrascht, der den Liebhaber seiner Frau mit eigener Hand entmannte (große Heiterkeit bei Gawan). Daraufhin vervollkommnete Clinschor seine Zauberkünste und tat alles, um Männern und Frauen ihr Liebesglück unmöglich zu machen. Gramoflanz' Vater Irot kaufte sich mit diesem Berg und acht Meilen Land im Umkreis frei. Nun ist Gawan hier Herr und Clinschor wird ihn nicht mehr behelligen, die Gefangenen kann er in ihre Heimat entlassen.

Am selben Tag kommt Artus mit einem prachtvollen Aufmarsch heran und das Heer schlägt am anderen Flußufer sein Lager auf, während man auf der Burg rätselt, wessen Heer das sein könnte. Nun bereitet auch Gawan seine Reise zum Gerichtskampf vor und stattet dafür sein Gefolge reich aus, besetzt auch die vier Hofämter. Am nächsten Tag ziehen beide Herre auf die Ebene von Joflanze, wo die Lager aufgeschlagen werden. Als Gawan aus der Burg kommt, wird er mit seinem Gefolge von Artus und Ginover aufs herzlichste begrüßt. Dann stellt ihm Gawan seine Verwandten vor: Arnive, Artus' Mutter, Sangive, seine Schwester, Itonje und Cundrie, seine Nichten sowie Orgeluse, dann bezieht Gawan sein Zelt. Am nächsten Morgen trifft auch das Heer der Herzogin ein und lagert ebenfalls auf der Ebene; nun werden auch Boten zu Gramoflanz geschickt, um ihn davon zu unterrichten, daß alles für den Zweikampf bereit ist. Gawan geht heimlich in die Waffenkammer und legt seine Rüstung an, um zu prüfen, ob die Wunden gut verheilt sind. Er will sich etwas Bewegung verschaffen und läßt Gringuljete satteln. Allein reitet er zum Fluß Sabbins. Dort trifft er auf einen einzelnen Ritter, der ebenfalls am Fluß anhält und von dem es heißt: *an den rehten stam diz mære ist komn* (678,30).

BUCH XIV

KAMPF ZWISCHEN PARZIVAL UND GAWAN (679,1-702,30):

Der Ritter mit roter Rüstung trägt auf dem Helm als Kranz ein Reis von Gramoflanz' Baum, so daß Gawan davon ausgehen muß, hier den König selbst vor sich zu haben. Ohne weiteres beginnt der Kampf.

Inzwischen haben Artus' Boten Gramoflanz' Heerlager vor Rosche Sabbins erreicht, wo alles im Aufbruch begriffen ist. Die Boten richten ihre Nachricht aus und betonen Gawans Unschuld. Gramoflanz aber besteht auf dem Zweikampf, mit dem er Itonje dienen will, und bricht auf, unter einem seidenen Baldachin reitend. Artus' Boten passieren auf dem Rückweg die kämpfenden Ritter, der Rote Ritter hat die Überhand. Entsetzt rufen die Boten Gawans Namen, worauf der Rote Ritter sein Schwert fortwirft und sich weinend selbst verflucht. Gawan fragt nach dem Namen des Unbekannten: Es ist Parzival! Auch Gramoflanz kommt dazu, erfährt von dem gerade beendeten Kampf und will seinen Kampf auf den nächsten Tag verschieben. Parzivals Angebot, für Gawan einzuspringen, lehnt er ab. Dann reitet man zurück zum Heer, Parzival wird den vier Königinnen und der Herzogin vorgestellt, denn es sind ja Verwandte. Parzival wird wieder in die Tafelrunde aufgenommen, Gawan lehnt nochmals Parzivals Angebot ab, für ihn zu kämpfen.

KAMPF ZWISCHEN PARZIVAL UND GRAMOFLANZ (703,1-722,30):

Früh am nächsten Morgen reitet Gramoflanz zum Kampfplatz, auch Parzival hat sich aus dem Lager geschlichen und sofort beginnen sie den Kampf. Gawan reitet erst um die Mittagszeit zum Kampfplatz, von wo man schon das Klirren der Schwerter hört und Gramoflanz hart bedrängt wird. Man schaut dem Schwertkampf zu Fuß zu und Gramoflanz ist schließlich bereit, Parzival den Sieg zuzuerkennen. Nun will Gawan seinerseits den Kampf mit dem König auf den nächsten Tag verschieben und Gramoflanz willigt ein.

Unterdessen hat Itonje erfahren, daß der Bruder und der Liebste sich am nächsten Tag schlagen werden und kann endlich über ihren Zwiespalt sprechen. Jetzt läßt Arnive ihren Sohn Artus die Angelegenheit regeln. Als man zusammensitzt, kommen Gramoflanz' Boten mit Ring und Brief. Artus erkennt sofort, daß Gramoflanz Itonje aufrichtig liebt, und will dafür sorgen, daß die Liebesqualen der beiden ein Ende haben und auch den Kampf verhindern. Dazu lädt er den König mit einem angemessenen Gefolge für den

selben Tag in sein Lager ein, verspricht ihm sicheres Geleit und will ihm seinen Neffen Beacurs entgeschicken. Gramoflanz macht sich mit drei Fürsten seines Landes und weiterem Gefolge auf den Weg.

721,15-28:

*welch der rîter kleider möhten sîn?
pfellel, der vil liehten schîn
gap von des goldes swære.
des küneges **valkenære**
mit im dan durch peizen ritn.
nu het ouch Artûs niht vermitn,
Bêâkurs den lieht gevar
sand er ze halbem wege aldar
dem künege zeime geleite.
über des gevildes breite,
ez wære tîch ode bach,
swâ er die passâschen sach,
dâ reit der küneec peizen her,
und mêre durch der minne ger.*

(Was für Kleider die Ritter wohl trugen? Seide, die durch das schwere Gold hell leuchtete. Die Falkner des Königs ritten mit ihm los, um zu beizen. Artus hatte es auch nicht versäumt, ihm den schönen Beacurs auf dem halben Weg entgegenzuschicken, um ihn zu geleiten. Über das weite Gefilde, durch die Furten von Teich und Bach ritt der König zur Beizjagd und noch mehr wegen seines Liebesverlangens.)

721,18: *valkenære*

Zum prächtigen Zug des Königs Gramoflanz gehören auch seine Falkner, die ausdrücklich erwähnt und damit vom übrigen Gefolge abgehoben werden. Als Statussymbole sind sie, wie auch Jäger, unerlässlich bei der Zurschaustellung von Macht und Reichtum (vgl. a. 281,23: auch König Artus nimmt seine Falkner mit auf Reisen). Eine weitere Funktion haben sie hier aber nicht, denn dem König steht der Sinn nicht so sehr nach der Jagd als vielmehr nach der schönen Itonje, der er entgegenreitet. Man bewegt sich zwar im richtigen Gelände nahe am Wasser, aber Gramoflanz und seine adligen Begleiter tragen Gewänder aus golddurchwirkter Seide - nicht die passende Ausrüstung für eine ernsthaft betriebene Beizjagd, die Zweitrangigkeit der Beizjagd in dieser Situation wird dadurch noch betont. Im Vordergrund steht standesgemäßes Auftreten und das Liebeswerben, den König treibt zuerst *der minne ger* (721,28) an.

Der schöne Beacurs kommt dem König mit einer Begleitung junger Adliger entgegen, beeindruckt von seiner Schönheit ist Gramoflanz sicher, Itonje an der Ähnlichkeit mit ihrem Bruder sofort zu erkennen. Gerührt erinnert er sich an ihre Geschenke, den Hut aus Winchester und den Sperber (722,17-19), hofft auf ihre Gunst.

ALLGEMEINE VERSÖHNUNG (723,1-733,30):

Unterdessen hat Artus bei Orgeluse Frieden für Gramoflanz erreicht, sie verzichtet auf die Rache für Cidegast. Als Gramoflanz mit seinem Gefolge das Zelt der Königin Ginover erreicht, werden sie hereingeführt und gleich erkennt er Itonje. Beide bringen kein Wort hervor, nur ihre Tränen und beider Blicke sprechen. Artus und Gramoflanz' Onkel Brandelidelin finden eine Lösung für den Konflikt, denn beide wollen den Kampf verhindern. So soll Itonje von Gramoflanz verlangen, um ihretwillen auf den Kampf zu verzichten, dafür soll Artus für den König die Huld der Herzogin Orgeluse erwirken. Dies geschieht dadurch, daß Gawan aus Liebe zu Orgeluse auf den Kampf verzichtet, dafür gewährt sie Gramoflanz Frieden, wenn dieser den verstorbenen König Lot nicht mehr der heimtückischen Tötung König Irots bezichtigt. Aus Liebe zu Itonje geht Gramoflanz ohne weiteren Widerstand auf alles ein, es folgt eine allgemeine Versöhnung. Itonje wird mit Gramoflanz vermählt, Cundrie mit Lischoy und Sangive mit Florant, dazu verbindet Artus die Eheschließungen mit reichen Geschenken: *Artûs was frouwen milte* (730,11). Auch Orgeluse macht nun ihre Verbindung mit Gawan öffentlich.

Das allgemeine Ehe- und Liebesglück läßt auch Parzival wieder an Condwiramurs denken, die er sehr vermißt. In seinem Kummer fühlt er sich fehl am Platze und flieht die Freude. Er legt seine Rüstung an, sattelt sein Roß, Schild und Lanze sind auch zur Hand und reitet im Morgengrauen davon.

BUCH XV

PARZIVAL KÄMPFT MIT SEINEM BRUDER FEIREFIZ (734,1-754,28):

Wolfram will nun die verschiedenen Stränge seiner Erzählung zusammenführen:

Nachdem Parzival sich aus dem Heerlager geschlichen hat, reitet er durch eine unbebaute Gegend zu einem großen *wald* (735,6). Dort trifft er auf einen Fremden, einen Heiden, in überaus prächtiger Rüstung. Der hat mit seinem Heer in einer Bucht nahe dem *fôreht* (736,27) geankert und war auf der Suche nach Aventiuren in diesen *fôreht* (737,9) geritten.

736,25-27 *der selbe werlîche knabe*
 het in einer wilden habe
 *zem **fôreht** geankert ûf dem mer.*

(Dieser kriegerische junge Mann hatte in einem wilden Hafen nahe dem Forst geankert.)

737,7-9 *och reit nâch âventiure*
 von sîme her dirre eine man
 *durch paneken in daz **fôreht**.*

(Auch ritt wegen der *aventiure* dieser eine Mann fort von seinem Heer zur Erholung in den Forst.)

736,27 und **737,9**: *fôreht*

Parzival und Feirefiz treffen in einem *fôreht* (der Name *Læprisîn* wird erst 821,12 genannt) aufeinander, doch wird das Gebiet auch als *walt* (735,6 und 747,16) bezeichnet. Vielleicht ist es aber mit *fôreht* zutreffender bezeichnet, denn man befindet sich noch in der Sechsmilenzone, die mit Hilfe der Spiegelsäule von Schastel *marveile* aus überwacht werden kann und damit in Gawans Herrschaftsbereich. So ist Gawan als neuer Landesherr auch noch in einiger Entfernung präsent.

Kaum erblicken die beiden einander, spornen sie schon ihre Rosse zur Tjoste an. Danach wird der Kampf zu Fuß mit den Schwertern fortgesetzt. Der Kampf geht hin und her, bis schließlich Parzivals Schwert, das er einst dem erschlagenen Ither nahm, auf dem Helm des Heiden zerbricht: Der Leichenraub (*rê*; 744,15) soll ihm nicht mehr nutzen. Daraufhin stellt der Heide den Kampf ein und will wissen, wer sein Gegner ist, stellt sich auch gleich vor: *ich pin Feirefîz Anschevîn* (745,28). Das wundert Parzival sehr, denn Anjou ist doch sein Land und Name; er hat aber gehört, daß im Morgenland ein Ritter lebt, den man seinen

Bruder nennt. Um weiteren Auseinandersetzungen vorzubeugen, wirft Feirefiz sein Schwert in den *walt* (747,16) und bittet Parzival, den Bruder zu beschreiben: Schwarz und weiß gescheckt soll der sein. Feirefiz erkennt sich wieder und die Freude ist auf beiden Seiten groß. Feirefiz ist auf der Suche nach seinem Vater Gahmuret, den er noch nie gesehen hat. Aber auch Parzival hat seinen Vater noch nie gesehen und muß dem Bruder nun sagen, daß Gahmuret schon lange tot ist. Parzival bittet ihn, ihm zu Artus' Heerlager zu folgen, wo der Bruder auch weitere Verwandten kennenlernen wird, beide reiten einträchtig los.

FEIREFIZ WIRD IN DER TAFELRUNDE WILLKOMMEN GEHEIßEN (754,29-778,12):

Im Heerlager weiß man schon von ihnen, denn der Kampf wurde in der Spiegelsäule auf Schastel Marveile beobachtet. In Gawans Zelt werden sie herzlich empfangen. Gawan und die Damen begrüßen ihn als Verwandten und er schickt auch Boten zu Artus, um ihn von der Ankunft des Heiden zu unterrichten. Dieser Bote - es ist Jofreit - preist die höfische Erscheinung des Neuankömmlings. Als die Tafel aufgehoben ist, reiten Artus und Ginover mit prächtigem Gefolge heran und Feirefiz wird von weiteren Verwandten begrüßt. Am nächsten Morgen beginnt ein großes Fest, auf dem Rasen wird eine ›Tafelrunde‹ aus Seidenstoff (775,1-11) ausgebreitet mit Sitzen drumherum. Viele Ritter und Damen nehmen dort Platz und Gramoflanz, Lischöys und Florant werden von Artus in die Tafelrunde aufgenommen.

ZWEITER AUFTRITT CUNDRIES: PARZIVAL IST DER NEUE GRALSKÖNIG (778,13-786,30):

Eine junge Dame, kostbar gekleidet und dicht verschleiert, kommt zügig über die Wiese geritten und wird sofort zu Artus gewiesen, den sie gleich auf Französisch begrüßt. Dann fällt sie Parzival weinend zu Füßen und bittet ihn um Verzeihung. Auf Bitten der Freunde verzeiht er ihr ohne jede Bedingung. Sie erhebt sich, löst ihren Kopfputz und alle erkennen die Gralsbotin Cundrie. Sie begrüßt Parzival und Feirefiz (diesen um ihrer Herrin Secundille willen) und verkündet dann, daß die Inschrift auf dem Gral Parzival als den neuen Herrn auf Munsalvæsche und Hüter des Grals benannt habe. Condwiramurs und sein Sohn Loherangrin sollen dort mit ihm leben, der andere Sohn Kardeiz soll sein Nachfolger in Brobarz sein. Parzival darf ein zweites Mal die Frage stellen, um so Anfortas zu erlösen. Die Planeten stehen alle günstig für dieses Unternehmen. Diese Botschaft rührt Parzival zu Freudentränen und er preist Gottes Güte. Cundrie ist gekommen, um ihn mit einem Begleiter nach Munsalvæsche zu führen - Eile tut Not. Die Botschaft verbreitet sich im ganzen Heerlager und die Zeit bis zum Aufbruch verbringt die Botin bei Arnive. Parzival bittet den Bruder, ihn zu begleiten, beide verabschieden sich und brechen dann mit Cundrie auf.

BUCH XVI

PARZIVAL ERLÖST ANFORTAS (787,1-796,16):

Auf Munsalvæsche leidet Anfortas weiterhin unerträgliche Schmerzen und bittet seine Ritter, ihm den Gral nicht mehr zu zeigen, damit er endlich sterben kann, doch diese hoffen immer noch auf Erlösung. Als die Brüder auf Munsalvæsche ankommen, haben die Schmerzen aufgrund der Planetenkonstellation ihre größte Intensität erreicht, wohlriechende Essenzen und heilkräftige Edelsteine bringen keine Linderung. Cundries Begleitung verhindert, daß die Gralsritter die Brüder angreifen, vielmehr empfangen sie Parzival als ihren Herren. Die beiden treten vor Anfortas, der Parzival bittet, ihn sterben zu lassen. Doch Parzival betet zum Gral um Erlösung und stellt dann die ersehnte Frage: *æheim, waz wirret dier?* (795,29). Sogleich ist Anfortas geheilt und seine Schönheit überstrahlt die Parzivals.

PARZIVAL WIRD KÖNIG AUF MUNSALVÆSCHE (796,17-815,15):

Parzival wird sofort als König und Herr anerkannt, in Erfüllung der Inschrift auf dem Gral. Auch Condwiramurs hat sich auf den Weg nach Munsalvæsche gemacht und lagert im Wald von Terre de Salvæsche, genau dort, wo Parzival einst über den drei Blutstropfen in Versenkung geriet. In Condwiramurs' Lager wird Parzival von Herzog Kyot empfangen und zu seiner Frau geführt, in deren Zelt er auch seine beiden Söhne findet. Die Wiedersehensfreude ist über alle Maßen groß, die Jungen werden hinausgebracht und Parzival und Condwiramurs sind wieder vereint. Parzival ordnet nun seine Nachfolge: Kardeiz erbt die Länder seiner Eltern. Nach einem Imbiß bricht das Heer auf und kehrt mit dem kleinen König Kardeiz und seinem Erzieher Kyot nach Pelrapeire zurück. Die Gralsritter begleiten Parzival, Condwiramurs und Loherangrin nach Munsalvæsche. Parzival möchte auch wissen, was aus Sigune geworden ist und so entdeckt man sie, die kniend im Gebet gestorben ist, am späten Abend in ihrer Klausur. Sie wird neben Schionatulander in den Sarkophag gebettet, tief betrauert von Condwiramurs.

EMPFANG AUF MUNSALVÆSCHE (805,16-820,16):

In der Nacht kommt man auf der Gralsburg an, wo Feirefiz schon auf sie wartet und alle Bewohner die königliche Familie empfangen, doch der kleine Kardeiz mag seinen Onkel wegen dessen Hautfarbe nicht küssen. Die Gesellschaft versammelt sich im Saal und wieder trägt Repanse de schoye den Gral herein, diesmal voller Freude. Wieder sorgt der

Gral für alle Arten von Speisen und Getränke. Nur Feirefiz fragt sich, woher dieser Überfluß kommt - er kann den Gral nicht sehen, nur das Tuch, worauf er ruht. Der Anblick der schönen Repanse läßt ihn die Königin Secundille vergessen - sofort ist er unrettbar verliebt. Feirefiz hofft auf Anfortas' Unterstützung, schließlich ist die Schöne seine Schwester. Der greise Titurel erklärt, weshalb der Heide den Gral nicht sehen kann: Er ist nicht getauft! Man empfiehlt ihm die Taufe, denn dies würde auch die Verbindung mit Repanse möglich machen. Am nächsten Morgen wird Feirefiz vor dem Gral in Anwesenheit der Ritter getauft und dann mit Repanse vermählt. Auf dem Gral erscheint eine neue Inschrift: Gralsritter, die als Herrscher über ein Volk bestimmt sind, dürfen in ihrem neuen Land nicht nach ihrer Herkunft gefragt werden. Feirefiz bittet seinen Schwager, mit ihm nach Indien zu reisen, doch der will noch viele Tjosten für den Gral reiten, aber nicht mehr für Minnelohn, den Damen ist er aber dennoch nicht gram. Der kleine Loherangrin ist als Parzivals Nachfolger für den Dienst am Gral bestimmt.

FEIREFIZ KEHRT NACH INDIEN ZURÜCK (820,17-823,10):

Am zwölften Tag bricht Feirefiz auf und gelangt, geleitet von Anfortas, durch *daz fôreht Læprisîn* (821,12) in die Bucht, wo seine Schiffe vor Anker liegen. Nach einem Abstecher nach Joflanze, wo schon fast alle abgereist sind, erreicht Feirefiz und Repanse die Nachricht vom Tod Secundilles. Erst jetzt kann Repanse die Reise unbeschwert antreten, denn ihre Stellung ist gesichert. In Indien gebiert sie einen Sohn, den späteren Priesterkönig Johannes, und Feirefiz führt im ganzen Land das Christentum ein.

BESCHLUß (823,10-827,30):

So ist nun die wahre Geschichte aller fünf Kinder Frimutels erzählt worden. Lohengrin wird ein starker Mann und tapferer Ritter, der für den Gral kämpft. Von Munsalvæsche aus wird er der Herzogin von Brabant als Ehemann geschickt. Die Ehe ist glücklich und mit schönen Kindern gesegnet, doch als die Herzogin trotz seiner Warnung nach seiner Herkunft fragt, muß er sie verlassen.

Im Epilog (827,1-30) lobt Wolfram nochmals Kyot den Provençal, der als einziger die wahre Geschichte erzählt hat - im Gegensatz zu Chrestien de Troyes. Die Geschichte ist aus der Provence gekommen und dieser folgend hat Wolfram von Eschenbach erzählt. Nun will er seine Erzählung beschließen, denn Parzival hat jetzt den ihm bestimmten Platz eingenommen. Am Ende steht die Widmung an eine Unbekannte.

ANHANG: ZUR SEMANTIK DER JAGD IN DEN WERKEN WOLFRAMS

Die Zusammenstellung des jagdlichen Vokabulars, das Wolfram verwendet, nimmt sich zunächst recht umfangreich aus, wobei er eine genaue Kenntnis sowohl der Jagd auf Rot- und Schwarzwild als auch der Beizjagd, der Fischerei und der Jagd mit verschiedenen Fallen zeigt.¹ Bei genauerer Betrachtung ist dann jedoch auffällig, daß die wenigsten der verwendeten Begriffe und Fachtermini tatsächlich der Schilderung einer Jagd dienen. Als Beispiele sei hier angeführt: *blat* (120,13: *blates stimme* - Parzival ahmt den Ruf des Rehwildes nach), *ervliegen* (550,28; 622,13: ein Sprinz, d.h. ein Sperberterzel [bzw. ein *sprinzelîn*, ein Merlinterzel], hat Kalandlerlerchen *im Flug* erbeutet), *luoder* (281,30: das Federspiel, mit dem der Falkner den Beizvogel zu sich zurücklockt), *schiezen* 118,6; 120,2-10: der junge Parzival erlegt seine Jagdbeute sowohl mit Pfeil und Bogen als auch mit dem Jagdspieß - mit beiden Jagdwaffen wird geschossen), *zerwirken* (120,10: *unzerworht*, d.h. unzerlegt und im Ganzen trägt Parzival seine Jagdbeute nach Hause). Auch die Episode im TITUREL, in der der Hund Gardeviaz auf heißer Fährte zum Zelt von Sigune und Schionatulander gelangt und kurz darauf wieder entläuft, ist mit dem entsprechenden Vokabular beschrieben. Die Bracke läuft laut bellend (126,3: *hōchlûtes*) auf blutiger Fährte (126,2: *rôtvarwer vert*) und macht kurz darauf ihrem Namen alle Ehre, indem sie weiterhin bellend die Fährte wieder aufnimmt (152,2: *ûf die niuwe rôten vart*).

Wesentlich häufiger jedoch werden die Fachbegriffe in nichtjagdlichem Zusammenhang verwendet. So beschreibt *beslagen* (40,27) die Tüchtigkeit Gahmurets im Kampf, *gern* (64,8; Wh. 273,10) vergleicht die Liebesbegierde des Ritters als auch seine Kampfeslust mit der Jagdlust des Beizvogels, der noch auf der Faust des Falkner steht, genau wie *mûzære* (Wh. 271,12) nicht etwa den gemauserten Falken meint, sondern vielmehr Heimrich von Narbonne, den seine Begierde in den Kampf ziehen zu wollen auszeichnet. Als Köder (508,28: *reizel*), den Frau Minne auslegt, kommt die schöne Orgeluse daher und die ungeduldigen Artusritter werden von ihrem König mit großen und ungebärdigen Jagdhunden verglichen (281,3: *vreche rüden*). Endlich gleichen die Zapfen, die aus den Weinfässern springen, dem Hirsch, der von den Jägern von seinem Ruheplatz (Wh. 326,25: *ruore*) aufgescheucht wird. Dies kann zunächst komisch wirken, verleiht der

¹ Vgl. die Zusammenstellung bei Dalby, S. LX. Hier fällt auf, daß nur der TRISTAN Gottfrieds von Straßburg mit mehr Einträgen vertreten ist, die v.a. das besondere Interesse des Autors an der französischen Parforcejagd auf den Hirsch dokumentieren.

entsprechenden Textstelle dann aber eine besondere Bedeutung. Besonders auffällig ist dies bei Wolframs Verwendung von *jagen* und *bejagen*.

Dabei lassen sich drei verschiedene Möglichkeiten unterscheiden, sich dieser Begriffe zu bedienen:

Es werden konkrete Jagdsituationen geschildert, wobei mit Pfeil und Bogen geschossen wird, man beizt, der Falke ergreift die Beute im Fluge und es wird gejagt. Dabei fällt auf, daß Wolfram *jagen* tatsächlich nur ein einziges Mal in der Beschreibung einer wirklichen Jagd verwendet: Die Falken der Jagdgesellschaft König Vergulahts *jagen* Kraniche und andere Vögel, die vor ihnen auffliegen (400,1-3). Diese Geschehnisse (in diese Kategorie fällt auch die unhöfische Art Parzivals, Rotwild zu jagen und nach Hause zu transportieren) werden zunächst geschildert, erst im weiteren Zusammenhang der Handlung ergeben sich mögliche Kritikpunkte.

Auch das Erlangen von Gegenständen kann durch *bejagen* ausgedrückt werden, vor allem, wenn es sich um das Roß des besiegten Gegners im Zweikampf oder in der Schlacht handelt (261,30; 381,9; 389,18; 545,18).² Diese Situationen sind eher unproblematisch, denn es werden Vorgänge dargestellt, die im Verlauf einer Schlacht oder eines Zweikampfes ganz normal sind. Den Siegern fallen die Besitztümer der Unterlegenen zu und dies sind Tatsachen, die nicht gewertet werden müssen.

Am häufigsten jedoch wird *bejagen* und *jagen* verwendet, um das Erlangen von Abstrakta oder ideellen Werten zu beschreiben: *minne* und *unminne*, *prîs* und *unprîs*, *aventiuere*, *ruom* und *laster*, *freude* und *zorn*, wobei *prîs* mit Abstand am häufigsten genannt wird, gefolgt von *minne*.³ Die Häufigkeit und Intensivität, mit der Wolfram *jagen* und *bejagen* benutzt, ist auffällig,⁴ aber nicht ungewöhnlich. Auch im Werk Hartmanns von Aue wird besonders *bejagen* vergleichbar verwendet und auch hier sind *sælde*, *prîs* und *êre* die Objekte.⁵ Es entsteht eine seltsame Atmosphäre des Getriebenseins durch eine nicht greifbare Macht, der Minne⁶ etwa, der die Beteiligten fast hilflos ausgeliefert zu sein scheinen oder dem Verlangen nach ritterlichen Ruhm.

² Vgl. dazu auch Mersmann, S. 89f. und S. 272. *bejagen* gewinnt im Mhdt. zunächst die allgemeine Bedeutung von ›erlangen, gewinnen‹, erst im Nhdt. tritt eine Bedeutungsänderung im Sinne von ›ein Wild erlegen‹ ein; vgl. Dalby, S. 107f., Lexer I, Sp. 162, BMZ, Sp. 765a-766a, DWb I, Sp. 1412 (*bejagen*) und Lexer I, Sp. 639, BMZ, Sp. 766a, DWb III, Sp. 861f. (*erjagen*).

³ Mersmann, S. 90f. und S. 273.

⁴ Thiébaux, S. 172f. und S. 176.

⁵ In Gottfrieds TRISTAN hingegen taucht *bejagen* an nur vier Stellen im Text auf (4878, 11271, 16287, 18711), ein Ergebnis, das vor dem Hintergrund der aufregenden und wendungsreichen Geschichte der beiden Liebenden erstaunt.

⁶ Überhaupt erscheinen die Figuren im PARZIVAL als gesteuert von Frau Minne, die ihr Leben und Handeln bestimmt und dies über Generationen hinweg und innerhalb

Es fällt auch auf, daß Wolfram immer dann eine konkrete Jagdsituation schildert, wenn sie bereits bei Chrestien vorgegeben ist, so z.B. Parzivals Hirschjagd im Wald von Soltane, Vergulahts Beizjagd, die an die Stelle von Gauvains Jagd auf die Weiße Hindin tritt und Guiromelants Beizjagd, aus der Gramoflanz' Spazierritt wird. Dabei verändert Wolfram das Vorgefundene und nimmt leichte bis erhebliche Umgewichtungen vor. Chrestiens Perceval unterhält sich mit Übungswürfen mit dem *javelin* und dieses Bild scheint Wolfram angeregt zu haben, sich Parzival bei der Hirschjagd (dies legt die verwendete Waffe nahe) vorzustellen. Gleichzeitig illustriert er damit die unstandesgemäße Lebensweise und Erziehung, die Herzeloide für ihren Sohn in Kauf nimmt, um ihn vor den oftmals tödlichen Gefahren des Ritterleben zu schützen. Bei diesen Jagdausflügen, die Parzival zum Nutzen der Gemeinschaft unternimmt, trifft er dann auf die Ritter, die ihm einen neuen Horizont, eine neue Lebensweise eröffnen. Der Wald, der den Ritter zu neuen Aventiuren führt, indem er in ihn *hineinreitet*, hat für Parzival eine ähnliche Funktion. Er jedoch muß *hinausreiten*, um die ihm zugedachten Aufgaben und Kämpfe zu bestehen.

Die Umformung einer vorgefundenen Episode, um die eigenen Intentionen herauszuarbeiten, ist besonders deutlich zu erkennen beim Übergang vom VII. zum VIII. Buch. Chrestien beschreibt hier ausführlich die Jagd Gauvains auf eine Weiße Hindin, die an der mangelhaften Ausrüstung des Jägers scheitert und durch das Minnesymbol der Weißen Hindin vorausweist auf das beinahe fatale Abenteuer mit der Schwester des Königs von Escavalon - das Motiv wird ganz konventionell verwendet. Diese Episode streicht Wolfram ganz, macht daraus die Durchquerung des Forstes unter der Führung ortskundiger Berufsjäger. Alternativ baut Wolfram die bei Chrestien vorgefundene Beschreibung des Königs von Escavalon aus, der gerade zur Hirschjagd reitet. Er macht daraus eine mißlungene Beizjagd auf Kraniche und andere jagdbare Vögel, die er im weiteren Verlauf in Beziehung setzt zu den herrscherlichen Fähigkeiten König Vergulahts, den Zuständen an seinem Hof und den Beziehungen zu seinen Fürsten.

Kleinere Veränderungen nimmt Wolfram in der Begegnung Guiromelants mit Gauvain vor. Gauvain trifft ihn, als er allein mit einem Sperber und zwei Hühnerhunden zur Beizjagd ausreitet - ein Zeichen für seine Friedfertigkeit und die Sicherheit seiner Herrschaft, denn er ist ohne Gefolge unterwegs. Wolfram macht aus ihm den höfischen Minneritter in eleganter und erlesener Kleidung, der Sperber ist nicht einfach irgendein Beizvogel, sondern das Minnegeschenk Itonjes, der verehrten und geliebten Dame. Das

ganzer Familienverbände. Das *bejagen* der *minne* hat etwas Getriebenes, Fremdbestimmtes und Unausweichliches, das oftmals in Tod und Trauer endet, ein glückliches Ende ist eher eine Ausnahme.

bei Chrestien angelegte Bild des Minneritters wird ausgebaut, dadurch erscheint der Konflikt zwischen Liebe zu Itonje hier und Haß auf Gawan dort, in dem sich Gramoflanz befindet, noch deutlicher.

Neu bei Wolfram sind dagegen die zahlreichen kleinen Bilder, Anspielungen und Vergleiche, mit denen er Personen und Situationen kennzeichnet und charakterisiert und die kein Vorbild bei Chrestien haben. Durch Orilus' Erwähnung des Sperbers, den dieser im Turnier von Kanedic gewonnen hatte, wird so die Verbindung zu Hartmanns EREC hergestellt, die noch dadurch verstärkt wird, daß Wolfram aus Jeschute Erecs Schwester macht. Mit einer sprichwörtlichen Wendung über die Gefährlichkeit des gejagten und gestellten Ebers löst Keie im Zuhörer bzw. Leser eine ganze Bilderflut aus. Daneben erscheint der Truchseß auch als Hofbeamter, der die Herrschaft und das Ansehen seines Königs mit allen Mitteln bewahrt sehen will. Dieses Bild wirkt aber nur vor dem Hintergrund der für Mensch und Hund sehr gefährlichen Wildschweinjagd, die v.a. dem adligen mittelalterlichen Publikum sehr präsent gewesen sein dürfte.

Die Gralsbotin Kundrie wiederum kleidet Lob und Anklage in Bilder, die sie dem Bereich des Fischens und Angelns entnimmt. Parzivals Falschheit vergleicht sie dem Köder, der künstlichen Fliege, die der Angler verwendet, um Fische anzulocken. Sein Vater Gahmuret hingegen fängt Ruhm und Ehre genauso effektiv ein wie ein Fischwehr, Ausweis seiner Professionalität als Ritter (denn auch das Fischwehr dient dem erwerbsmäßigen Fischfang und nicht der Erholung wie das Fliegenfischen).

In diese eher etwas komische Kategorie gehört auch der Vergleich der ausgehungerten Bewohner von Pelrapeire mit hungrigen Beizvögeln, die gewiß nicht überkröpft sind, genauso wie Trevrizent und Parzival in der Einsiedelei, die sich von Wurzeln und Kräutern ernähren. Dieser Fachterminus aus einem ganz anderen Bereich, der einem adligen Publikum aber geläufig ist, beschreibt kurz und treffend die Situation, läßt Raum für weitere Assoziationen und vielleicht auch einen Lacher.

Auch die konkreten Jagdsituationen, die Wolfram hinzufügt, dienen dazu, die beteiligten Personen noch genauer zu charakterisieren. Ein mehrfach genutztes Mittel dazu ist der Sperber (bzw. der Terzel oder Sprinz) oder auch der Merlinterzel (*sprinzelîn*). Ein solcher Vogel kann Attribut der Vornehmheit (Gurnemanz), der unbekümmerten Jugend (Gawans Knappen), des geruhsamen Lebens (Plippalinot) oder der Minne (Gramoflanz) sein. Zum einen kann Wolfram hier auf ein bereits vorhandenes Repertoire an Bildern zurückgreifen, die v.a. aus dem Bereich des Minnesangs stammen. Daneben treten zusätzlich die Bilder und Vorstellungen, die der Lebenswelt des adlig-höfischen Publikums entspringen. Die Verwendung von Sperbern und Merlingen zur Beizjagd war in diesem Umfeld natürlich präsent und bietet einen Hintergrund, vor dem Wolfram seine

Bilder, Andeutungen und Anspielungen entfalten kann. Erst der moderne Leser bedarf der Hilfe eines Kommentars, um diese Bilder verstehen zu können, die dem Bereich der Jagd und der Falknerei entstammen, mit dem heute nur noch eine Minderheit in Berührung kommt.

*

Zum Vergleich soll hier noch eine Zusammenstellung der Jagdmotive in Chrestiens PERCEVAL folgen, die deutlich machen, wo Wolfram übernommen, fortgelassen oder erweitert hat.

Der junge Perceval sattelt im Frühling sein Reitpferd (*chacheor*) und nimmt seine drei Wurfspeere (88f.), sein Herz hüpfte ihm im Leibe aus Freude über die liebliche Jahreszeit und den fröhlichen Gesang der Vögel. Er unterhält sich damit, seine Wurfspieße (*gavelos*) in alle Richtungen und auf jede nur erdenkliche Weise zu schleudern (95-99). So stolz ist er auf seine Treffsicherheit, daß er sie immer wieder betont (121-124), vergleicht auch den Gebrauch des Speers mit dem der Lanze (198f.) und findet ersteren zweckmäßiger (202-207). Der Ritter, auf den er im Wald trifft, erklärt ihm die Funktion der Halsberge, die ein geschleudertes Speer nicht durchdringen kann (269-272), woraufhin Perceval nur wünschen kann, daß Hindinnen und Hirsche keinen solchen Schutz haben mögen, denn sonst könnte er sie nicht erfolgreich jagen (273-276). Als Perceval aufbricht, läßt ihm seine Mutter nur einen der drei Speere, die sonst seine ständigen Begleiter sind, damit er nicht zu sehr wie ein Waliser aussieht (605-609). Mit diesem *gavelot* tötet er auch den Roten Ritter, indem er ihn dem Gegner ins Auge schleudert, so daß er am Nacken wieder austritt (1112-1117), Yonet berichtet es König Artus genau so (1231-1238). Übrigens wird der *gavelot* nach dem Tod des Roten Ritters nur noch einmal in einem Bericht von seinem Tod erwähnt (4123).

Wild wird als Nahrung kaum erwähnt; im Zelt des Fräuleins findet Perceval unter den verschiedenen Lebensmitteln Rehpasteten (743), im belagerten Beaurepaire hat ein Diener Blancheflors mit Pfeil und Bogen einen Rehbock schießen können (1916f.), der die kärgliche Tafel bereichert. Wild ist hier nicht die luxuriöse Herrenspeise, sondern letzte Ressource in einer fast ausweglosen Situation.

Perceval trifft den Fischerkönig und seinen Begleiter, die mitten in einem tiefen und reißenden Fluß vor Anker liegen, der König angelt vom Boot aus und befestigt gerade einen Köderfisch am Haken (3007-3010, s.a. 3504). Als Perceval am nächsten Morgen die Gralsburg menschenleer und mit heruntergelassener Zugbrücke vorfindet, nimmt er an, daß die Knappen schon in den Wald gezogen sind, um nach ihren Fallen und

Schlingen zu sehen (3392-3395). Später erklärt ihm seine Cousine, warum sich der König die Zeit mit Angeln vertreibt. Im Kampf wurde er mit einem *gavelot* so schwer verwundet, daß er nicht mehr reiten kann. Zum Vergnügen und zur Freude bleibt ihm nur noch die Fischerei, weshalb er *Rois peschiere* genannt wird. Er selber kann weder jagen noch beizen, doch hat er Falkner, Bogenschützen und Jäger, die in seinen Wäldern jagen (3516-3527). Der Falke, der Percevals Minneverunkenheit auslöst, ist ein wilder Falke, der zwischen die Wildgänse niederfährt (*hurtee*; 4176-4183).

Auf dem Weg von Tintaguel nach Escavalon durchquert Gauvain einen Wald und jagt vergeblich eine weiße Hindin (5659-5691), er reitet weiter und trifft auf den König von Escavalon mit seiner Jagdgesellschaft: Jägerburschen mit Hunden an der Leine, Jäger mit Pfeil und Bogen und Ritter (5706-5716). Später entwendet Greoreas Gauvains Roß aus Rache für seine Bestrafung - er mußte einen Monat mit den Jagdhunden essen (7109-7117).

Das Mahl, mit dem Gauvain im Haus des Fährmannes bewirtet wird, besteht aus Regenpfeifer, Rebhuhn, Fasan und Wildbret - der Fährmann hat also das Jagdrecht und beizt auch, evtl. hat er dazu Jäger und Falkner in seinen Diensten (7481-7485). Nach bestandenen Kämpfen ist Gauvain Herr auf der Burg la Roche de Canguin (8817 bzw. Chastel Orgueilleus; 4689,4723) und betrachtet vom Turm aus das umliegende Land: den Fluß, die Auen und Niederungen, wildreiche Wälder. Gleich will er auf die Jagd und auf die Pirsch (8004-8011), jedoch ist ihm dies nicht erlaubt, worüber er sehr wütend ist (8021f.). Am nächsten Tag trifft Gauvain auf Guiromelant, der ganz allein mit seinem Sperber und zwei Hühnerhunden auf der Beizjagd ist (8536-8540).

Wolfram stellt keine Überlegungen über den Nutzen oder die Gefahren der Jagd an. Vielmehr benutzt er die Darstellung von Jagdsituationen, um die jeweilige Hauptperson in ihren Stärken und Schwächen darzustellen und allein durch diese Darstellung Lob und Kritik zu äußern. Dabei paßt er seine Vorlage, Chrestiens PERCEVAL, seinen Vorstellungen an und nimmt manchmal recht gravierende Änderungen vor.⁷ So jagt Parzival auf unhöfische Weise allein zum Nahrungserwerb. Daß dies so grobschlächtig geschieht, liegt aber nicht an seinem Unvermögen, sondern daran, daß seine Mutter ihm eine standesgemäße Erziehung vorenthält. Vergulaht ist hingegen ein nur mäßiger Falkner und erscheint auch als Herrscher nicht überzeugend. Kritik wird so auf geschickte Weise indirekt geäußert - niemals wird Herzeloyde eine schlechte Mutter,

⁷ Die Untersuchung von Mergell registriert zwar die Unterschiede zwischen Chrestien und Wolfram und die Veränderungen, die Wolfram in diesem Themen- und Motivbereich vornimmt, es gibt aber so gut wie keinen Versuch der Ausdeutung oder Erläuterung, so z.B. S. 264 zur Übertragung von Gauvains Hirschjagd auf Vergulahts Reiherbeize und S. 293, Anm. 43 zur Begegnung von Gauvain/Gawan mit Guiromelant/Gramoflanz.

Vergulaht ein schlechter König genannt - und setzt die gedankliche Mitarbeit der Rezipienten voraus. Und natürlich spielen auch hier die Zwänge des höfischen Lebens und der höfischen Gesellschaft eine Rolle: Parzival bekommt von Gurnemanz die Ermahnung, als Gast Zurückhaltung und Beherrschung zu üben, und wenn Vergulaht als Falkner disziplinierter gewesen wäre, wäre er vielleicht auch ein entschlossenerer Herrscher.

Diese Gedankenverbindungen setzt Wolfram eher voraus als sie explizit auszusprechen, dabei scheint er die Gedankengänge der ihm nachfolgenden Jagdautoren, die sich in ähnlichen höfischen Kreisen bewegten wie er selber, vorwegzunehmen, um vor diesem Hintergrund seine Bilder, Panoramen, Vergleiche und Assoziationen auszubreiten.

III.
UNTERSUCHUNGEN

EINLEITUNG

In seinen Untersuchungen ›Über den Prozeß der Zivilisation‹ beschreibt Norbert Elias das Leben in der mittelalterlichen Gesellschaft wie folgt: »Raub, Kampf, Jagd auf Menschen und Tiere, das alles gehörte hier unmittelbar zu den Lebensnotwendigkeiten, die dem Aufbau der Gesellschaft entsprechend offen zutage lagen. Und es gehörte demgemäß auch für die Mächtigen und Starken zu den Freuden des Lebens«.¹ Das Leben des Ritters »ist im wesentlichen geteilt zwischen Kriegszug, Turnier, Jagd und Liebesspiel«,² wobei den Menschenjagden der Kriegszeiten die Tierjagden und Turniere als den Vergnügungen der Friedenszeiten entsprachen³ - die zwar auch gefährlich und gewalttätig waren, diesen Affekten aber zugleich auch ein Ventil verschafften. Insgesamt entwirft Elias die Vorstellung von Affekten, die zunehmend gezügelt, gedämpft, kontrolliert werden, um ein gedeihliches Zusammenleben zu ermöglichen.

Von diesen Beschäftigungen spricht auch Gaston Phébus etwa sechshundert Jahre früher im Prolog zu seinem LIVRE DE CHASSE: *...je Gaston, par la grace de Dieu, surnommé Febus, comte de Foys, seigneur de Bearn, qui tout mon temps me suis delité par especial en trois choses, l'une est en armes, l'autre est en amours, et l'autre si est en chasce... mes du tiers office, de qui je ne doute que j'aye nul maistre, combien que soit vantance, de celui voudray je parler.*⁴ Über den Kampf und die Liebe zu sprechen will er anderen überlassen, die darin Meister sind, er hingegen will über die Jagd reden, da er sich auf diesem Gebiet als Meister sieht. Dabei betont Gaston vor allem die positiven Auswirkungen, die die Jagd auf den Körper und die Seele des Menschen hat, denn alle guten Sitten und Gebräuche und die Rettung der Seele rühren von ihr her. Da die Jagd den Menschen zu Tätigkeit und Bewegung zwingt, wird so die Trägheit (*occieuseté*) vermieden, die ihrerseits die Ursache für die sieben Todsünden (*orgueil, avarice, ire, paresce, goule, luxure, envie*) ist, die alle den üblen Gedanken des untätigen Menschen entspringen. Vielmehr führt der Jäger ein Leben, das angefüllt ist mit nützlichen Tätigkeiten, die ihn den ganzen Tag beschäftigt halten: *...quar l'endemain que il devra aller en son office, la nuyt il se couchera en son lit et ne pensera que de dormir et de soy lever matin pour fere son office bien et diligemment, ainsi doit fere bon veneour ... sanz*

¹ Elias, Bd. 1, S. 266.

² Elias, Bd. 2, S. 298

³ Vgl. Elias, Bd. 1, S. 269 und ausführlich S. 283-301 (›Blick auf das Leben eines Ritters‹).

⁴ LIVRE DE CHASSE, S. 51; zur Entstehung des Werks vgl. a. Pailhès, S. 190-198.

*penser a autres pechiez ne mauvestiez.*⁵ Um als Jäger gut und zur Zufriedenheit des Jagdherren arbeiten zu können, braucht es also Disziplin, Pflichtbewußtsein und ständige Aufmerksamkeit: *Et veneur ne peut estre oyseus s'il veult fere le droit de son office ne aussi avoir autres ymaginations, quar il a assez a fere et ymaginer et penser en fere son office qui n'est pas petite charge, qui bien et diligemment le veult fere, especiaument ceulx qui aiment bien les chiens et leur office.*⁶ Eine große Jagd muß sorgsam geplant und vorbereitet sein, um zum Erfolg zu führen, dazu kommt die Aufzucht, Pflege und Ausbildung der Jagdhunde. Für diese vielen Mühen wird der Jäger aber in dieser und auch der nächsten Welt reichlich belohnt. Für sein frühes Aufstehen entschädigt der Gesang der Vögel und der Anblick des Sonnenaufgangs, für die Anstrengungen der Jagd das Zurstreckebringen eines stattlichen Hirsches. Auch sonst ist sein Leben angenehm und vor allem länger als das der anderen Menschen, denn er ißt und trinkt zwar gut, aber eben auch mäßig und vermeidet so die Todsünde der Völlerei. Da er wegen seines aktiven Lebens auch die anderen Todsünden vermeidet, ist am Ende dazu noch seine Seele gerettet: *s'il ne fet males euvres, il faut qu'il s'en aille tout droit en paradis.*⁷

Dieser Zusammenhang zwischen der Jagd und der Disziplinierung und Bildung von Geist und Körper ist jedoch nicht neu. Auch Kaiser Friedrich II. verfolgte weitere eineinhalb Jahrhunderte früher in seinem Werk über die Beizjagd *DE ARTE VENANDI CUM AVIBUS* nicht nur das Ziel, einen Leitfaden der Beizjagd zu verfassen. Gewiß steht die Vermittlung des ornithologischen und falknerischen Wissens der Zeit an erster Stelle. Daneben wird aber auch das Vergnügen deutlich, das der Verfasser an der Beizjagd hat, die dazu noch Gelegenheit gibt, den Menschen zu bilden. Dies gelingt zum einen durch die Beobachtung der Natur, wozu das Wetter und das Jagdrevier gehören, vor allem aber das Verhalten der Beizvögel, der Jagdhunde und der verschiedenen Beutetiere, die tiefere Erkenntnis über das Wesen der Schöpfung vermitteln.⁸ Zusätzlich ist aber auch die Jagd selber und die Vorbereitungen, die damit verbunden sind sowie das Abtragen und Abrichten der Beizvögel und deren Pflege und Betreuung ein Mittel der Bildung, denn hierfür ist ein großes Maß an Voraussicht, Umsicht, Geduld und persönlicher Disziplin erforderlich.⁹ Friedrich II. machte sich diese Möglichkeiten, die die Beizjagd bietet,

⁵ LIVRE DE CHASSE, S. 53.

⁶ LIVRE DE CHASSE, S. 54.

⁷ LIVRE DE CHASSE, S. 54.

⁸ Vgl. S. 183 und *DE ARTE I*, S. 7. Übrigens sind sich Gaston Phébus und Friedrich II. in ihrer Darstellung durchaus ähnlich, denn beide beziehen neben dem Fachwissen ihrer Zeit auch ihre eigenen Wahrnehmungen und Beobachtungen ein, verzichten dabei jedoch auf allegorische und moralisierende Ausdeutungen.

⁹ Die Eigenschaften und das Bestreben des Falkners legt Friedrich II. ausführlich in Bd. I, S. 176-181 dar. Körperliche und geistige Trägheit stehen der Bestrebung, ein

zunutze, indem er die Knappen, die zum Dienst in seiner Administration vorgesehen waren und am Anfang ihrer Karriere am kaiserlichen Hof standen, zunächst eine Falknerausbildung durchlaufen ließ.¹⁰

Schon diese wenigen Textbeispiele machen deutlich, welchen großen Wert die adligen Autoren jagdlicher Fachliteratur auf die menschlichen Qualitäten des Jägers legten. In einem Beruf, der viel Mühe und Arbeit des Körpers und des Geistes verlangt, ist nur mit Disziplin und Mäßigung Erfolg zu erzielen. Die Idee vom Selbstzwang kann sich also auch in der idealen Vorstellung vom perfekten Jäger äußern.

Auch wenn Norbert Elias die Jagd in seinen Untersuchungen nur kurz als etwas Gewalttätiges, dem Krieg zu Vergleichendes erwähnt,¹¹ so läßt sie sich doch vor dem Hintergrund der Ausführungen Friedrichs II. und Gaston Phébus‘ in sein Modell von Zurückhaltung, Bändigung und Sublimierung der Triebe, Affektkontrolle und Selbstzwang einbinden, das er am Beispiel der Entstehung höfischer Lebensformen und Kultur und der Idee der höfischen Liebe und des Minnesangs entwickelt.¹² Denn auch die Jagd (v.a. die Hetzjagd auf Rotwild) folgt Regeln und hat ihr eigenes Zeremoniell, dem man sich unterwerfen muß, wenn man als höfischer Mensch gelten will und wie es der junge Tristan bei seiner Ankunft in Cornwall mustergültig demonstriert. Das Wilde und Gewalttätige erscheint dadurch gebändigt und beherrschbar, die Jagd wird zu einer besonderen und herausgehobenen Tätigkeit, die einen besonderen Status verleiht. Deren Regeln zu erlernen erfordert Selbstdisziplin und Anerkennung von Autorität.

Ritter und Adlige mit wenig oder gar keinem Landbesitz stellen sich in die Dienste mächtigerer Feudalherren und verdienen sich so ihren Lebensunterhalt mit dem Schwert - eine Zurückhaltung der Aggressionen ist somit nicht notwendig und sogar kontraproduktiv. Diese Feudalhöfe bilden sich dann als kulturelle Zentren und Orte der literarischen Patronage heraus. An diesen Höfen werden friedliche Umgangsformen gefordert und gefördert, begünstigt durch die Gegenwart der Herrin, d.h. der Ehefrau des

Falkner zu sein, am ehesten im Wege. Mäßigung bei allen Vergnügungen, der allgemeinen Lebensführung, Temperamentsäußerungen und auch dem Verlangen, den Falken möglichst oft und hoch fliegen zu lassen, sollte das Ziel sein. Es wird das Bild eines kontrollierten und disziplinierten Menschen entworfen.

¹⁰ Vgl. dazu ausführlich Kap. III/1 (Jagd und Herrschaft), S. 183-185.

¹¹ Es scheinen hier Lebenswelten aufeinander zu treffen, wenn der bürgerliche Gelehrte das adlige Jagdvergnügen beurteilt - kein neuer Konflikt, wie ein Blick auf die *ADOLESCENTIA* Jakob Wimpelings (vgl. S. 191f.) beweist. Die Jagd als gesellschaftliches Ereignis, Teil der höfischen Festkultur, Ort für Politik in entspannter Atmosphäre wird nicht zur Kenntnis genommen.

¹² Vgl. dazu ausführlich Elias, Bd. 2, S. 88-122 (Zur Soziogenese des Minnesangs und der courtoisen Umgangsformen).

Feudalherren. Hier beginnt die »Pazifizierung der Seelen«, ¹³ die Sublimierung von Gefühlsbewegungen aller Art, ohne die es unmöglich ist, Hofdienst zu leisten und am Hof ein Auskommen zu finden. Das enge und hierarchisch geordnete Zusammenleben am Hof läßt die kriegerische Funktion der Ritter zurücktreten, denn es sind nun neue Fähigkeiten gefragt wie etwa die Übernahme administrativer Aufgaben. In einer weniger gewaltbereiten Gesellschaft steigt so auch das Ansehen der schwächeren Mitglieder, der Frauen, und es kann eine gemeinsame Geselligkeit entstehen. Vor diesem Hintergrund kann sich auch der Minnesang als gesellschaftliches Spiel und höfische Konvention entfalten. Dabei war der höfische Frauendienst keine Realität, vielmehr existierte die höfische Liebe als Gedankenspiel und in den verschiedenen Formen der Literatur. ¹⁴ Die Dichtung, vor allem natürlich der Minnesang, spielt Rivalitäten und Spannungen als Wortgefechte durch, wobei die Parteien (also etwa der Dichter, die Dame, Frau Minne, Neider und Merker) an eine Richterinstanz verwiesen werden, die dann auch eine verbindliche Entscheidung fällt. Soziale Konflikte werden auf diese Weise verbalisiert und damit humanisiert, so daß gewaltfreie Umgangsformen eingeübt und gesellschaftliche Spannungen entschärft werden können. ¹⁵ In der Literatur werden so Möglichkeiten des zivilisierten und friedfertigen Umgangs mit Konfliktsituationen vorgestellt. Gleichzeitig bilden sich Umgangsformen mit festen Konventionen heraus, die die Affekte mäßigen und die Manieren regeln, eben genau das *courtoise* oder höfische Verhalten. Die sittlichen und sozialen Tugenden der Fürstenerzieher und Ratgeber bei Hof, der *clerici*, werden an die Ritter/Krieger weitergegeben, idealerweise behält der Ritter/Hofmann dennoch seine kriegerische Energie, die aber umgeben ist von der Hülle höfisch-höflichen Verhaltens. ¹⁶ Diese Übernahme höfischer Verhaltensweisen gelingt nur durch Umerziehung und Umformung des Triebhaushaltes der Ritter/Krieger. Vor allem den unteren Rängen brachten diese neuen Vorstellungen und Zwänge Vorteile bei Hof, die hohen Adligen, deren Position bereits gesichert war, waren diesen Zwängen weniger unterworfen. So werden Fremdzwänge zu Selbstzwängen, denn wenn ein Krieger auch am Hof und im Hofleben bestehen will, muß er sich die neuen Verhaltensweisen aneignen. ¹⁷

¹³ Elias, Bd. 2, S. 104.

¹⁴ »Der Minnedienst ist nicht Abbild einer bestehenden sozialen Beziehung, sondern Konsequenz der Projektion eines lyrischen Ichs: die Frau »erscheint« ihm als Herrin«; Schnell (1985), S. 114.

¹⁵ Vgl. a. Schnell (1990), S. 300f.

¹⁶ Jaeger, S. 37f.; Bumke (1994), S. 70; Heinze, S. 210f.

¹⁷ Vgl. Jaeger, S. 284-286; Elias, Bd. 2, S. 397-409 entwickelt diesen Mechanismus am Beispiel von Scham und Peinlichkeit. Die Angst vor der Übertretung gesellschaftlicher Gebote führt das Individuum zu einer verstärkten Selbstkontrolle, um

Dieses zurückhaltendere Verhalten ist v.a. an den größeren Feudalhöfen des hohen Mittelalters notwendig, die viele Menschen anziehen, Handelsbeziehungen und diplomatische Kontakte unterhalten. Es entstehen Abhängigkeiten, die ein vorausschauendes und überlegtes Handeln, also Selbstkontrolle, erfordern. Im Gegensatz dazu sind die Herrschafts- und Wirtschaftsbereiche im 9. und 10. Jahrhundert noch weitgehend unabhängig und Beziehungen zu anderen sind öfter kriegerischer Natur, so daß sich Affektbändigung nachgerade existenzbedrohend auswirken könnte. Die Courtoisie sieht Elias als einen Schritt auf dem Weg zur modernen Triebmodellierung, zu »Zivilisation«, aus Rittern und Kriegern werden Höflinge.¹⁸ Die Vorstellung Elias' von einer linear fortschreitenden zunehmenden »Zivilisierung« der adligen Gesellschaft (mit einem zusätzlichen enormen Schub zu Beginn der Neuzeit) ist jedoch so eindeutig nicht nachzuvollziehen.¹⁹ Die *civilité* des Ancien Régime ist eben nicht die Fortsetzung und Höherentwicklung der höfischen (oder courtoisen) Kultur des Mittelalters, die an den großen Adelshöfen des Mittelalters ihren Platz hatte und von dort ihren Ausgang nahm. Die höfische Gesellschaft zwingt den Einzelnen unwillkürlich zum Selbstzwang, d.h. zur Kontrolle der Affekte, wenn er in ihr Erfolg haben möchte - oder einfach nur überleben will. Der gesellschaftliche Zwang zum Selbstzwang ist dabei essentiell, denn »das Verhalten von immer mehr Menschen muß aufeinander abgestimmt, das Gewebe der Aktionen immer genauer und straffer durchorganisiert sein, damit die einzelne Handlung darin ihre gesellschaftliche Funktion erfüllt. Der Einzelne wird gezwungen, sein Verhalten immer differenzierter, immer gleichmäßiger und stabiler zu regulieren.«²⁰ Dieser Selbstzwang entwickelt sich zu einem Automatismus, so daß neben die bewußte Selbstkontrolle die automatische tritt. Der Ort für diese Entwicklung ist der Fürsten- oder Königshof, an dem ein stabiles Gewaltmonopol herrscht, denn dort ist der Einzelne vor plötzlicher Gewalt geschützt, seinerseits aber dadurch verpflichtet, auch selber keine Gewalt auszuüben, die Fähigkeit, die Affekte zu dämpfen und vorausschauend zu handeln, verschafft natürlich gesellschaftliche Vorteile.²¹ In einem verfeinerten höfischen Umfeld, in dem Literatur und Musik gepflegt werden, entstehen auch entsprechende höfische Umgangsformen, die ein gesellschaftlich akzeptiertes Beisammensein von Rittern und Damen ermöglichten - ein besonderes und oftmals herausgehobenes Kennzeichen der höfischen Gesellschaft. Eine Gelegenheit, diese Geselligkeit zu pflegen

das Gefühl der Unterlegenheit gegenüber jenen zu vermeiden, von denen es auf Grund des niedrigeren Ranges in der gesellschaftlichen Hierarchie abhängig ist.

¹⁸ Vgl. Elias, Bd. 2, S. 351-369 (»Die Verhöflichung der Krieger«).

¹⁹ Heinzle, S. 207f.

²⁰ Elias, Bd. 2, S. 317.

²¹ Vgl. Elias, Bd. 2, S. 321-324.

(und von der Elias nichts weiß), ist die Beizjagd, bei der man sich begegnen kann, ohne sich zu kompromittieren, während die Hetzjagd manchen als unpassend für Damen erschien.

In diesem Zusammenhang muß zudem bedacht werden, daß Jagdliteratur auch den Charakter einer Tugendlehre annehmen kann. Ein Beispiel hierfür findet sich in *LES LIVRES DU ROY MODUS ET DE LA ROYNE RATIO* des Henri de Ferrières, einem in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts (zwischen 1354 und 1376) entstandenen Prosawerk mit eingestreuten Verspassagen. Es besteht aus zwei Teilen, dem *LIVRE DES DEDUIS* und dem *SONGE DE PESTILENCE*, von dem hier nur der erste Teil jagdlich interessant ist. Nach einem Prolog folgen Kapitel über die Jagd auf Rot- und Schwarzwild, über das Bogenschießen, die Fallenjagd, die Beizjagd, ein Streitgespräch zweier Damen über die Vorzüge der Beizjagd gegenüber der Jagd mit Hunden und eine Abhandlung über den Vogelfang mit Schlingen und Netzen. Es sprechen das personifizierte Maß und die personifizierte Vernunft und die Unterweisung erfolgt im klassischen Lehrer-Schüler-Gespräch. Die Jagd bewahrt den Menschen davor, dem Müßiggang zu verfallen, der die Ursache für alle Laster (also Verfehlungen, die der Unmäßigkeit und mangelnder Selbstkontrolle entspringen) ist, weshalb König Modus den Menschen in allen Arten der Jagd unterrichtet und Königin Ratio in allegorischen Textpassagen die erwähnten Tiere und Vögel moralisierend ausdeutet.²² Das Gespräch zwischen Lehrer und Schüler ist dabei keine neue Form in der jagdlichen Literatur. Es findet sich schon in *LA CHACE DOU CERF*, dem ältesten französischsprachigen Jagdtraktat aus dem ausgehenden 13. Jahrhundert, in dem ein älterer, erfahrener Berufsjäger die Fragen eines Lehrlings über die Hetzjagd auf den Hirsch ausführlich beantwortet. Eine moralisierende Deutung findet aber nicht statt. Etwa zeitgleich (zwischen 1359 und 1377) entsteht *LE ROMAN DES DEDUIS* des Gace de la Buigne,²³ in dem ›Amour des Oiseaux‹ und ›Amour des Chiens‹ enthusiastisch über die Vorzüge der Hetzjagd und der Beizjagd debattieren. Dabei wird viel Faktenwissen über die verschiedenen Jagdmethoden und die entsprechenden Beutetiere vermittelt. Der Kampf der Tugenden und Laster (also eine veritable Psychomachie) wird nicht auf dem Schlachtfeld ausgetragen, sondern im Jagdrevier. Die Lasterhaftigkeit nimmt Gestalt an in den schlechten Jägern und Falknern, denen die Jagdbeute entwischt und die ihre Hunde schlecht behandeln und ihre Falken verderben. Am Schluß werden die Laster natürlich besiegt, der Streit zwischen den Anhängern der verschiedenen Jagdformen wird versöhnlich beigelegt.

²² Vgl. dazu ausführlich Schwenk, S. 417-464.

²³ Vgl. dazu ausführlich S. 186-189.

Naturgemäß ist allen vier Autoren die positive Bewertung der Jagd in allen Formen gemeinsam (allein Gaston Phébus lehnt die Jagd mit Fallen als unedel ab, wogegen Henri de Ferrières eine volksnähere Auffassung vertritt - auf diese Weise könnten auch die kleinen Leute die Freuden der Jagd genießen) und auch die positiven Auswirkungen auf Geist und Körper des Jägers werden jeweils gelobt und hervorgehoben. Fachwissen und Morallehre gehen hier eine Verbindung ein.

1.

JAGD UND HERRSCHAFT BEI WOLFRAM

Schon seit merowingischer Zeit wurden das Jagdrecht und die Errichtung von Forsten benutzt, um das Herrschaftsrecht von Kaiser und König oder die Machtansprüche von Territorialfürsten sichtbar zu machen und zu festigen. Dazu waren die *Vorteile*, die das herrschaftliche Jagdrecht mit sich brachte, zugleich auch die *Vorrechte*, die mit einer solch herausgehobenen Stellung verbunden waren.¹ Anknüpfend an den historischen Überblick soll nun versucht werden, diese Zusammenhänge auch in Wolframs PARZIVAL (und bei Bedarf auch in seinen anderen Werken) aufzufinden und darzustellen. Es gibt mehrere Figuren, die unter diesem Gesichtspunkt mit Gewinn betrachtet werden können. Da wäre zunächst König Artus selbst mit seinem Truchseß Keie. Dieser letztere tritt zwar nicht als Herrscher auf, versteht sich aber als dessen Stellvertreter und ist geradezu obsessiv darauf bedacht, die herrscherlichen Rechte des Königs zu bewahren, wenn dieser nicht selbst dazu in der Lage zu sein scheint. In Buch VII ist es der junge König Meljanz, der die falschen Freunde (die dazu noch seine Verwandten, Onkel und Vetter, sind) hat und aus verschmähter Liebe einen Krieg gegen seinen treuesten Vasallen und Ziehvater anzettelt. Das hier angeschlagene Thema wird im VIII. Buch fortgeführt und ausgebaut. Dazu werden die Jagdszenen entsprechend verändert. Auch der junge König Vergulaht, der im VIII. Buch auftritt, erscheint nicht als vorbildlicher Herrscher: Er ist schlecht beraten durch seinen Gefolgsmann, den Herzog Liddamus, den man von seiner Funktion her (auch wenn er kein Hofamt bekleidet und seine Unabhängigkeit betont) durchaus als Pendant zu Keie auffassen könnte. Einen ganz anderen Landesherrn kann man im ritterliche Fährmann Plippalinot sehen: Er ist ein unabhängiger kleinerer Adliger und Grundbesitzer, der einen etwas ungewöhnlichen, aber einträglichen Fährmannsdienst versieht, dadurch aber nicht in seinem adligen Ansehen herabgesetzt wird und damit ein auskömmliches und standesgemäßes Leben führen kann. Dargestellt ist er als mustergültiger Herr, auch wenn sein Herrschaftsgebiet nur sehr eingeschränkt ist. Auch Fürst Gurnemanz von Graharz gehört zu den großen Adligen, die positiv dargestellt werden. Er herrscht über Burg und Land (162,14), wird *houbetman der wâren zuht*

¹ Vgl. dazu Dasler, S. 118, mit der Annahme, daß die Jagd nicht so sehr *Mittel* herrschaftlicher Bestrebungen war, sondern vielmehr das *Ziel*.

(162,23) und *der getriwe fürste* (179,8) genannt. Es wird nun aufzuzeigen sein, daß Wolfram sehr harsche Herrscherkritik übt - wobei die mächtigen Könige Artus und Vergulaht wesentlich kritischer gesehen werden als die kleineren Grundbesitzer Plippalinot und Fürsten wie Gurnemanz, die durchweg mit Achtung und Sympathie gezeichnet werden.² Gurnemanz ist der vorbildliche Fürst und ritterliche Lehrer, Plippalinot ein Muster an herzlicher und zugleich standesgemäßer Gastfreundschaft.³ Dabei fällt auf, daß Wolfram seine Kritik sehr oft in Jagdbilder kleidet oder sie mit einer ganz konkreten Jagdsituation verbindet.

EXKURS: FÜRSTENSPIEGEL, TUGENDLEHRE, JAGDLITERATUR

Bevor aber von dieser Herrscherkritik gehandelt wird, soll zunächst beispielhaft gezeigt werden, welche Vorstellungen von idealer Herrschaft mittelalterliche Autoren hatten und auch, von welchen aktuellen Ideen Wolfram vielleicht ausgehen konnte, wenn er Herrscherkritik übt. Um also einen möglichen Hintergrund für Wolframs Kritik zu haben, braucht es folglich einen kurzen Blick auf die Gattung ›Fürstenspiegel‹. Von besonderem Interesse sind dabei natürlich diejenigen Werke, die zeitlich gesehen Wolfram auf irgendeine Weise bekannt gewesen sein könnten. Damit ist auch schon ein grundlegendes Problem angedeutet, denn den ›Fürstenspiegel‹ als selbständige Literaturgattung in deutscher Sprache gibt es erst seit der Mitte des 14. Jahrhunderts, da um 1380 die deutschsprachige Rezeption von *DE REGIMINE PRINCIPIUM* des Aegidius Romanus einsetzt. Bis dahin »erscheinen im Rahmen epischer Dichtungen Erläuterungen und Auflistungen ethischer Qualitäten und Verpflichtungen, die der auszeichnenden Darstellung oder Belehrung von Herrschern dienen«.⁴ Daneben gibt es auch allgemeine ritterliche Tugendkataloge sowohl im Rahmen der Epik als auch in der Lehrdichtung. Als Beispiel hierfür kann etwa Parzivals Unterweisung durch Gurnemanz dienen (Pz. 170,10-173,6 - durchaus ein kleiner Fürstenspiegel, denn der Fürst wendet sich an einen angehenden Herrscher), aber auch die unter dem Namen *DER WINSBECKE* überlieferte ritterliche Tugendlehre (um 1210/20 und damit in enger zeitlicher Nähe zu Wolfram angesiedelt). Weiter könnte man Gottfried von Straßburg, Hartmann von Aue oder

² Auffällig ist aber, daß die Herrscherinnen von Wolfram durchweg positiv dargestellt werden und hier also als Gegenstand der Herrscherkritik ausgeblendet werden können. Sie sind materiell unabhängig und Königinnen wie Belacane, Herzeloide und Condwiramurs können sich ihre Ehemänner selber wählen, unterhalten auch, wie Secundille, die Boten zu Anfortas schickt, diplomatische Beziehungen.

³ Mehr zu beiden Figuren im Kapitel ›Jagd und höfische Erziehung‹ (›zuht und hövescheit‹)

⁴ LMA IV, Sp. 1051.

Thomasin von Zerklære anführen, ebenso Walther von der Vogelweide (36,11; »Fürstenspiegel«).⁵ Somit bleibt zunächst nur die lateinische Tradition, denn auch die französischsprachigen Fürstenspiegel entstehen erst ab etwa 1250.

Für eine umfassende und grundlegende Darstellung der verwandten Gattungen Fürstenspiegel und Tugendlehre, die scharf zu trennen nicht möglich ist, kann hier nicht der Ort sein (und es ist auch nicht Ziel dieser Arbeit). Um aber den theoretischen Hintergrund besser verstehen und beurteilen zu können, vor dem Aspekte von Wolframs Werk ebenfalls betrachtet werden können und eine Vorstellung von der Problematik und deren Darstellung zu erhalten, soll als Beispiel kurz der Blick auf zwei exemplarische Vertreter der Gattung in zeitlicher Nachbarschaft zu Wolfram geworfen werden. Zum einen soll dies der POLICRATICUS (1156-1159) des Johannes von Salisbury sein, zum anderen der WÄLSCHE GAST (1215/1216) von Thomasin von Zerklære. Dabei stehen die Aspekte »Fürstenspiegel« bzw. »Fürstenerziehung« und »Tugendlehre« natürlich im Mittelpunkt.⁶

Chronologisch gesehen steht das Werk von Johannes von Salisbury an erster Stelle. Johannes wurde ca. 1115/20 in Old Sarum bei Salisbury geboren, nach dem Studium in Paris und Chartres empfing er 1147 die Priesterweihe. 1154 wurde er der Sekretär des Erzbischofs Theobald von Canterbury, dessen Ratgeber und Vertrauter Johannes schließlich wurde. Dabei lernte er natürlich auch das Hofleben kennen, das ihm aber in seiner Oberflächlichkeit sehr bald mißfiel und er hat aus diesem Mißfallen wohl auch kein Hehl gemacht. Dies führte schließlich dazu, daß er 1156 bei König Heinrich II. von England in Ungnade fiel, auch wegen seiner prokirchlichen Haltung im Konflikt zwischen Staat und Kirche um die geistliche Gerichtsbarkeit, und den Hof für ein Jahr verlassen mußte.⁷ In diese Phase der Entfremdung fällt auch die Entstehung des POLICRATICUS (1156-1159), der dem Kanzler Thomas Becket gewidmet ist.

Schon der volle Titel POLICRATICUS SIVE DE NUGIS CURIALIUM ET VESTIGIIS

⁵ Walther von der Vogelweide, S. 69, 12a I (Fürstenspiegelton).

⁶ Für weitere Information zum Thema sei verwiesen auf den entsprechenden Artikel in LMA IV, Sp. 1040-1049 und Sp. 1051 und auf die Arbeiten von Ernst Booz (1913), L.K. Born (1928) und Wilhelm Berges (1938), bes. S. 131-143, als Überblicks- bzw. Gesamtdarstellungen.

⁷ Auch bei Theobalds Nachfolger Thomas Becket (1162-1170) nahm er die Stelle eines Ratgebers und Vertrauten ein. Nach der Zeit der königlichen Ungnade ging Johannes, wie auch Erzbischof Thomas Becket, 1163 ins Exil nach Frankreich. 1170 wurde er Schatzmeister in Exeter, war am 29. Dezember 1170 Zeuge der Ermordung Becket's in Canterbury und schließlich 1176 bis zu seinem Tod 1180 Bischof von Chartres; vgl.a. LMA V, Sp. 599-601; zur Biographie ausführlich Kerner, S. 7-88 sowie Seit, S. 11-20.

PHILOSOPHORUM weist auf den belehrenden und ermahnenden Charakter des Werkes hin, denn der Leser wird vor die Wahl gestellt, sich entweder den leichtfertigen Vergnügungen des Hofes hinzugeben oder aber den Lehren bzw. Fußstapfen der Philosophen zu folgen. Das letztere wäre für den Adressaten und Leser, den ›Staatenlenker‹ - denn so kann ›Policraticus‹ übersetzt werden⁸ - wohl angemessener. Doch handelt nur das erste der acht Bücher des POLICRATICUS von den nichtigen Vergnügungen des Hoflebens, als da wären die Jagd (die I,4 in einem ausführlichen jagdkritischen Kapitel abgehandelt wird, vgl. S. 176-180), das Würfelspiel, die Musik, die Spielleute und Gaukler, Wahrsagerei und Aberglaube. Danach wird das Werk zu einer moralisierenden und auch zeitkritischen Staats- und Gesellschaftslehre und dazu zu einem philosophischen Lehrstück. All dies geschieht auf höchstem Bildungsniveau, denn Johannes war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit,⁹ benutzte aber auch für sein Werk Autoren, die selber als Kompilatoren tätig waren wie Valerius Maximus und Vegetius, so daß man hier auch von »genialer Zweitverwertung« sprechen könnte.¹⁰ Um seine Argumentation zu untermauern, greift er zusätzlich auf die *Institutio Traiani* eines Pseudo-Plutarch zurück, die er hier einführt.¹¹ Dies verwundert nicht, denn Johannes hat seine Studien nicht nur in Paris betrieben, sondern vor allem an der Domschule von Chartres, einem der bestimmenden geistigen Zentren des 12. Jahrhunderts. Hier war das Ziel die ganzheitliche menschliche Bildung und daher sind die philosophisch-theologischen Studien verbunden mit dem Lehrsystem der Sieben Freien Künste (*artes liberales*). Unabdingbar ist daher die Beschäftigung mit den Dichtern, Philosophen und Naturwissenschaftlern der griechischen und römischen Antike und mit arabischen Autoren, letzteres zur Vertiefung der medizinisch-naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Dieses ausgiebige Studium der klassischen nichtchristlichen Literatur und Philosophie machte die Besonderheit der Schule von Chartres aus und schlägt sich auch im gesamten Werk Johannes' von Salisbury nieder.¹²

⁸ Szabó, S. 199.

⁹ Keats-Rohan nennt ihn S. VII den Cicero des Mittelalters.

¹⁰ von Moos, S. 416f.

¹¹ Hier, im V. und VI. Buch, wird die organologische Vorstellung des Gemeinwesens entwickelt; vgl. a. Seit, S. 22. Dabei handelt es sich bei diesem Werk nicht etwa um eine Fälschung Johannes', sondern um eine Schrift des 4./5. Jhds., die im frühen Mittelalter ergänzt und erweitert wurde. Johannes gibt an, sie sinngemäß wiederzugeben und heidnische Inhalte fortzulassen, war also als kompilierender Bearbeiter tätig und nicht als Autor; Seit, S. 408-410; vgl. a. ausführlich Max Kerner: Zur Entstehungsgeschichte der *Institutio Traiani*, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 32 (1976), S. 558-571.

¹² Zur Schule von Chartres vgl. LMA II, Sp. 1753-1759. Auch andere Vertreter der

Johannes entwickelt in seinem Werk nun ein organologisches Modell des Staatswesens und stellt dazu Überlegungen zu ethischen, politischen und theologischen Aspekten der Leitung eines Staatswesens an. Darin hat jedes Mitglied eines Gemeinwesens seine eigene Aufgabe und seinen Wirkungsbereich und soll sich nur innerhalb seines Standes bewegen, diesen aber nicht durch niedere Tätigkeiten entehren oder sich über seinen Stand erheben. Dies gilt auch für die Ausübung der Jagd, die Johannes als Handwerk oder Amt betrachtet: *artificium vel officium*.¹³ Zwar spricht er auch gelegentlich von *venandi ars*, versteht *ars* in diesem Zusammenhang aber eher im Sinne von ›Handwerk‹, anders als Kaiser Friedrich II., der von einer ›Kunst‹ (*ars*) spricht, deren Ansprüchen nur Edelgeborene gerecht werden können. Mit dieser Unterordnung des Einzelnen und der Stände wird letztlich der monarchische Gedanke gestärkt - auch wenn oder gerade weil sich Johannes zur Zeit der Abfassung des *POLICRATICUS* mit König Heinrich II. im Dissens befand.

Dabei läßt sich das Werk in drei Teile gliedern. Im ersten Teil (Buch I-III), auf den am ehesten die Bezeichnung ›Fürstenspiegel‹ zutrifft, wird der Hintergrund entwickelt, vor dem das Bild des idealen Gemeinwesens entworfen wird. So wendet sich Johannes zunächst kritisch den politischen Zuständen seiner Zeit zu. Dabei steht nicht der Fürst oder Herrscher allein im Mittelpunkt des Interesses, sondern das Gesamterscheinungsbild des Hofes und seiner Mitglieder sowie die Ausstrahlung des Hofes auf das ganze Gemeinwesen. Folgerichtig werden zunächst die traditionellen Zerstreuungen der Hofleute wie Jagd, Musik, Würfelspiel, Theater sowie die Neigung zum Aberglauben und das Vertrauen in die Astrologie einer strengen Prüfung unterzogen, wobei die Jagd mit Abstand am ausführlichsten behandelt wird. Jedoch werden die Schwächen seiner Zeitgenossen und die allgemeinen menschlichen Unzulänglichkeiten nicht verurteilt, sondern eher nachsichtig und geduldig beschrieben - nicht ohne karikierende Züge. Heftige Ausfälle und geradezu groteske Schilderungen, wie etwa von Jägern, die verdreckt und in alten Kleidern im Wald herumstreifen, werden alsbald relativiert und es erscheint alles dann doch nicht ganz so verwerflich, denn den menschlichen Schwächen begegnet Johannes menschlich.

Im zweiten Teil (Buch IV-VI) legt Johannes die Schwächen der Administration Heinrichs

Schule von Chartres haben Tugendlehren verfaßt: Radulfus Ardens (vor 1140-ca. 1200): *SPECULUM UNIVERSALE* (1193-1200), vgl. LMA VII, Sp. 382f.; Simon von Tournai (ca. 1130-ca.1201): *DISPUTATIONES*, vgl. LMA VIII, Sp. 919f.; Alanus ab Insulis (1225/30-1203): *DE VIRTUTIBUS ET DE VITIIS ET DE DONIS SPIRITUS SANCTI*, vgl. LMA I, Sp. 268-270.

¹³ Kap. I,3 *Distributio officiorum ex politica constitutione ueterum*, S. 29, Z. 14; Szabó, S. 201.

II. bloß, um dann die einzelnen Aspekte des anzustrebenden möglichst idealen Gemeinwesens zu entwickeln. Dazu wird im vierten Buch der Entwurf einer guten und gerechten Staatsführung skizziert, deren Einzelaspekte in den folgenden Büchern vertieft und ausgeführt werden. Dabei wird das ideale Gemeinwesen mit dem menschlichen Körper verglichen, bei dem alle Teile und Glieder ihre besondere Funktion haben und dem die Seele das Leben verleiht.¹⁴ Hier entspricht der Kopf dem Fürsten, Augen und Ohren entsprechen den Verwaltungsorganen, Arme und Hände den Rittern, die das Gemeinwesen verteidigen, und Beine und Füße den Bauern und Handwerkern, die für den Unterhalt des Körpers sorgen. Die Seele wird durch die Priester repräsentiert. Aus diesem Bild ergibt sich, daß der Herrscher dem Wohl des gesamten Körpers verpflichtet ist, sich aber der Seele demütig unterordnen soll. Der Fürst setzt aber in seinem Amt göttliches Gesetz in ein lebendiges Gemeinwesen um, hat also vermittelnde und damit gleichsam priesterliche Funktion, so daß von einer ›Priesterherrschaft‹ keine Rede sein kann.¹⁵ Den Tyrannen und seine Herrschaft versteht Johannes als »kosmische Störung«¹⁶ und eine Verzerrung der Verfassung des Gemeinwesens, nicht aber als eine von Gott verordnete Strafe, die demütig zu erdulden ist. Daher hält er die Entfernung eines Tyrannen auch für gerechtfertigt, den Tyrannenmord als eine mögliche Lösung des Problems führt er als warnenden Hinweis mit vielen Beispielen aus der römischen Geschichte an mit einem nicht näher beschriebenen Prozeß als Voraussetzung.¹⁷

Der dritte Teil, Buch VII und VIII, hebt die bisherigen Ausführungen auf eine höhere philosophische Ebene, indem die Verirrungen der Weltmenschen als Erscheinung einer falsch verstandenen epikureischen Lebensweise gedeutet werden.¹⁸

Als Belege für seine Darstellungen führt Johannes zahlreiche Autoren der klassischen Antike an, die seine fundierten Kenntnisse dieser Literatur beweisen und auch seine Begeisterung für die literarische Kultur im allgemeinen. Dadurch überwindet er die Distanz zwischen Antike und seiner Gegenwart und ähnelt damit den Humanisten späterer Zeiten, die ebenfalls durch die Rezeption antiker Autoren und deren Ideen ihrer Zeit neue Impulse zu geben suchten. Johannes' POLICRATICUS, seine v.a. von den Humanisten meist beachtetste Schrift, war seinerseits ähnlich erfolgreich, denn das Werk wurde bis ins 17. Jahrhundert als Fürstenspiegel und Unterweisung für Herrscher

¹⁴ Zum organologischen Staatsmodell vgl. a. Seit, S. 23f.

¹⁵ Seit, S. 25-27.

¹⁶ Berges, S. 142.

¹⁷ Berges, S. 142f.

¹⁸ Uhlig, S. 41.

rezipiert.¹⁹

Unter den Torheiten der Hofleute weist Johannes der Jagd eine besonders herausgehobene Stellung zu. Dies ist auch verständlich vor dem Hintergrund der strengen angevinischen Jagd- und Forstgesetze im allgemeinen (vgl. S. 9-14) und der Jagdleidenschaft König Heinrichs II. und auch Thomas Becket²⁰ im besonderen. Den geschätzten Freund, der der höfischen Prachtentfaltung nicht abgeneigt war, scheint Johannes von dieser unnützen und unwürdigen Tätigkeit fortziehen zu wollen und hält ihm vor, daß er die Jagd nur zum Vergnügen betreibe, was aber zur Verwirrung der Ämter führt und die natürliche Ordnung der Gesellschaft durcheinanderbringt.²¹ So ist das 4. Kapitel von Buch I *De venatica et auctoribus et speciebus eius et exercitio licito et illicito* auch besonders umfänglich und mit viel Verve geschrieben.²²

Johannes beginnt natürlich am Ursprung und schreibt den alten Thebanern zu, daß sie zuerst die Regeln der Jagd festlegten und sie alle Mitbürger erlernen ließen. Dies brachte sie bei den benachbarten Völkern in Mißkredit, die ihnen alle möglichen Persionen und Verfehlungen zutrauten - was auch auf diejenigen abfärbte, die von den Thebanern die Jagd übernahmen. Dies belegt er mit den Geschichten von Ganymed, der auf den Olymp entführt wurde und von Aktäon, den seine eigenen Hunde zerrissen. Dido und Aeneas nutzten die Gelegenheit eines Jagdausfluges, um ihrer verbotenen Leidenschaft nachzugeben. Dann stellt er die Frage, ob wohl jemand einen verdienstvollen Mann kennt, der sich an der Jagd um ihrer selbst willen erfreut. Wirklich große Männer jagen, um der Allgemeinheit eine Dienst zu erweisen, indem sie solche Tiere töten, die Menschen gefährden, wie z. B. Meleager, der den Calydonischen Eber tötet: *res quippe decora est si honesta causa praecessit* (S. 30, Z. 39).²³ Entsprechend mokiert er sich über Jäger, die mit großer Gesellschaft und lautem Getöse ausziehen, um am Ende nur mit einem kleinen Häschen als Beute heimzukehren und dies noch als großen Sieg feiern. Wenn die Hofleute nicht jagen, dann beschäftigen sie sich mit der

¹⁹ Die Bedeutung des POLICRATICUS wird schon in der breiten handschriftlichen Überlieferung deutlich: es sind 113 Handschriften erhalten, der Erstdruck fand 1496 in Brüssel statt, die erste kritische Ausgabe (hg. von J.A. Giles) erschien 1848 in Oxford.

²⁰ Das Exemplar aus dem Besitz Thomas Becket (Hs. C), das ihm höchstwahrscheinlich Johannes selbst überreicht hat, befindet sich heute als Cod. 46 in der Bibliothek des Corpus Christi College in Cambridge (vgl. M.R James, *A Descriptive Catalogue of the Manuscripts in the Library of Corpus Christi College Cambridge*, Bd. I [Nr. 1-250], Cambridge 1912, S. 92f.).

²¹ Vgl. Krause, S. 100.

²² Allgemein zu diesem Kapitel vgl. Kerner, S. 165-170; von Moos, S. 320; Uhlig, S. 42; Szabó, S. 198-206; Krause, S. 98-102.

²³ Hier und im folgenden nach der Ausgabe von Keats-Rohan zitiert.

Theorie der Jagd, dies sind heutzutage die Studien der Adligen: *Haec sunt temporibus nostris liberalia nobilium studia, haec sunt prima elementa virtutis* (S. 31, Z. 67f.). Dabei drücken sie sich noch davor, wirklich gefährliche und schädliche Tiere wie Wolf, Fuchs und Bär zu töten, um damit der Allgemeinheit einen Dienst zu erweisen. Die Jagd mit Hunden und Treibern hält er für unwürdig, da sie mit Hilfsmitteln und fremder Geschicklichkeit ausgeübt wird, besonders töricht allerdings erscheint ihm die Beizjagd, denn hier wird mit großem Aufwand kleine Beute gemacht - es ist tatsächlich eine Art *insania* (S. 32, Z. 90-94), von der sogar Odysseus nicht wollte, daß sich sein Sohn Telemach damit beschäftigte. Die Minderwertigkeit der Beizjagd kann man auch daran erkennen, daß Frauen hierbei besonders erfolgreich sind (S. 33, Z. 120f.). Die Jagd ist immer ein Verlustgeschäft, denn der Aufwand wird nie durch die Beute wettgemacht. Auch der Vorwand, daß man durch die Jagd seine Ausgaben einschränken kann, indem man mit seinen Freunden speist, im Wald herumstreift und sich mit einfachem Essen begnügt, läßt Johannes nicht gelten. Diese Männer haben ihren Verwandten nichts zu bieten als den Anblick ihrer seichten Vergnügungen und ihre Dienerschaft muß dafür darben und schuftet (S. 33, Z. 125-134). Diese Torheit und auch Verrohung (S. 34, Z. 147-151) durch die Jagd wird durch verschiedene Exempla belegt: Wenn schon den Erzählungen der Antike (Chiron und Achilles) nicht geglaubt wird, dann vielleicht biblischen Beispielen: Nimrod und Esau waren Jäger und haben dadurch alles verloren, Nimrod die Herrschaft über Babylon, Esau sein Erstgeburtsrecht. Judas Makkabäus hingegen, der manchen als Erfinder der Beizjagd gilt, nimmt er in Schutz: Er war ein ernsthafter und tapferer Mann, der sich für sein Volk geopfert hat und ehrenhaft starb, kann sich also nicht mit solcher Torheit beschäftigen. Überhaupt findet man im Alten Testament keine Berufsjäger und es jagen nur solche Völker, die Gott nicht ehren. Man hat noch nie von einem jagenden Heiligen²⁴ gelesen und auch wenn hervorragende Männer wie Alexander oder Cäsar gejagt haben, so wird man doch unter Jägern nie einen Philosophen oder einen Weisen finden (S. 37, Z. 119-S. 38, Z. 236). Weder waren die Philosophen der Antike Jäger, noch haben sich die Kirchenväter dieser *insania* hingegeben. Tödliche Jagdunfälle, von denen die englischen Könige heimgesucht wurden,²⁵ sind ein Zeichen für den Zorn Gottes. Manche Jäger gehen in ihrer Narrheit so

²⁴ Ganz anderer Ansicht hingegen ist der Mönch in Geoffrey Chaucers *CANTERBURY TALES*: *He yaf nat of that text a pulled hen, / That seith that hunters ben nat hooly men* (Prolog, 177f.).

²⁵ Zur Abschreckung führt er nun Beispiele von Herrschern an, die durch Jagdunfälle umgekommen sind: Wilhelm II. von England (†1100), Fulco von Anjou, König von Jerusalem (†1143); auch Gaston Phebus läßt sich hier einreihen, der nach einem

weit, daß sie durch ihre Jagdpraktiken zu Feinden der Natur werden. Johannes plädiert für den freien Tierfang der Germanen, denn das Wild als Teil der Natur ist ein Geschenk Gottes und gehört daher dem, der es fangen kann (hier ist von der niederen Jagd mit Netzen und Fallen die Rede). Im folgenden schildert er die vielfältigen Bedrückungen, denen v.a. die bauerliche Bevölkerung durch die Jagdgesetze der englischen Könige, die sich gegen die Ordnung der Natur wenden, ausgesetzt ist, denn Jagdgesetze und Inforestation machen eine profitable Landwirtschaft durch fast unerträgliche Einschränkungen nahezu unmöglich. Ebenso wird die ruinöse Verpflichtung, durchziehende Jäger verpflegen zu müssen, als ungerechtfertigt angesehen. Sich dagegen zur Wehr zu setzen und sich dem zu verweigern oder die Gesetze einfach zu mißachten, käme einer Majestätsbeleidigung (*crimen laesae maiestatis*, S. 39, Z. 278) oder dem Hochverrat²⁶ (*laesae maiestatis*; S. 38, Z. 261) gleich, polemisiert Johannes und der Betroffene ist der strengsten Bestrafung an Leib, Leben und Gut ausgesetzt.

Jedoch greift Johannes die Jagd und andere Vergnügungen der Hofleute nicht aus Haß und Verachtung an, sondern aus Vorsicht und Besorgnis, denn eigentlich ist die Jagd an sich weder gut noch übel, es ist vielmehr das übermäßige Vergnügen daran, das die Seele und die Vernunft schädigt (S. 39, Z. 281-285) - schließlich hat nicht der Wein, sondern der unmäßige Trinker Schuld an der Trunkenheit. Wenn Ort, Zeit, Art und Weise, die Person und der Grund stimmen, dann kann die Jagd nützlich und ehrenhaft sein. Diese Aktivität muß im Einklang stehen mit dem Mann, der sie ausübt und seinen Pflichten. Ein Problem taucht erst dann auf, wenn jemand seine eigentlichen Pflichten vernachlässigt und sich im Übermaß mit denen eines anderen beschäftigt. Denn wer öffentliche Ämter innehat, sollte sich nicht mit einer eher privaten und ländlichen (*privato et rusticano*; S. 40, Z. 297) Beschäftigung aufhalten. Jeder sollte sich der Tätigkeit widmen, die seinem Stand angemessen ist.

Hier kehrt Johannes wieder zum Bild vom Gemeinwesen als Körper zurück: Jedes Glied hat seine Aufgabe und kann nicht einfach etwas anderes tun, wenn ihm danach ist. Schließlich strebt der Jäger ja auch nicht nach dem Königsthron oder dem Heiligen Stuhl, warum sollte es andersherum richtiger sein?

Die Jagd ist aber nicht per se schädlich, denn wenn es die Notwendigkeit mit sich bringt, ist es eine durchaus erlaubte Betätigung. Sogar Esau ist nicht grundsätzlich zu verurteilen,

Jagdausflug an einem warmen Augusttag ganz plötzlich (an einem Schlaganfall?) starb; vgl. Pailhès, S. 297-299, weitere Beispiele gibt Fried, S. 117f.

²⁶ Dieser Sammelbegriff für alle gegen Herrscher und Staat gerichteten Verbrechen ist urkundlich schon für die fränkische Zeit belegt; HRG I, Sp. 648-650. Genauer sind dies Verbrechen gegen die Person und Rechtsstellung der Majestät und die ihr zugeordneten

denn er ging auf Geheiß seines Vaters auf die Jagd und hat sich dort zu lange aufgehalten - vorzuwerfen ist ihm nur seine Saumseligkeit. Eine Handlung wird erst durch ihre Absicht kriminell und gewisse Umstände verringern die Verwerflichkeit oder rechtfertigen sie sogar (S. 41, Z. 336f.), jedoch sollte bedacht werden, ob religiöse Zeremonien, die natürliche Ordnung der Natur oder andere Pflichten dem vielleicht entgegenstehen. Wenn man nun also doch jagt, dann nur auf öffentlichem Land, solange es der Allgemeinheit nicht schadet und Orte von religiöser oder sonstiger Bedeutung nicht gestört werden. Wenn die Jagd mit Mäßigung ausgeübt wird, kann sie durchaus eine löbliche Beschäftigung sein (S. 41, Z. 346-349). Jedoch sind bestimmte Personen grundsätzlich von diesem Zeitvertreib ausgeschlossen, nämlich jene in hohen weltlichen oder geistlichen Ämtern, denn die Jagd disqualifiziert jene, die ein solches Amt anstreben oder schon innehaben (das gilt auch für andere leichtfertige Vergnügungen). Jüngeren Amtsinhabern soll es aber in ihrer freien Zeit erlaubt sein, sich noch ein wenig lässiger und weniger würdevoll zu geben, zitiert er Themistokles und wünscht sich, daß sich seine Zeitgenossen daran halten. Die Staatsdiener sollen den ernsthaften Angelegenheiten Vorrang geben vor ihren Zerstreuungen, denn dies würde den gesamten Staat stärken und allgemeine Harmonie erzeugen - wenn man nur der Natur als allwissender Führerin folgen wollte. Heutzutage jedoch sind Ärzte Handwerker und Handwerker Ärzte und öffentliche Diener und Staatsbeamte sind Jäger oder stammen aus noch niedrigeren Schichten. An dieser Stelle bricht Johannes unvermittelt ab, um sich anderen Torheiten der Höflinge wie dem Würfelspiel zuzuwenden.

Johannes benutzt hier die Jagdkritik als Mittel der Hofkritik und als Möglichkeit, den Herrscher (hier Heinrich II.) auf seinen Platz und seine ihm angemessene Stellung hinzuweisen. Adligen erlaubt er die Jagd noch gerade, wenn sie nicht zur Leidenschaft wird, Königen jedoch ist sie unangemessen. Generell sollte man die Jagd eher den Berufsjägern, also Bediensteten überlassen.²⁷ Von einer veredelnden Wirkung der Jagd, besonders der Beizjagd, will er nichts wissen - sie verroht den Menschen nur. Seine

Teile des Staatsapparates; DRWb IX, Sp. 41.

²⁷ Durch den übermäßigen Jagdeifer, dem Adlige allgemein und besonders der Herrscher nachgeben, sieht er die natürliche Ordnung der Gesellschaft, sein organologisches Staatsmodell, durcheinandergebracht und gefährdet. Das Verhältnis und die Beziehungen zwischen Haupt und Gliedern ist gestört, wenn sich sowohl Herrscher als auch Untertanen Tätigkeiten widmen, die ihrem Stand nicht angemessen sind. Wenn also ein Herrscher sich zu seinem privaten Vergnügen der Jagd im Übermaß widmet, so ist dies schädlich für das Gemeinwesen. Wenn hingegen die Jagdbediensteten ihrem Beruf nachgehen, um Wild für die Speisekammern zu beschaffen und die bäuerliche Bevölkerung vor gefährlichen Tieren und Wildschaden zu schützen, so läge dies in der natürlichen Ordnung der Dinge und diene dem Wohl der Allgemeinheit; vgl. a. Krause,

Exempla ordnet Johannes nach bewährter Reihenfolge: Antike, Altes Testament, das antike Rom, die Kirchenväter, die Zeitgenossen.²⁸

Eine ganz andere Art der Tugendlehre für eine ebenfalls höfische Zielgruppe (*vrume rîtr und guote vrouwen / und wîse phaffen suln dich schouwen*; 14695f.) findet sich bei Thomasin von Zerclaere in seinem WÄLSCHEN GAST (1215/16). Mit diesem Werk befinden wir uns nun auch endlich in unmittelbarer zeitlicher Nähe zu Wolfram von Eschenbach.

Entstanden ist Thomasins Verhaltenslehre in den zehn Wintermonaten der Jahre 1215/16 (11715f.: 28 Jahre nach dem Verlust Jerusalems im Oktober 1187; 12273-12282: 10 Bücher hat er in 10 Monaten fertiggestellt). Das Werk ist in einen Prolog und zehn Bücher untergliedert, stellt aber keine systematische Abhandlung dar. Buch I lehrt höfisches Verhalten und wendet sich vor allem an junge Menschen; dazu gehören Selbstdisziplin und Umgangsformen am Hof, eine Tischzucht und eine Minnelehre (1173-1686), die Ratschläge für rechtes Werben und Versagen gibt. Junge Menschen können auch aus höfischen Romanen und Aventureerzählungen lernen, reife und verständige Menschen hingegen sollen woanders nach Unterweisung suchen (1081-1086). Buch II behandelt die *stæte*, Buch III die *unstæte*, eine willkürliche Verkehrung der Ordnung durch die Menschen - Beweis dafür sind die zeitgenössischen Konflikte. Buch IV behandelt die sechs vergänglichen Güter (*rîchtuom, herschaft, maht, name, adel, gelust*) und weist jedem ein spezifisches entsprechendes Laster zu. Mit seinen Absichten ist der Mensch zwar für das Böse verantwortlich, doch hat auch dieses seinen Platz im Weltplan. Buch V entwickelt die metaphysischen Prinzipien des Ethos: Die Tugenden leiten hin zu Gott, der Teufel und die Laster ziehen zum Bösen. Entsprechend präsentiert Buch VI die Allegorie vom Kampf des mit den Tugenden gewappneten Ritters gegen die Laster, eingerahmt von konkreten Tugendlehren. Buch VII erläutert die Kräfte der Seele, Buch VIII ist der *mâze* gewidmet. Buch IX behandelt das *reht*, Buch X die *milte*. Am Ende bittet ein kurzer Epilog den Leser, das Buch gut anzunehmen.

Obwohl Thomasin sich recht ausführlich mit höfischer Erziehung, angemessenen Umgangsformen, Tugenden und Lastern (und entsprechend auch den Herrscherpflichten, vgl. 9595-9608 und 9613f.) beschäftigt, ist doch nirgends von der Jagd die Rede. Auch wenn er zur Hofhaltung Wolfgers von Erla, des Patriarchen von Aquileja, gehörte, bedeutete dies nicht, daß er mit der Jagd nicht in Berührung gekommen wäre, denn

S. 100-102; zur Jagd Heinrichs II. vgl. a. Fenske (1997), S. 51f. und S. 78-80.

²⁸ Zur chronologische Anordnung der Exempla bei Johannes von Salisbury vgl. von

geistliche Ämter schlossen das Jagen nicht unbedingt aus.

Selbst wenn die beiden Autoren Johannes und Thomasin durch eine Zeitspanne von etwa 60 Jahren getrennt werden, so werden doch auch Gemeinsamkeiten deutlich, denn auch bei Thomasin lassen sich Anlehnungen an die Schule von Chartres erkennen, auch er geht mit seinen Quellen und Autoritäten bis in die Antike zurück und zählt dazu antike Schriftsteller und Gelehrte auf wie z.B. Aristoteles, Boethius, Cicero, Pythagoras, Thales, Euklid und Ptolemäus (8933-8958). Desgleichen ist der Einfluß von anderen wie etwa Seneca, Gregor der Große und Alanus ab Insulis erkennbar.²⁹ Auch bei Thomasin findet sich die Vorstellung von der Seele, die über den Körper herrscht wie der Fürst über sein Land (9595-9608 und 9613f.), Selbstkontrolle ist im persönlichen und öffentlichen Bereich unerlässlich.³⁰

*

Es ist nicht schwierig, von den Tugendlehren, die das Leben des adligen Menschen zu regeln versuchen, den Bogen zur Jagdliteratur zu schlagen. Erstere widmen sich dem höfisch-adligen Leben mit dem besonderen Blick auf die Pflichten und Qualitäten des Herrschers. Dabei wird die Jagd als eine Beschäftigung unter mehreren genannt, die für Herrscher und Adlige angemessen ist, wenn auch nicht im Übermaß, was abgelehnt wird. Umgekehrt wird in den Jagdbüchern neben der jagdlichen Theorie stets auch der ideelle Wert dieser Beschäftigung vermittelt: Jagd dient der körperlichen Ertüchtigung, verhindert Müßiggang und andere Laster, fördert die Selbstdisziplin und bietet auch die Möglichkeit zur Entspannung vom umtriebigen Hofleben. Jagdliteratur kann also durchaus die Funktion einer Tugendlehre haben, wobei selbstverständlich die positiven Aspekte hervorgehoben werden. Der Wert der Jagdausübung für den Menschen allgemein und den Herrscher im Besonderen wird von den Zeitgenossen unterschiedlich beurteilt.

Positiv ist die Bewertung naturgemäß in der Fachliteratur, den Jagdbüchern und Jagdtraktaten. Grundsätzlich wird die Jagd als eine Tätigkeit beschrieben, die den Menschen verfeinert und seine Tugenden ausbildet und erhält. Der Jäger erlangt Disziplin, Beharrlichkeit, körperliche Gewandtheit und Übung - all dies soll sich auch im sonstigen Leben positiv auf den Menschen auswirken und ihm helfen, seine Aufgaben zu

Moos, S. 203 und 238.

²⁹ de Boor, S. 384; Johnson, S. 444; ausführlich zu Thomasins Quellen Neumann, S. XXXII-XXXIX.

³⁰ Schnell (1994), S. 129.

erfüllen. Die körperliche Übung und mentale Disziplin domestizieren sowohl Körper als auch Geist und haben so eine ähnlich zivilisierende Wirkung wie das Ideal der höfischen Liebe und der Frauendienst.³¹ Im besonderen Maß gilt dies natürlich für Menschen an exponierter Stelle - den Herrscher. Aber auch für das ritterliche Leben übt die Jagd. In Friedenszeiten kann man sich so in Form halten und sich im Gebrauch von Pferd und Waffen üben.³² Daneben soll die körperliche Anstrengung auch den Müßiggang und üble Gedanken abhalten. So kennt schon die Bibel diese Parallele von Jagd, Herrschaft und Krieg: Der junge David erschlägt als Hirte Löwen und Bären und legitimiert sich so als Herrscher (1. Sam 17,34-36). Das Heldentum in Jagd und Krieg entwickelt sich so zum festen Bestandteil des Herrscherideals.

Diese positive Sicht der Jagd findet sich daher auch bei Kaiser Friedrich II. in seinem Werk über die Beizjagd *DE ARTE VENANDI CUM AVIBUS* (um 1247/48), der entsprechend die erzieherische Wirkung dieser Art der Jagd besonders hervorhebt: »Denn die Edlen und Mächtigen dieser Erde, mit den Pflichten der Herrschaft belastet, können durch die Ausübung dieser Kunst wohltuende Ablenkung von ihren Sorgen finden. Die Armen aber und weniger Vornehmen werden, indem sie jenen dabei dienen, ihren Lebensunterhalt finden, und allen wird bei der Ausübung dieser Kunst das Wirken der Natur in den Vögeln offenbar werden.«³³ Die Beizjagd erfordert darüberhinaus natürlich den besonderen Scharfsinn des Menschen und übt diesen entsprechend. »Die Vögel aber, die durch die Luft fliegen, können nicht mit Gewalt, sondern allein durch den Scharfsinn des Menschen gefangen und abgerichtet werden. Deshalb ist die Kunst der Beize bei weitem schwieriger und edler als alle übrigen Jagdarten.«³⁴ So hat Friedrich folgerichtig ganz genaue Vorstellungen darüber, welche Eigenschaften ein Falkner besitzen muß, denn sowohl geistig als auch körperlich sollte er bestimmte Anforderungen erfüllen. So soll er mittelgroß und von mittlerem Gewicht sein, ein scharfes Auge haben, dazu ein gutes Gehör und eine kräftige Stimme. Flink und geschickt muß er sein und ein gutes Reaktionsvermögen haben und sollte dazu noch schwimmen können (was gar nicht so abwegig ist, wenn man sich Vergulahts Irrweg in den Sumpf [Pz. 400,19-26] in Erinnerung ruft). Auch seine Lebensweise soll maßvoll sein: weder darf er träge und verschlafen sein, noch zur Völlerei, Trunksucht oder zum Jähzorn oder zu Wutausbrüchen neigen.³⁵ Eine allgemein solide Lebensführung ist also empfehlenswert,

³¹ Schnell (1994), S. 128.

³² Fenske (1997), S. 55f.

³³ *DE ARTE I*, S.7.

³⁴ *DE ARTE I*, S.9.

³⁵ *DE ARTE I*, S. 176-180.

Faulheit und Nachlässigkeit sind in diesem Beruf fehl am Platz, was schon deutlich wird, wenn man sich ansieht, welche Mühe die Beschaffung von Jungvögeln macht.

So muß sich der Falkner zunächst geeignete Jungvögel beschaffen, indem er die *Nestlinge* aus den Horsten der wildlebenden Elternvögel (am häufigsten Sperber, Falken und Habichte) herausnimmt.³⁶ Schon dies kann gefährlich sein, da z.B. Turmfalken gern in steilen Felswänden horsten. Zwar ist die Aufzucht so junger Vögel nicht ganz unproblematisch, aber dafür lassen sie sich später leichter zur Jagd abrichten, da sie viel enger an den Menschen gebunden sind. *Wildfänge* hingegen sind viel schwieriger abzutragen und an den Menschen zu gewöhnen. Aber auch dann dauert es noch lange, bis man einen zuverlässigen Beizvogel hat, der nicht gleich bei der ersten Gelegenheit wieder in die Freiheit entfliegt, sondern wieder zu seinem Falkner zurückkehrt.³⁷ Diese ganze Mühe lohnt sich aber, denn mit jeder weiteren Mauser (während der natürlich nicht gejagt werden kann) hat man einen zuverlässigeren und erfahreneren Beizvogel. Daß damit auch der Wert des Vogels steigt, versteht sich von selbst.

Diese *mâze* steht jedem gut an, ob er nun lediglich Berufsjäger oder aber Herrscher ist. Eine Übertragung von der Sphäre der Jagd auf das gesamte Leben ist also ohne weiteres möglich und durchaus auch wünschenswert: »Es klingt, als spräche die Moralthologie.«³⁸

Daneben müssen bei einem guten Falkner aber auch intellektuelle Fähigkeiten vorhanden sein: So sind ein klarer, wacher Verstand und ein gutes Gedächtnis unerlässlich, denn nicht alle Erfahrungen und Beobachtungen kann man aufschreiben und Entscheidungen müssen im Notfall schnell getroffen werden. Ebenso ist ein zu geringes Lebensalter keine gute Voraussetzung für den Beruf des Falkners, denn junge Menschen können sich noch nicht recht an die Kunst und die Regeln der Falknerei halten,³⁹ sind aber grundsätzlich lernfähig und können im Verlauf ihrer Ausbildung, wenn sie denn die grundlegenden Voraussetzungen mitbringen, die nötigen Kenntnisse und Erfahrungen erwerben. Am Ende sind aber diejenigen die besten Falkner, »die nur dies eine wollen, nämlich gute und bessere Beizvögel als alle anderen besitzen, um sie dadurch an Ansehen und Ruhm zu übertreffen, und ihre größte Freude ist es, hervorragende Jagdvögel ihr Eigen zu nennen. (...) Indem sie ihre Beizvögel so fliegen lassen, daß sie nicht zu sehr angestrengt werden, und sie mit besonderer Sorgfalt betreuen, entsprechen sie am ehesten dem Wesen dieser

³⁶ Vgl. Abb. 39 (Cod. Pal. lat. 1071, f. 58v).

³⁷ DE ARTE I, S. 9.

³⁸ Wapnewski, S. 15; Schnell (1994), S. 126f.

³⁹ Man denke nur an Gawans Knappen, die mit Sperber- oder Merlinterzeln üben, die ihnen fortfliegen; vgl. Pz. 430,14-16 und Komm. z. St.

Kunst.«⁴⁰

Dieses Kapitel über den vollkommenen Falkner zeichnet »den idealen Menschen, ist eine Tugendlehre und ein Katalog der Vollkommenheiten. Diese Kunst erzieht und sie fordert Erziehung«, denn »Herrschaft setzt wie die Falknerei Mäßigung und Formung der ungehemmten, rohen Kräfte voraus«,⁴¹ der Herrscher wird schließlich zum *artifex*, der die Welt, d.h. die Beizvögel und in deren Folge auch die Menschen nach seiner Vorstellung formt.⁴²

Junge Adlige, die später hohe Regierungsstellen am Hof Friedrichs II. bekleiden sollten, dienten ab dem vierzehnten Lebensjahr als *Valets* (Knappen) im kaiserlichen Haushalt.⁴³ Dabei wurden sie auch den kaiserlichen Jägern zugeteilt, um ihnen zur Hand zu gehen und die Falknerei zu erlernen. So holten sie Falken und Habichte auch von weit entfernten Orten ab oder wurden geschickt, um die Tiere zu überbringen. Für die hohe Kunst der Beizjagd hielt der Kaiser die Knappen aber nur für bedingt geeignet (s.o.), nur die besten erlernen die Falknerei.⁴⁴ »Das Bild, das der Kaiser darin aufstellt und das nun wirklich auf seine eigne Meinung zurückgehen dürfte, ist letztlich nichts anderes als das Bild des vollkommenen Menschen, wie sich Friedrich II. ihn dachte, und man kann sehr wohl sagen: wer in des Kaisers Augen zum Falkner wirklich geeignet war, war für jegliches andere Amt erst recht tauglich.«⁴⁵ Dieser hohe Wert der Beizjagd wird auch noch dadurch unterstrichen, daß Friedrich II. sie *ars* nennt, eine Kunst also, die Anstrengung und Mühe verlangt, wenn man es zur Meisterschaft bringen will. Denn nur durch den Scharfsinn des Menschen und durch Disziplin und Beharrlichkeit können die Vögel gefangen und abgerichtet werden.⁴⁶ Eine vergleichbare Wertschätzung der Jagd bzw der Falknerei findet sich auch im Prolog zum MOAMIN, einem Traktat zur Falknerei sowie Falken- und Hundeheilkunde.⁴⁷

⁴⁰ DE ARTE I, S. 180.

⁴¹ Wapnewski, S. 15.

⁴² Schmitz, S. 89-93, hier S. 92f.

⁴³ Von den 49 urkundlich erwähnten *Valetti Imperatoris*, die Kantorowicz anführt (Ergänzungsband, S. 273-283), waren lediglich 20 auch als Falkner tätig, also zwei Drittel - es kam also wirklich nicht jeder für diese Tätigkeit in Frage, tatsächlich nur zwei Knappen von fünf.

⁴⁴ Kantorowicz, S. 291.

⁴⁵ Kantorowicz, Ergänzungsband, S. 140.

⁴⁶ DE ARTE I, S.9.

⁴⁷ 1240 erhielt Friedrich II. von Abu Zakariya, dem Herrscher von Tunis, eine unvollständige Abschrift des zwischen 847 und 859/860 entstandenen Traktates ›Kitab al-Mutawakkili‹, das er sogleich von seinem Hofphilosophen Theodor von Antiochia (ca. 1195-1250) ins Lateinische übersetzen ließ. Das fehlende erste Buch wurde durch den ersten Teil des zwischen 775 und 785 entstandenen Falkentraktates des al-Gitrif ersetzt,

All dies zeigt, daß der Wert und der Nutzen, der in der theoretischen und praktischen Beschäftigung mit der Jagd liegt, weit über das hinausgeht, was für diesen adligen Zeitvertreib eigentlich nötig ist. Erziehung und Selbstbeherrschung sind natürlich allgemeine höfische Ideale, letztere ist aber eine besondere fürstliche Qualität: Nur der darf über andere herrschen, der sich selbst beherrscht.⁴⁸ Diese im Mittelalter weit verbreitete Vorstellung findet sich bereits in antiken Sentenzensammlungen (z. B. in den Memorabilien des Valerius Maximus). Auch der Frauendienst ist eine Form der Selbstbeherrschung und Disziplinierung (hier durch Unterwerfung unter den Willen der Dame), doch auch für die Beizjagd und der dafür erforderlichen Kontrolle der Natur und Unterdrückung der eigenen Leidenschaften ist die Selbstbeherrschung unabdingbare Voraussetzung, zugleich ist erfolgreiche Affektkontrolle auch Herrschaftslegitimation.⁴⁹ So wäre z.B. Vergulaht, der sich zuerst bei der Reiherbeize Fehler leistet und dann seinen Gast nicht beschützt, noch nicht recht als Herrscher legitimiert.

Auch in den Jagdbüchern, die DE ARTE VENANDI CUM AVIBUS nachfolgen, werden die positiven Aspekte der Jagd mit Greifvögeln und auch mit Hunden hervorgehoben.

Etwa 100 bis 130 Jahre später entstehen in Frankreich drei Jagdbücher, die zunächst natürlich Lehrbücher sind: LE LIVRE DU ROY MODUS ET DE LA ROYNE RATIO (1354-1376/77), LE ROMAN DES DEDUIS (1359-1373/77) und LE LIVRE DE CHASSE (1. Mai 1387–1389) des Gaston Phébus, Grafen von Foix. Doch ist dies nicht der einzige Inhalt, denn ein weiteres wichtiges Element ist die Tugendlehre, verbunden mit geistlicher Belehrung und Erbauung.

Ein gutes Beispiel hierfür ist LE ROMAN DES DEDUIS, von Gace de la Buigne zwischen 1359 und 1377 für Philipp den Kühnen, Herzog von Burgund (1342-1404) geschrieben. Vornehmstes Ziel des Werkes ist es, dem Empfänger als viertem Sohn König Johanns des

der ebenfalls durch orientalische Vermittlung an den kaiserlichen Hof gelangt und dort übersetzt worden war. Der 2. Teil dieses Traktats wurde ebenfalls eingearbeitet und es entstand so eine Kompilation, die durch Friedrich II. noch gestrafft und in der Terminologie eindeutiger formuliert wurde. Diese endgültige Überarbeitung wurde zwischen August 1240 und April 1241 während der Belagerung von Faenza unternommen (vgl. Georges, S. 336 und 427).

In der Vorrede (S. 118-121 der Edition von Georges bzw. S. 281-284 der ÜS von Burnett) wird nur die Jagd bzw. Beizjagd (*venatione*) als das einzig angemessene Vergnügen des Herrscher akzeptiert: *In quantum enim sunt reges, non habent propriam delectationem nisi venatione* (Prologus, 29; Burnett, S. 284). Im folgenden wird Kaiser Friedrich II. als Empfänger des aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzten Traktates angesprochen und die Nachlässigkeit seiner königlichen Vorgänger und Zeitgenossen auf diesem Gebiet beklagt (Prologus, 30f.).

⁴⁸ Schnell (1994), S. 115f., 119f.

Guten von Frankreich (1319-1364) nahezubringen, daß er *apreist des deduis pour eschiver le péchié d'oiseuse et qu'il fust mieux enseigné en meurs et en vertus*.⁵⁰ Die Vorrede führt als Ziel des Werkes also an erster Stelle nicht etwa die Vermittlung jagdlichen Könnens und Wissens an, sondern die Vermeidung der Sünden der Faulheit und Trägheit und den Erwerb von Tugenden und guten Sitten an.⁵¹ Wie Friedrich II. verbindet auch Gace de la Buigne die Tugenden des idealen Falkners mit denen des guten und gerechten Herrschers (495-592). Um ein guter Falkner und Herrscher zu sein, muß sich der junge Herzog mit allen Tugenden gegen die Laster wappnen: So ist Bescheidenheit der Panzer gegen den Stolz, Geduld der Schild gegen den Zorn, Vernunft ist der Helm, die Liebe sein Schwert, das die Vernunft führen soll. Dabei zeichnet sich die Liebe aus durch *gracieux plaisir*, *ardant désir* und *france volenté*. Der Schwertknauf ist die Macht, der Griff Freigiebigkeit, die Parierstange die Höflichkeit, die Schwertscheide Behendigkeit und der Schwertgürtel die Voraussicht. Am Ende erringt man damit unsterblichen Ruhm, Tapferkeit und *Rénommée* (507-576, 583-588). Dazu gehören noch die Gottesgeschenke von Vernunft und Wissen, die es dem Menschen ermöglichen, Gut und Böse zu unterscheiden und die Vögel und Tiere richtig zu behandeln. Diejenigen, die dieses Geschenk, das der Autor preist, nicht zu nutzen wissen, sind zu verurteilen (479-496). Denn schließlich gilt: *Qu'il n'a pas d'oiseaux la maistrise / Qui a orgueil et felonnie* (495f.).

Aber nicht nur dem Herrscher steht es gut an, sich von den Lastern fernzuhalten, sondern auch dem Falkner. Schließlich sind die Laster der Hauptgrund dafür, daß Vögel, die abgetragen werden sollen, verletzt werden (601f.). Ein schlechter Mensch kann also folgerichtig kein guter Falkner sein (603f.). Später treten sogar noch die personifizierten Laster auf, nämlich *Parece*, *Negligence* und *Oublience*, die ihren Vögeln Schaden zufügen (6233-6240); schließlich entfliehen diesen schlechten Falknern sogar ihre Beizvögel, was man den armen Tieren aber nicht zum Vorwurf machen kann (6258-6262). Daher sollen sich diejenigen, die sich mit diesem Metier (*mestier*, 604) befassen,

⁴⁹ Schnell (1994), S. 118-120, 130.

⁵⁰ LE ROMAN DES DEDUIS, Incipit, S. 93.

⁵¹ Auch LE LIVRE DU ROY MODUS ET DE LA ROYNE RATIO des Henri de Ferrières zeigt im Dialog von Königin Ratio und König Modus die verschiedenen Techniken von Beizjagd und Hetzjagd auf, behandelt die jagdbaren Tiere mit moralisierenden Ausdeutungen, ist also zugleich christliche Tugendlehre und praktische Jagdunterweisung für alle Stände; vgl. dazu LMA V, Sp. 272f. und Schwenk (1998), S. 417-464.

Gaston Phébus seinerseits bietet ein systematisches Lehrbuch der Jagd und behandelt dabei die verschiedenen Techniken, die jeweils bei bestimmten Tierarten zur Anwendung kommen. Dabei nimmt die Hetzjagd auf den Hirsch, die er die edelste nennt, den größten Raum ein; die Beizjagd behandelt er gar nicht.

sich der schönen Tugenden befleißigen, die oben angeführt werden und sie sollen vor allem die Falknerei lieben (599-606, 609f.). Dieses Thema - der Kampf der Tugenden gegen die Laster - durchzieht und strukturiert das gesamte Werk. Die Kämpfe erscheinen dabei ganz realistisch, denn Tugenden und Laster werden personifiziert dargestellt.

Dementsprechend wird empfohlen, daß man sich mit seinen jagdlichen Zerstreuungen immer im Rahmen seines Standes bewege, wenn man *vaillance* erwerben will.⁵² So soll sich der verheiratete *escuier* (715), der im Rang direkt unter dem Ritter steht, mit zwei Lannerfalkenterzeln oder mit einem Falken bescheiden (724f.). Gerät er in finanzielle Schwierigkeiten, soll er nicht zögern, seinen Beizvogel zu verkaufen (was nicht unehrenhaft ist) und sich einen neuen zulegen, wenn die Zeiten wieder besser sind (726-740), denn dann wird auch die Frau nichts gegen die Beizjagd haben (731f.). Der *bachelor*, der unverheiratete Anghörige des niederen Adels im Rang eines Ritters, kann sich nach ähnlichen Leitlinien richten (741-758): Er braucht nicht zu zögern, seine Vögel - für ihn sind drei bis vier Tiere angemessen - bei einem höherrangigen Adligen (*grant seigneur*, 746) gegen ein gutes Schlachtroß einzutauschen, wenn ein Feldzug bevorsteht. Doch soll man sich dabei der Vernunft bedienen und genau hinsehen, wem man sich auf diese Weise verpflichtet: Die Vögel sollen also nur in gute Hände abgegeben werden. Wenn man nämlich einen guten Falkner und damit einen ehrenhaften Menschen auswählt, kann man sich diesem ganz ohne Bedenken verpflichten und unter seinem Banner in den Krieg ziehen, läßt sich daraus folgern.

Weitaus größere Verantwortung trägt der *grant seigneur*, also ein Angehöriger des Hochadels: *conte* (Graf), *duc* (Herzog) und *prince* (Fürst). Er muß auf seinen gesamten Haushalt achten und sich vor allem vor dem Müßiggang hüten: *Hommé, oysel, cheval et chien, / S'il ne travaille, ne vaut rien* (765f.). Sein Rang erfordert es, viele und gute Beizvögel im großen Stil zu halten und sich der Beizjagd zu widmen. Er soll sich aber unbedingt davor hüten, sie zu verkaufen, denn dies ist seinem Stand unangemessen. Dagegen soll er aber bei jeder sich ergebenden Gelegenheit gute Beizvögel ankaufen und diese auch verschenken (782-792).

Der Herrscher, sei es König oder Kaiser, *muß* sich Beizvögel halten, Falken aller Art, jeden Alters und in den unterschiedlichsten Farbschlägen. Er soll keine Mühe und keine Kosten scheuen, sich Vögel auch aus entlegenen Regionen zu beschaffen, etwa solche aus Nordafrika, die sich besonders gut zur Kranichjagd eignen (*tarrotes de Barbarié*, 809f.).

⁵² Dies entspricht wiederum der großen Wertschätzung, die schon Thomasin von Zerclaere solchen Eigenschaften wie *state* und *mâze* beimißt (*state*: II. und III. Buch: 2142f.; *mâze*: VIII. Buch: 9935ff.); zur Hierarchie der Beizvögel vgl. a. Evans, S. 80-91.

Auch hier warnt Gace de la Buigne wieder vor der Sünde der Trägheit (*oisiveté*, 829-840) und hält dem Leser bzw. Philipp von Burgund als Empfänger das abschreckende Beispiel von Sodom und Gomorrha vor Augen (793-840).

Dies alles beschreibt die höfisch-adligen Aspekte der Beizjagd, die für einen Adligen der einzig standesgemäße und tugendhafte Zeitvertreib zu sein hat. Daneben ist auch der repräsentative Aspekt der Greifvogelhaltung zu berücksichtigen. Zu einer kompletten Hofhaltung gehört zwingend ein gutbesetztes Falkenhaus. So ist es für Kaiser und Könige unabdingbar, dieses einzurichten und Falkner zu beschäftigen. Adlige eiferten diesem Vorbild natürlich nach.

Daneben hat die Beizjagd aber auch noch einen praktischen Aspekt: Zu einem standesgemäßen großen adligen Haushalt gehören nämlich noch die Habichter (*maugracieux ostruciers*, 844), die aber so ungehobelte Gesellen sind, daß man sie noch nicht einmal zusammen mit den Falknern unterbringen kann. Ihre Anwesenheit ist aber in Kauf zu nehmen, denn es ist andererseits auch aus wirtschaftlichen Gründen unerlässlich, gute Habichte (vgl. Abb. 43) zu besitzen: *De bons ostours te faut avoir* (841). Diese Vögel sind das, was man ›Küchenvögel‹ nennt, denn sie eignen sich besonders gut für den Fang von Lerchen, Schnepfen, Wachteln und anderen Vögeln für die herrschaftliche Küche (873-883) sowie für die Jagd auf Kaninchen. Daher läßt Gace de la Buigne auch kein schlechtes Licht auf den Habicht fallen, sondern hält im Gegenteil denjenigen für weise, der sich Habichte hält, Vögel, die dazu noch großes Vergnügen bereiten: *Que je tieng bien celui pour sage / Qui tient ostour en sa maison, / Car pour la cuisine est tres bon, / Et si puis bien dire sanz fable / Que c'est oysel moult deduisable* (928-932). Weniger gut beleumdet sind dagegen die Habichter, denn abgesehen von ihrem schon erwähnten ungehobelten Benehmen haben sie die üble Angewohnheit, ein Jagdrevier völlig leerzufangen (855-862). Daher sollen die Falkner bei der Beizjagd den Vortritt haben, besonders bei der anspruchsvollen Reiherjagd. Der Habichter, der mehr eine Art notwendiges Übel zu sein scheint, soll erst danach beizen dürfen: *Que l'ostricier voise darriere* (868).

Als Gegensatz zu diesen unmanierlichen Gesellen entwirft auch Gace de la Buigne nun das Bild des idealen Falkners, der dem adligen Jäger (Kaiser, König oder Fürst) zur Seite steht (933-949). Er soll ehrenhaft, höflich gegen alle Leute, bescheiden und ohne Stolz und Habgier sein, die Beizvögel lieben und auch mit Sachkenntnis und Geist über die Beizjagd reden können. Denn: *Le mestier de fauconnerie / Requiert homme de honneste vie* (1983f.) und der Oberste Falkner steht sogar im Rang eines Ritters: *La est le maistre fauconnier, / Qui est un gentil chevalier* (9481f.).

So läßt sich die Jagd mit Gaces Worten ganz treffend zusammenfassen: *De chiens,*

d'oyseaux, d'armes, d'amours, / Pour une joye cent doulours (8365f.). Die Jagd ist also ein sprichwörtlich mühseliges und dann auch wieder schönes Geschäft. Man muß große Anstrengungen unternehmen, um auch nur annähernd den gewünschten Erfolg zu erzielen. Genauso groß sind aber auch die Anstrengungen, die man - und dies gilt hier vor allem für den Adressaten des Werkes, Philipp den Kühnen - auf sich nehmen muß, um im Kampf der Tugenden gegen die Laster den Sieg davonzutragen.

Im Gegenzug gibt es aber auch einige Kritiker, die der weltlichen Jagd gänzlich ablehnend gegenüberstehen. Es wurde bereits dargestellt, daß die Jagd für Angehörige des geistlichen Standes untersagt war, da offiziell beides als unvereinbar miteinander angesehen wurde. Daß dies nur schwierig durchzusetzen war, kam ebenfalls schon zur Sprache.

Doch auch für Adlige und Herrscher wurde die Jagd oftmals für unpassend gehalten.⁵³ So wurde z.B. die Jagdleidenschaft Kaiser Friedrichs II. von päpstlicher (also feindlicher) Seite polemisch verspottet: »Er verwandelte den Titel der Majestät in ein Jagdamt und wurde, statt mit Waffen und Gesetzen geschmückt, von Hunden und schreienden Vögeln umgeben, vom Kaiser zum Jäger; er vertauschte das Zepter seiner Erhabenheit mit dem Jagdspeer und ließ, die Rache an seinen Feinden hintansetzend, die Adler des Triumphs auf den Vogelfang los.«⁵⁴ Dabeikennt der unbekannte Biograph Papst Gregors IX. die wissenschaftliche Bedeutung von Friedrichs Werk, das eben nicht nur ein Jagdtraktat ist, sondern sich als Ergebnis jahrelanger Naturforschung darstellt und somit wesentlich höhere wissenschaftliche Ansprüche erfüllt.

Allgemein ist die Kritik der weltlichen Jagd eine nicht sehr weit verbreitete Gattung, die ihren Ursprung in klerikalen und bürgerlichen Kreisen hat. Dieser geistige Ursprungsort ist sicher auch der Grund für die Ablehnung dieses äußerst adligen Vergnügens.

Spätantike und frühmittelalterliche Autoren wie Bischof Maximus von Turin (um 400) kritisieren die Jagd in der Fastenzeit und die übertriebene Liebe zu den Hunden, die angeblich besser gehalten werden als die Dienerschaft, die zu allem Überfluß auch noch vom Gottesdienst abgehalten wird.⁵⁵ Auch Bischof Jonas von Orléans (vor 780-843) kritisiert die übertriebene Hundeliebe, mahnt die Reichen zur Unterstützung der Armen und wendet sich gegen die Jagdgesetze und Einhegungen mit dem Argument, daß Gott

⁵³ Bumke, *Höfische Kultur II*, S. 583f.

⁵⁴ Kantorowicz, S. 290f.; *DE ARTE*, Kommentarband, S. 3 und Anm. 6.

⁵⁵ Szabó, S. 189f.

das Wild allen Menschen zur Nutzung überlassen habe.⁵⁶ Daneben erregt auch die Jagd an Sonn- und Festtagen und zur Fastenzeit seinen Unwillen.⁵⁷

Auch im Umfeld der jagdbegeisterten englischen Könige aus dem Haus Plantagenet (Wilhelm der Eroberer, Heinrich I., Heinrich II.) wurde Kritik an der Jagd formuliert, am vehementesten, wie bereits gezeigt, von Johannes von Salisbury (1115-1180). Im POLICRATICUS (1156-1159) soll sowohl von den nichtigen Vergnügungen des Hofes als auch von den Lehren der Philosophen gehandelt werden. Es ist am Leser, zu entscheiden, welcher Seite er sich zuwenden möchte. Ausgehend von der Annahme, daß jedes Mitglied der Gesellschaft seinen bestimmten Stand und darin seine bestimmte Aufgabe hat, argumentiert der Autor, daß es nach dieser Pflichtenlehre für Adlige und Herrscher einfach nicht angemessen ist, sich mit der Jagd zu beschäftigen, da ihr hoher Stand durch diese niedere Tätigkeit entehrt wird, die er als Handwerk betrachtet. Nach vielen Beispielen aus der biblischen und antiken Geschichte und Anspielungen auf die unmittelbare Gegenwart schließt Johannes seine Darlegungen nochmals mit der Klage darüber, daß heutzutage jeder anderen Beschäftigungen nachgehe als denjenigen, zu denen er berufen und befähigt sei. Deshalb wettert er auch gegen die Jagd des Königs und der Bischöfe, jagen sollen nur die Berufsjäger. Natürlich konnte sich Johannes von Salisbury, der als Sekretär des Erzbischofs von Canterbury auch den englischen Hof kennenlernte, mit solchen Äußerungen, die die Jagdgesetze und die Jagdpraxis König Heinrichs II. kritisierten, bei Hof nicht beliebt machen. Neu an Johannes' Kritik ist, daß er sich gegen die *weltliche* Jagd wendet und daß er sie in eine Darstellung des gesellschaftlichen und ständischen Systems einbettet.⁵⁸

Auch Walter Map (1130/35-1209/10) hält die Jagd für keine ernsthafte Beschäftigung: Heinrich II. soll ein guter Hunde- und Beizvogelkenner gewesen sein und sei dieser Scheinbeschäftigung (*illusio*) mit großem Eifer nachgegangen.⁵⁹

Radulfus Niger (vor 1146-um 1199) schlägt als Schüler Johannes' von Salisbury ähnliche Töne an wie sein Lehrer und kritisiert wie dieser die weltliche Jagd. In seinem Werk DE RE MILITARI ET TRIPLICI VIA PEREGRINATIONIS IEROSOLIMITANE (um 1188), das sich eigentlich gegen den dritten Kreuzzug wendet, wird der Jagd ein eigenes Kapitel eingeräumt. Darin wirft er geistlichen und weltlichen Herren vor, über solchen Zerstreuungen wie Jagd, Vogelfang und Fischen und auch Würfel-, Schach- und Brettspiel ihre eigentlichen Pflichten zu vernachlässigen und vergessen. Dies hält er auch

⁵⁶ Szabó, S. 190f.

⁵⁷ Szabó, S. 195.

⁵⁸ Szabó, S. 199-206.

mit für einen Grund, weshalb Saladin Jerusalem einnehmen konnte.⁶⁰

Nach diesen Einwendungen gegen die weltliche Jagd im 12. Jahrhundert scheint sich auf diesem Gebiet lange Zeit nichts zu tun - vielleicht ein Hinweis darauf, daß die Jagd des Adels nun stillschweigend akzeptiert wird. Jedoch findet sich in der Fürstenkritik des italienischen Humanismus die Jagdkritik als gängiges Motiv, das schon von Boccaccio um 1350 im DECAMERONE (X,10) benutzt wird. Gualtieri, der junge Markgraf von Saluzzo, geht unvernünftigerweise nur seiner Jagdleidenschaft nach, ohne daran zu denken, sich zu verheiraten und eine Familie zu gründen. Und auch Poggio Bracciolini äußert sich um 1440 ähnlich, nennt die adligen Jäger Müßiggänger und Faulpelze (*ociosorum atque inertium studia*), die besser den Landbau betreiben sollten.⁶¹ Erst um 1500 meldet sich der Humanist Jakob Wimpfeling (1450-1528) zu Wort, der in seinem Erziehungstraktat ADOLESCENTIA (gewidmet dem jungen Grafen Wolfgang von Löwenstein-Scharfeneck [1493-1512]) die Jagd als adligen Zeitvertreib entschieden ablehnt. Für Könige oder Fürsten sei diese niedrige, wilde und rohe Betätigung unangemessen, die von Menschen niederen Standes ebensogut ausgeübt werden könne. Die Vorstellung, die Jagd könne eine erzieherische Wirkung haben, ist ihm, wie auch Johannes von Salisbury, ganz fremd. Vielmehr sind in seinem Erziehungskonzept körperliche Übungen (und damit auch die Jagd) zweitrangig, ja sogar unerwünscht wegen ihres wilden und ungezügelten Charakters.⁶² Junge Adlige hingegen, die später auch Herrscheraufgaben zu erfüllen haben, sollten sich besser andere Fähigkeiten aneignen: Lesen, schreiben, das Studium der Fremdsprachen, der Geschichte, der Kirchenväter und der Gesetze sind von größerem Nutzen und des adligen Standes würdig (S. 194, Z. 19-27), dazu paßt auch der von Wimpfeling (S. 331, Z. 15) zitierte Ausspruch Heinrichs I. von England: *Rex illiteratus est sicut asinus coronatus*. Hier spricht sowohl der gelehrte Humanist als auch der freie Stadtbürger: Ihm ist die Lebensweise des ländlichen Adels sehr fremd und fern.⁶³ Aber auch bürgerliches Selbstbewußtsein spricht hier: Der Adel ist zum Herrschen bestimmt, der Bürger aber muß ihn erziehen.⁶⁴ Im Kapitel 90 seines Traktates *Contra venationem*⁶⁵ wird diese ablehnende Haltung durch Exempla untermauert, z. B. aus der Mailänder Stadtgeschichte (der Streit um Jagdrechte führt zu Unfrieden unter Nachbarn), auch die Kirchenväter Augustinus und Hieronymus werden

⁵⁹ Szabó, S. 207.

⁶⁰ Szabó, S. 207f.

⁶¹ Bertelmeier-Kierst, S. 122.

⁶² ADOLESCENTIA, S. 194, 259.

⁶³ Szabó, S. 209-211.

⁶⁴ ADOLESCENTIA, S. 155.

⁶⁵ ADOLESCENTIA, S. 131-134.

bemüht, Esau als Jäger ist ein Sünder, genau wie Lamech und Nimrod, Hubertus und Eustachius waren nicht Heilige und Jäger zugleich. Die Beispiele sind dieselben, die auch Johannes von Salisbury wählte und auch die Schlüsse, die gezogen werden, ähneln sich: Die Jagd stellt eine Gefahr für die menschliche Seele und das Gemeinwesen dar, ihre Wirkung auf den Menschen ist verrohend, nicht etwa verfeinernd. Menschen in Führungspositionen sollten sich gänzlich davon fernhalten.

Nichts könnte größer sein als der Gegensatz zwischen Kaiser Friedrich II., der sich der Ornithologie und der Beizjagd mit wissenschaftlicher Ernsthaftigkeit und Genauigkeit widmet und den Gelehrten und Geistlichen aus dem Umfeld des englischen Königshofes, die die Jagd als rohe und unstandesgemäße Beschäftigung ansehen und, besonders bei der Beizjagd, kühle Kosten-Nutzen-Analysen erstellen. Jakob Wimpfeling stellt den anderen Typus des Kritikers der weltlichen Jagd dar, bei dem sich Bürgertum und Stadt und Adel und Land im klassischen Gegensatz einander gegenüberstehen. So empfiehlt er denn auch seinen adligen Zeitgenossen den Aufenthalt in der Stadt: dort gäbe es vielfältige Möglichkeiten zum sinnvollen und geistig anspruchsvollen Zeitvertreib.⁶⁶ Die erzieherischen Aspekte, die der Jagd von den adligen Jagdschriftstellern zugeschrieben werden, nimmt Wimpfeling nicht wahr und diskutiert sie erst gar nicht oder akzeptiert sie einfach nicht.

Dem gegenüber stehen die schon erwähnten vielfältigen und zahlreichen Stimmen, die die positiven Seiten der Jagd und ihre wichtigen gesellschaftlichen Funktionen herausstreichen. So beugt die Jagd vor allem dem Müßiggang vor und hält damit auch von den damit verbundenen Untugenden ab. Ein neuer Aspekt hingegen ist die Möglichkeit zur Erholung, die die Jagd bietet und wie sie Richard von Ely (†1198), der Schatzmeister Heinrichs II., in seinem *DIALOGUS DE SACCARIO* (1177/79) ausführt: Der Wald ist der Ort, an den sich der Herrscher zurückzieht, um sich bei der Jagd zu erholen. Dort kann man die Unruhe des Hofes hinter sich lassen und die Natur genießen.⁶⁷ Die Jagd ist also nicht ein unnützes Umherschweifen in der Wildnis, sondern verhindert im Gegenteil den Müßiggang und dient außerdem der geistigen und körperlichen Erholung. Beides sind wichtige Aspekte, wenn man die Verantwortung bedenkt, die ein Herrscher trägt und für den geistige Ausgeglichenheit und körperliche

⁶⁶ Szabó, S. 211.

⁶⁷ *In forestis etiam penetralia regum sunt et eorum maxime delicias. Ad has enim uenandi causa, curis quandoque depositis, accedunt, ut modica quiete recreentur. Illic, seriis simul et innatis curie tumultibus omissis, in naturalis libertatis gratiam paulisper respirant...*, *DIALOGUS DE SACCARIO*, S. 130/131; Szabó, S. 213; Fenske (1997), S. 44f. und 55.

Gesundheit von größter Bedeutsamkeit sind.

Daneben gehört die Jagd natürlich auch zu den Fähigkeiten, die Adlige schon von Jugend auf erlernen und damit zum adligen Bildungskanon, so auch in der höfischen Epik: Hier ist sie ganz einfach und selbstverständlich ein unverzichtbares Element höfischer Erziehung und Lebensart und adliger Repräsentation. Die Jagd nimmt also im adligen Leben einen festen Platz ein, von dem sie durch nichts verdrängt werden konnte, auch nicht durch die Einwände von Geistlichen und Gelehrten. In der Gesamtschau wiegen die ablehnenden Stimmen nicht sehr schwer und werden von den gegensätzlichen Meinungen, die die Jagd als angenehm und nützlich ansehen, fast gänzlich übertönt.

Eines der zentralen Themen im Werk Wolframs von Eschenbach ist die richtige und verantwortungsvolle Ausübung von Herrschaft und königlicher Macht. Wie groß dieses Interesse ist, beweist z. B. die Wahl des GUILLAUME-Stoffes als Vorlage für den WILLEHALM. Doch hatte natürlich auch der Auftraggeber des Werkes und Vermittler der Vorlage, Landgraf Hermann I. von Thüringen, Einfluß auf die Wahl des Stoffes (Wh. 3,8f.: *lantgrâve von Düringen Herman / tet mir diz mæere von im bekant*).⁶⁸

Gerade im PARZIVAL wird dieses Thema auf ungewöhnliche und neue Art und Weise dargestellt und behandelt. Dabei werden ganz neue Zusammenhänge hergestellt: Die Jagd und die Jagdausübung lassen Rückschlüsse zu auf die Qualitäten des Herrschers, der gerade im Mittelpunkt der Handlung steht. Dabei wird die Berechtigung der adligen Jagd allgemein und der des Königs im Besonderen als Teil eines repräsentativen und standesgemäßen Lebens gar nicht in Frage gestellt - ein jagender König ist grundsätzlich nichts Verwerfliches. Jedoch muß der Herrscher auch hier vorbildlich sein, erlauben er selbst oder seine Bediensteten sich grobe Fehler, so läßt dies Rückschlüsse zu auf seine Fähigkeiten als Erster eines Staatswesens, denn dies macht auch andere menschliche Schwächen wahrscheinlich. Mit dieser Haltung unterscheidet sich Wolfram grundsätzlich von denjenigen Gelehrten, die die adlige Jagd ablehnen.

Dabei gibt es ein durchgehendes Motiv: Die Sympathien des Erzählers und auch das Recht sind auf Seiten der Fürsten (also der Standesgenossen des Landgrafen). Dies können die Reichsfürsten im WILLEHALM sein oder auch die Fürsten am Artushof oder anderen Höfen. Der Herrscher aber setzt sich ihnen gegenüber ins Unrecht. Sowohl im WILLEHALM als auch im PARZIVAL stehen sich immer wieder König und Fürsten im

⁶⁸ WILLEHALM und ROLANDSLIED können ja auch zur Gattung der Fürstenliteratur gezählt werden; vgl. a. Ott-Meimberg, S. 97; Bumke, Mäzene, S. 165; Bumke, Wolfram von Eschenbach, S. 11.

Konflikt einander gegenüber. Dabei wird im WILLEHALM gerade noch eine kriegerische Auseinandersetzung vermieden, im PARZIVAL aber kommt es zwischen den Parteien zum Kampf (Buch VII: Meljanz - Lippaut; Buch VIII: Vergulaht - Kingrimursel und Gawan). Wie im PARZIVAL findet sich das Motiv des schwachen und unentschlossenen Herrschers auch im WILLEHALM. Dieser Herrscher, König Ludwig der Fromme, Sohn Karls des Großen, erscheint entscheidungsschwach und leicht beeinflussbar und ist seinen Verwandten und Vasallen gegenüber nicht loyal. Willehalms Ankunft in Munleun ist dem König und den Fürsten unangenehm (141,1-4), seine Schwester, die Königin, läßt sogar die Burgtore verschließen. Erst nach einigem Hin und Her wird die militärische Hilfe gegen den Angriff der Sarazenen, der doch auch eine Gefahr für das Reich darstellt, gewährt. Dennoch lehnt sich Willehalm nicht gegen seinen König auf und erst durch die Vermittlung seines Vaters, des Grafen Heimrich von Narbonne, wird diese Staats- und Familienkrise überwunden. Die feudale Ordnung ist wieder hergestellt und auch für den Kampf gegen die Sarazenen werden nun Truppen und auch Geld zur Verfügung gestellt. In der politischen Aufgabe und Bedeutung - Schutz und Erhalt des Reiches - steht aber dieser Herrscher hinter dem Lehnsmann und den Vasallen zurück. Tatsächlich übernehmen diese die Aufgaben des Königs, nämlich die Sicherung des Reiches und damit die Fortsetzung der Kämpfe Karls des Großen. Die Idee des Reiches wird also von den *Fürsten* vertreten, die auch seinen Schutz übernehmen und für die Verteidigung verantwortlich sind und nicht etwa von König oder Kaiser, der zunächst sogar die Unterstützung verweigert. Auch die Ministerialität spielt hier keine Rolle.⁶⁹

EXKURS: DIE REICHSPOLITIK LANDGRAF HERMANN'S I. VON THÜRINGEN

Die unabhängig und selbstbewußt auftretenden Reichsfürsten am Hof des französischen Königs im WILLEHALM und der Disput der Fürsten am Hof König Vergulahts im PARZIVAL lassen Vergleiche mit Wolframs Gönner Hermann von Thüringen zu.

Dieser⁷⁰ wird 1181 Pfalzgraf von Sachsen. Als sein Bruder Ludwig III. 1190 im Heiligen Land ohne Erben stirbt, versucht König Heinrich VI. das landgräfliche Lehen Thüringen einzuziehen und für die Krone einzubehalten. Schließlich belehnt der König den Landgrafen auf Drängen der anderen Reichsfürsten doch noch mit Thüringen, behält aber zwei Städte und eine Provinz ein. Vielleicht ist dieses Verhalten des Herrschers dafür verantwortlich, daß Hermann im weiteren Verlauf der Geschichte zunächst auf seinen

⁶⁹ Bumke, Wolfram von Eschenbach, S. 245-247.

⁷⁰ * um 1155, † 25. April 1217 in Gotha

eigenen Vorteil bedacht ist und sich entsprechend dort zu positionieren sucht, wo es ihm am vorteilhaftesten erscheint. Offensichtlich mißtraut er der Hausmachtpolitik Heinrichs VI., denn seine eigene Macht als Reichsfürst drohte dadurch beschnitten zu werden.⁷¹ Dies wird deutlich in der Reaktion der Reichsfürsten, darunter auch Hermann, auf die Erbreichspläne Heinrichs VI.: Die Krone sollte den Staufern erblich sein, im Gegenzug sollten die Lehen der Reichsfürsten ebenfalls erblich werden, wenn diese auf ihr Wahlrecht verzichteten - diese Pläne kamen jedoch nie zur Ausführung. 1196 und 1197 (nach dem Tod Heinrichs VI. in Messina) leisten die Reichsfürsten und damit auch Hermann den Treueid auf Friedrich II. Als Hermann im Juli 1198 in Thüringen eintrifft, hat die Doppelwahl Philipps von Schwaben und Ottos IV. bereits stattgefunden - beide erheben Anspruch auf die deutsche Krone. Hermann erkennt Otto an und erhält dafür die Reichsstädte Nordhausen und Saalfeld sowie 8000 Mark, wohl als Ausgleich für die seinerzeit von Heinrich VI. einbehaltenen Besitzungen. Als 1199 König Richard Löwenherz von England stirbt, steht Otto IV. ohne finanzielle Unterstützung da, Hermann wechselt ins staufische Lager und läßt sich die Reichsstädte Nordhausen, Mühlhausen und Saalfeld übertragen. 1201 ist er wieder im welfischen Lager zu finden, erneuert den Treueid 1203 und erhält auch Nordhausen zurück. Im Verlauf des Bürgerkriegs zieht Philipp von Schwaben 1204 in Thüringen ein⁷² und Hermann muß sich ihm am 17. September unterwerfen. Als Philipp von Schwaben 1208 in Bamberg ermordet wird, wechselt Hermann wieder ins welfische Lager, allerdings ohne den erhofften Erfolg, denn er erhält die 1204 verlorenen Reichsstädte nicht zurück. So ist er auch nicht anwesend, als Otto IV. am 4. Oktober 1209 in Rom zum Kaiser gekrönt wird. Im September 1211 ist Hermann unter den Fürsten, die Friedrich II. zum deutschen König wählen, dem man bereits 1196 den Treueid geschworen hatte. In den folgenden Jahren ist Hermann konstant in der Umgebung des Königs zu finden, wie zahlreiche Urkunden belegen. Nach der Schlacht von Bouvines (27. Juli 1214) zerschlagen sich Ottos IV. Machtansprüche endgültig, er stirbt am 19. Mai 1218 auf der Harzburg. Der Mäzen Wolframs⁷³ ist wie dessen literarische Figuren vor allem auf Machterhalt und Unabhängigkeit bedacht, läßt sich seine politische Unterstützung auch entsprechend gut bezahlen. Dies brachte nicht nur Zuwachs an Macht und Territorium, sondern auch Geldmittel, die für einen fürstlichen Lebensstil, das künstlerische Mäzenatentum und den Burgenbau dringend notwendig waren. Folgerichtig preisen sowohl Wolfram als auch

⁷¹ Kirmse, S. 332 und 337.

⁷² Vgl. Pz. 379,18-20 mit der Anspielung auf die verwüsteten Erfurter Weinberge.

⁷³ Vgl. Bumke, Mäzene, S. 159-168 und Peters, S. 10-16.

Walther seine *milte* und bezeichnenderweise wendet sich Hermann in dem Moment von Otto IV. ab, als mit dem Tod seines Onkels die Geldquellen versiegen. Kurzfristig waren Hermanns wechselnde Parteinahmen zwar lukrativ, doch zugleich war Thüringen in diesen politisch instabilen Zeiten häufig Schauplatz heftiger Kämpfe, die das Land verarmen ließen.⁷⁴

Besonders die ältere Forschung machte Hermann daher den Vorwurf, schwankend, berechnend, käuflich und bedenkenlos ausschließlich auf den eigenen Vorteil bedacht gewesen zu sein.⁷⁵ Dabei verliert man aus den Augen, daß durch die Doppelwahl von 1198 das Königtum geschwächt worden war und somit die Fürsten als Entscheider an politischer Stärke und Macht gewannen. In diesen Umfeld erweist sich Hermann als Realpolitiker, der die Umstände für sich arbeiten läßt und einen eigenen Weg sucht. Dies wird auch von der neueren Forschung gesehen: So wird nicht mehr von einer staufischen oder welfischen Politik des Landgrafen gesprochen, vielmehr wird der Blick auf die Beziehungen zur Kurie und anderen europäischen Herrschern als dem konstanten Faktor der ludowingischen Politik gerichtet und dem Landgrafen ein »protosouveränes Handeln« attestiert.⁷⁶ Aus dem unsicheren Kantonisten wird ein Politiker, der in europäischen Dimensionen denkt und handelt.

*

Im PARZIVAL gibt es zwei Episoden, in denen die Autorität und die Ansprüche eines Herrschers besonders gefährdet sind und in Frage stehen und in deren Verlauf den Herrschern von einem Fürsten und Verwandten heftige Vorhaltungen gemacht werden. Zunächst ist das Keie, der Artus zurechtweist, als dessen Herrschaft durch die Ansprüche Ithers bedroht ist. Und auch König Vergulaht bekommt von Kingrimursel heftige Vorwürfe zu hören als Reaktion auf die Angriffe auf Gawan, die gegen geltendes Recht verstoßen.

Keies Auftritt am Artushof geht die Herausforderung Ithers von Gaheviez voraus, der aufgrund seines verwandtschaftlichen Verhältnisses zu Artus (die beiden sind entfernte Vettern) bei diesem Anspruch auf seinen Erbteil, die Bretagne, erhebt (145,11-14). Für Artus bedeutet dies natürlich eine erhebliche Verkleinerung seines Herrschaftsbereiches und damit Machtverlust. Unausgesprochen scheint auch die Königin

⁷⁴ Zusammenfassend hierzu Patze, S. 249-262 und Frölich, S. 30-36.

⁷⁵ So Kirmse, S. 42 und Patze, S. 261 (hier fällt sogar das Wort »Verräter«).

⁷⁶ Wiegand, S. 46-51.

mitinbegriffen zu sein, denn als Ither den Becher von der königlichen Tafel nahm, ist daraus Wein auf die Hausherrin geschwappt. In diesen Erbfolgekonflikt unter Verwandten poltert nun der junge und unbedarfte Parzival hinein. Vor den Stadttoren von Nantes begegnet er Ither, dem Roten Ritter, der ihm eine Botschaft an Artus aufträgt: Er wartet auf einen Ritter vom Artushof, der sich ihm zum Zweikampf stellt. Diese Botschaft richtet Parzival auch aus und damit nimmt das Verhängnis seinen Lauf. Keie ermuntert nämlich Artus, den jungen Parzival in den Kampf mit Ither zu schicken (150,11-22; vgl. a. Komm. zu 150,21f.). Artus wird hier als zaghafter und unentschlossener König dargestellt: Obwohl ein gut Teil seines Herrschaftsgebietes auf dem Spiel steht, kann er sich zu keiner angemessenen Reaktion auf die Herausforderung Ithers durchringen.⁷⁷ Weder will er selber gegen Ither antreten noch dies einem seiner Ritter gestatten, obwohl die gesamte Tafelrunde versammelt ist! Als Parzival in den Kampf ziehen will - schließlich möchte er Ritter werden - ist Artus zunächst gar nicht damit einverstanden, denn er fürchtet, daß dies für den unerfahrenen Knaben tödlich enden könnte. Ihm tut es leid um den Jungen, der die ganze Hofgesellschaft mit seiner Schönheit und Unbefangenheit für sich eingenommen hat. Solche Bedenken sind Keie ganz und gar fremd. Ihm ist es um den Machterhalt zu tun und zwar mit allen Mitteln, was er so zusammenfaßt: *ine sorge umb ir deweders leben: / man sol hunde umb ebers houbet gebn* (150,21f.).⁷⁸ Daß er dabei das Leben eines unerfahrenen Knaben aufs Spiel setzt, hat keine Bedeutung. Keie ist in diesem Chaos am Hof der einzige, der einen klaren Kopf bewahrt und die Gelegenheit nutzt, um Artus' Herrschaft zu bewahren. Parzivals Verlangen nach Ritterschlag und Rüstung kommen ihm da gerade recht, und er bestärkt Artus noch. Aber auch die Reputation seines Herren leidet, denn sowohl dieser selbst als auch die Hofleute und Ritter setzen sich hier gleichermaßen in ein schlechtes Licht. Ihr Gegenspieler Ither steht dagegen besser da: Wegen der engen Verwandtschaft zu Artus ist sein Territorialanspruch nicht unbegründet, die Reaktion des Königs dagegen ist ganz hilflos. Für das folgende Unglück tragen Artus und Keie gleichermaßen die

⁷⁷ Aus diesem Grund hat Wolfram wohl auch den Sieg über König Rion gestrichen und auch im Verlauf der gesamten Erzählung greift der König niemals zu den Waffen - sein Ruhm begründet sich auf bereits errungene Siege. Seine Rolle ist die des Versöhners und Friedensstifters, eine ethisch-moralische Instanz, die von allen Beteiligten akzeptiert und anerkannt wird. Artus versöhnt Todfeinde, wendet Kämpfe zwischen Verwandten ab und gibt Liebende in die Ehe. Sein Ziel ist der Ausgleich, wo sonst Rache, Vergeltung und Fehde herrschen würden; vgl. a. Gürtler, S. 110-116.

⁷⁸ Es wäre aber unangebracht, wenn man diese Eberjagd mit dem harmlosen Kreisspiel der Kinder (150,15-17) gleichsetzen wollte, wie es Haupt, S. 47 tut. Vielmehr stellt Keie klar, daß eine solche Bewährungsprobe auch gefährlich sein kann; vgl. a. Komm. z. St.

Verantwortung (150,27f.). In diesen beiden letzten Punkten nimmt Wolfram wesentliche Veränderungen gegenüber seiner Vorlage - Chrestiens PERCEVAL - vor, wodurch die Konzentration auf den Themenkomplex Herrschaft, Machtausübung, Herrschaftserhalt noch hervorgehoben wird.

Bei Chrestien trägt der Rote Ritter (*Li Vermax Chevaliers a non / De la forest de Quinqueroi*, 950f.) keinen Namen und erhebt ohne jede rechtliche Grundlage (er ist *kein* Verwandter des Königs) Anspruch auf Artus' *gesamtes* Reich. Er erscheint als namenlose Bedrohung, die aus einem Wald heraustritt - ein märchenhaftes Motiv, das bei Wolfram ganz fehlt. Den König selber nennt er *mauvais roi* (889), der bezeichnet den Roten Ritter als *li pire anemis que j'aie* (945). Auch Keu ist etwas anders gezeichnet: Er lästert über Perceval (1003-1007) und wird deswegen von Artus zurechtgewiesen. Dabei wird Keus Übellaunigkeit mit seiner Verwundung begründet: *Li seneschax, qui fu blechiez* (1001). Der König fordert Perceval aber auch nicht auf, gegen den Roten Ritter vorzugehen, dieser reitet einfach los, ohne noch irgendeinen Rat abzuwarten (1065f.). Die Gewichtungungen sind also deutlich anders gelagert, denn bei Chrestien erscheint die ganze Szene fast komisch, bisweilen lächerlich. Der ganze Hof ist in Auflösung begriffen, keiner weiß, was zu tun ist, die Königin ist hysterisch auf ihr Zimmer gerannt, der König ist hilflos und möchte sich wohl am liebsten seine Wollmütze über die Ohren ziehen. Eigentlich ist diese Plan- und Ratlosigkeit unverständlich, denn Artus ist gerade von einem siegreichen Feldzug gegen König Rion von den Inseln zurückgekehrt (850-852), er ist also fähig, seine Herrschaft zu erhalten und noch auszuweiten. Allerdings ist die Hofgesellschaft etwas ausgedünnt, denn viele Waffengefährten haben sich auf ihre Burgen zurückgezogen (853-858). Aber auch der Rote Ritter benimmt sich rüpelhaft und unverschämt, seine Herrschaftsansprüche sind nicht nachzuvollziehen. Mitten in dieses Chaos platzt Perceval und nun ruht die Hoffnung des ganzen Hofes auf einem unerfahrenen bäurischen Knaben.

Bei Wolfram hingegen wird die ganze Situation deutlich differenzierter dargestellt. Zunächst einmal ist Ither, der bei Wolfram nun auch einen Namen erhält, wesentlich positiver dargestellt. Seine Ansprüche sind durchaus nachvollziehbar aufgrund seines verwandtschaftlichen Verhältnisses zum König. Auch seine Reaktion auf Parzivals Herausforderung ist gelassener und souveräner. Er weiß um seine überlegenen Fähigkeiten im Kampf und versucht, den ungerüsteten Parzival von einem Angriff abzuhalten. Als der Kampf schließlich nicht mehr abzuwenden ist, läßt er sich fast widerwillig darauf ein und kämpft zunächst nur mit umgekehrter Lanze (154,27). Das Ende des Kampfes ist aber tragisch, denn Ither unterschätzt Parzival und wird von diesem getötet.

Auch die Reaktion der Hofgesellschaft auf den Tod Ithers bzw. des Roten Ritters und Parzivals bzw. Percevals Heldentat wird mit unterschiedlichen Wertungen dargestellt. So wird bei Chrestien kein Wort des Bedauerns über den Tod des Roten Ritters verloren, der ganz einfach eine große Bedrohung darstellte, die nun beseitigt ist. Bedauern oder gar Trauer über den Tod des Roten Ritters äußert keiner aus der Hofgesellschaft. Auch kümmert sich der Knappe Yonet nicht um den der Rüstung beraubten Leichnam, von einem Begräbnis wird ebenfalls nichts berichtet. Hingegen bedauert Artus, daß Perceval weitergeritten ist, ohne nochmals an den Hof zurückzukehren. Artus gibt Keu und seiner Lästerzunge die Schuld daran (1240-1244). Er macht sich auch Sorgen um das weitere Schicksal des Jungen, denn trotz der erbeuteten Rüstung könnte er sich aufgrund seiner Unerfahrenheit in einer Gefahrensituation nicht behaupten, und er sagt ihm ein frühes Ende voraus (1282-1304).

Auch an dieser Stelle nimmt Wolfram eine ganz andere Gewichtung vor: Ither wird auch nach seinem Tod durchweg positiv gezeichnet, dieser unzeitige und ganz unnötige Tod ist ein großer Verlust für den Artushof und die gesamte Ritterschaft. Ither ist der *valscheit widersatz* (155,11), sein Tod bringt die Damen zum Weinen, Minne und Freude sind schwer verletzt (155,12-18). Die Todesnachricht, die der Knappe Iwanet an den Hof bringt, löst trotz der vorausgegangenen großen Bedrohung heftige Trauer aus. Ebenso werden die Begräbnisfeierlichkeiten ausführlich geschildert, die Königin Ginover selbst holt den Toten heim. Sie ist es auch, die eine Trauerrede auf den Erschlagenen hält (160,3-30), der von vielen Damen und Rittern beklagt und beweint wird. Durch dieses Vorkommnis sieht auch sie die Reputation des Königs, seine *werdekeit*, beschädigt (160,4-8). Er hat zugelassen, daß sein Vetter erschlagen wird und zugleich Parzival mit Ither ebenfalls einen wenn auch entfernten Verwandten tötet (475,21-23).⁷⁹ Durch diese positive Zeichnung Ithers wird der Verlust des Hofes und Artus' Verfehlung noch erheblicher. Auch hat Wolfram gegen Chrestien diese Verwandtschaft mit Artus und Parzival eingeführt.⁸⁰ Parzivals ungestümes und unhöfisches Verhalten und Artus' Unfähigkeit, ihn zu zügeln, führen also zum Totschlag am Verwandten, zum Überfluß wird dieser auch noch seiner Rüstung beraubt. Parzival macht sich also auch noch des *rêroup* schuldig, der Beraubung eines Erschlagenen, die in der Schlacht erlaubt ist, im ritterlichen Zweikampf aber als verpönt und verwerflich gilt. Da Iwanet Parzival hierbei hilft, macht sich auch hier der Artushof mittelbar an dieser Beraubung schuldig.⁸¹

⁷⁹ Vgl. 145, 11 und Nellmann, Komm. z. St.

⁸⁰ Nellmann, Komm. zu 475,21.

⁸¹ Vgl. 156,21; 473,30; 475,5f.; 744,15 und Nellmann, Komm. zu 156,21; 473,30;

Letztlich ist also Artus' Unfähigkeit als Herrscher für Ithers unritterlichen Tod verantwortlich. Aber auch seinen Truchseß Keie hat Artus nicht unter Kontrolle, denn dieser kann nicht nur einen unbedarften Knaben in den Kampf mit einem erfahrenen Ritter schicken, sondern auch vor der Hofgesellschaft die Fürstin Cunneware von Lalant an den Zöpfen packen und verprügeln, ohne daß der Hausherr eingeschritten wäre, ein ganz und gar unakzeptables Verhalten. Auch der Hofnarr Antenor bekommt ordentliche Backpfeifen für seine offenen Worte (153, 10-13), die Narrenfreiheit scheint Keie nichts zu gelten. Doch scheint die Angst vor Chaos am Hof mit der Grund zu sein für Keies heftige Reaktion. Er hält Parzival für einen Toren und daher für unwürdig, daß die Prophezeiung auf ihn zutreffen sollte - sieht so einer aus, der höchsten Ruhm erwerben soll? Zwar ist Chrestiens Keu wesentlich rüder, denn durch die Wucht seines Schlages fällt das Fräulein zu Boden und den Narren stößt er ins Kaminfeuer, doch diese Gefährlichkeit und Bedenkenlosigkeit hat Wolfram in der Rede vom Eber und den Hunden wieder aufgenommen. Indem Ither eher wie eine Jagdbeute erlegt wird - Parzival benutzt ja seinen Jagdspieß, den *gabilot*⁸² - ist hier wieder der Bogen zur Jagd und zur Jagdbeute geschlagen und ruft damit auch Keies Ausspruch *man sol hunde umb ebers houbet gebn* (150,21) wieder ins Gedächtnis. Allerdings kommt es etwas anders, denn der Eber wird erlegt und bedeutet keine Gefahr mehr für die Hunde.

Der Eber als Symbol der Bedrohung der herrscherlichen Macht im Reich (und im königlichen Schlafgemach) erscheint auch in Gottfrieds TRISTAN. Markes Truchseß Marjodo, der Tristan freundschaftlich verbunden ist, träumt eines Nachts, wie ein wilder Eber schäumend aus dem Wald gerannt kommt und alles angreift, was sich ihm in den Weg stellt. Das Ungeheuer stürmt in den Palas, bricht die Tür zur Kemenate auf und wälzt sich im Bett des Königs, das es besudelt (13515-13540). Durch diesen Traum erwacht Marjodo und entdeckt Tristans Verhältnis mit der Königin. Das Symbol des tapferen Kriegers und gefährlichen Gegners⁸³ bedeutet nun eine Bedrohung und wird zum Bild der Lasterhaftigkeit und Zerstörung. Aus dem Krieger, der seinen Herrn und Verwandten beschützt und dessen Herrschaft erhält, wird der außerhalb des gesellschaftlich Erlaubten Liebende, der gerade damit die höfische Zivilisation und Markes Herrschaft gefährdet.

Die Jagd kann aber auch den Ort und die Gelegenheit bieten, um sich eines

475,5-12; 744,15.

⁸² Vgl. Komm. zu 120,2 und 157,19f.

⁸³ Für den Kampf gegen Morolt hatte Tristan von Marke einen Schild mit Eberwappen erhalten (6618-6620) - dieses Bild trägt er zu Recht, denn er besiegt den Unhold Morolt, der Markes Herrschaft und dessen Untertanen bedroht.

Feindes und Gegners zu entledigen, der eigene Ansprüche gefährdet oder um Rache zu nehmen. Als Tristan in die Bretagne reist, um von Herzog Morgan sein Erbe einzufordern, trifft er diesen bei der Jagd an (5313-5317). Der Herzog bezweifelt Tristans eheliche Geburt und damit seine Ansprüche, woraufhin Tristan sein Schwert zieht und Morgan erschlägt (5453-5462).

Auch im NIBELUNGENLIED präsentiert sich die Jagd im Odenwald als eine doppelte: zunächst natürlich auf das Wild, wobei sich Siegfried in fantastischer Weise hervortut, dann aber auch auf Siegfried selber. Sein Erscheinen wird schon in Strophe 13 und 14 angekündigt: Kriemhild erzieht sich einen Falken, den ihr zwei Adler zerfleischen, Ute deutet das als den edlen Ehemann, den ihre Tochter bekommen wird und auf den sie gut achten soll, Strophe 19 bestätigt dies. Den Tod des Falken/Siegfrieds wird sie an ihren nächsten Verwandten rächen. Unmittelbar vor Siegfrieds Tod hat Kriemhild zwei weitere Träume: Siegfried wird von zwei wilden Ebern über die Heide gejagt, Blumen färben sich rot (Strophe 921) und zwei Berge stürzen über ihm zusammen (Strophe 924) - die Bedrohung ist ganz offensichtlich. Für Gunther, Brünhild und Hagen hingegen ist Siegfried die Bedrohung, die aus der Welt geschafft werden muß, denn wenn die Wahrheit über Brautwerbung und Hochzeitsnacht herauskommt, dann ist Gunthers Herrschaft und Ansehen aufs Äußerste gefährdet, denn der Fortbestand der Dynastie stünde auf dem Spiel, wenn die Legitimität seines Sohnes angezweifelt werden könnte. Die Bedrohlichkeit des Jagdausfluges wird schon durch die Ortsbeschreibung deutlich: *Dô riten si von dannen in einen tiefen walt* (926,1) und man will nur das gefährlichste Wild jagen: *si wolden jagen swîn, / bern unde wisende* (916,3f.).⁸⁴ Beim folgenden jagdlichen Wettkampf um die größte Strecke, den Hagen vorgeschlagen hatte, um Siegfried vom Rest der Gesellschaft zu trennen, wird der nur von einer Bracke, einem *guoten spürhunt* (933,1) und einem alten erfahrenen Jäger begleitet. Bei der folgenden Jagd erlegt Siegfried unglaublich viele und gefährliche Tiere, sein Jagdeifer ist so unmäßig, daß man ihn bittet, doch noch einige Tiere im fremden Revier leben zu lassen (Strophe 940). Schließlich wird Siegfried mit einem Jagdspieß, einem *ger* (980,3) von Hagen getötet und sein blutiger Leichnam fast wie eine Jagdtrophäe auf Kriemhilds Schwelle deponiert (1003,2-1003,2).

Auch in der zweiten Begegnung Parzivals mit dem Artushof macht der König keine besonders gute Figur. Zu Beginn des VI. Buches verläßt König Artus seinen Hof in

⁸⁴ Einen Eindruck von der Gefährlichkeit der Bärenjagd vermittelt das Autorbild ›Herr Hawart‹ im Codex Manesse (f. 313r = Abb. 40).

Karidœl und sein Land, um nach dem Roten Ritter zu suchen und diesen zum Mitglied der Tafelrunde zu machen (280,1-19). Zuvor müssen die Ritter seines Gefolges ihm aber in die Hand versprechen, in den fremden Ländern, durch die man reiten wird, ohne die Erlaubnis des Königs keinen Kampf anzufangen (280,20-27). Diese Ermahnung zur Friedfertigkeit fehlt übrigens bei Chrestien. König Artus will es nicht dulden, daß sich seine Ritter betragen wie ungebändigte Jagdhunde, die der Jäger von der Leine läßt und die dann ungestüm losrennen (281,2-6; vgl. a. Komm. z. St.). Schweren Herzens halten sich die Ritter daran. Die folgenden Kämpfe werden dann aber, wenn auch ganz unabsichtlich, von den Falknern des Königs ausgelöst. Diese scheinen nicht zu den besten und aufmerksamsten ihres Berufsstandes zu gehören, denn ihnen geht bei der Beizjagd ausgerechnet der beste Falke des Königs verloren. Die Falkner haben es zugelassen, daß er sich an seiner Beute sattfrißt (überkröpft), was ein wirklich guter Falkner niemals zulassen würde, denn nun läßt sich der Falke mit dem Federspiel nicht mehr zurückholen und bleibt im Wald auf einem Baum stehen (281,23-30; vgl. a. Komm. z. St.). Als dieser Vogel am nächsten Morgen versucht, eine Gans zu schlagen, fallen genau die drei entscheidenden Blutstropfen in den Schnee, die Parzival in jene Minneverunkenheit versetzen, aus der ihn erst Gawan erweckt (282,12-21; 283,10-13). Diese geistige Abwesenheit wird ihm aber von Cunnewares Knappen als hochmütige Herausforderung ausgelegt, denn er hält seine Lanze aufgerichtet, wie bereit zur Tjost (284,1-3). Hier ändert Wolfram wiederum seine Vorlage, denn bei Chrestien stützt sich Perceval auf seine Lanze (4197f.), eindeutig kein Zeichen der Herausforderung. Durch Parzivals scheinbare Kampfbereitschaft fühlt sich der junge Segradors⁸⁵ aufs äußerste provoziert und erbittet Artus' Erlaubnis zum Kampf, die er schließlich auch erhält, denn Ginover hat sich seinen Bitten angeschlossen. Sofort eilt der bartlose Jüngling fort und legt die Rüstung an. Hier wird nun das Motiv ›Jagdfalke‹ wieder aufgenommen, denn an Schabracke und Rüstung sind viele Glöckchen angebracht - wenn Segradors tatsächlich ein Falke wäre, könnte man ihn ohne große Schwierigkeiten auch im unwegsamen Gelände wiederfinden (286,28-287,4; vgl. a. Komm. z. St.). Aber so, wie Artus' Falkner glücklos sind, so hat auch Artus selber mit seinem ›Falken‹ keinen Erfolg, denn dieser muß Federn lassen: Segradors wird von Parzival aus dem Sattel gehoben und muß zu

⁸⁵ Bei Chrétien trägt er den Beinamen *le Desrée*, was ›der Unbändige, Ungezügelter, Unbesonnener‹ bedeutet. Wolfram nennt diesen Beinamen nicht, malt das Motiv aber breit aus und läßt den jungen Ritter in des Schlafgemach des Königs und der Königin stürmen - ein unmögliches Verhalten, auch wenn er die Königin ›Tante‹ nennen kann (284,30-285,20) und beide darüber lachen; vgl. a. Nellmann, Komm. zu 285,2 und Olef-Krafft zu Pc. 4220, wo ihm aufgrund seines Beinamens »antihöfische Züge« zugeschrieben

Fuß ins Lager zurückkehren, lange nach seinem Pferd. Diese Niederlage stachelt Keie dazu an, ebenfalls den Zweikampf zu suchen. Keie sieht die Ehre der Königin und der Tafelrunde gefährdet, wenn man der Herausforderung nicht sofort angemessen begegnet (290,8-21). Daraufhin erhält auch er die Erlaubnis für den Zweikampf, der für ihn aber ebenfalls übel ausgeht: Sein Pferd liegt tot da, Keie selber bricht sich beim Sturz den rechten Arm und das linke Bein (295,17-25). Dies wird aber als gerechte Strafe für die Prügel gewertet, die Cunneware bezogen hat (295,28-30). Dennoch mindert dies nicht Wolframs Wertschätzung für Keie (296,13-297,29), der seinen Mut, seine Treue und seine Unbestechlichkeit preist, denn er weiß genau, wem er Achtung entgegenbringen muß. Seine Schärfe dient nur dem einen Zweck: seinen König zu beschützen und übles Volk vom Hof fernzuhalten,⁸⁶ weshalb Wolfram seinem Gönner, dem Landgrafen, ebenfalls einen Keie am Hof wünscht. Jedoch kann Wolframs Ehrenrettungsversuch das insgesamt negative Image Keies nicht vergessen machen, immerhin gibt er ihn nicht der Lächerlichkeit preis wie es im IWEIN geschieht: Keie wird so unglücklich aus dem Sattel gehoben, daß er sich mit der Helmschnur an einem Ast verfängt und hilflos dahängt - fast wie ein Gehenkter (4671-4674).

So läßt sich zunächst zusammenfassend feststellen, daß Artus' herrscherliche Defizite in Jagdbilder umgesetzt werden, die zunächst lediglich wie sprichwörtliche Redensarten erscheinen. Im Handlungszusammenhang entfalten diese aber erst ihre wirkliche Bedeutung. Herrscherkritik ist gewiß kein neues Element in der mittelalterlichen Literatur, ungewöhnlich ist aber die Einkleidung in Jagdbilder, die man zunächst auch einfach für Darstellungen des höfischen Lebens halten könnte ohne sonstige tiefere Bedeutung. Doch ist diese Annahme eindeutig falsch, wie bereits zu sehen war.

Noch deutlicher wird diese neuartige und ungewöhnliche Darstellung von nicht sofort ersichtlicher Herrscherkritik im VIII. Buch, denn der Zusammenhang zwischen Jagd und Herrschaft wird hier noch wesentlich auffälliger hergestellt. Dazu nimmt Wolfram im Vergleich zu Chrestien noch gravierendere Ergänzungen und Veränderungen vor.

Schon im VI. Buch wird das Geschehen vorbereitet: Nachdem Cundrie am Artushof erschienen ist und Parzival angeklagt hat, verläßt dieser den Hof. Es naht aber schon der nächste Unglücksbote: Kingrimursel (*fürste von Ascalûn* und *lantgrâve von Schanpfanzûn*, 324,19f.) erscheint voll gewappnet am Artushof (319,20-320,13). Er sucht den König und Gawan auf und fordert letzteren zum Gerichtskampf heraus (320,22-

werden.

⁸⁶ Vgl. a. Nellmann, Komm. zu 296,13-297,29.

322,12). Gawan wird beschuldigt, Kingrisin, den König von Ascalun, erschlagen zu haben (321,8-10). Binnen vierzig Tagen soll er sich deshalb vor dem König von Ascalun in der Hauptstadt Schanpfanzen einfinden und dort gegen Kingrimursel antreten. Dieser sieht sich zu dieser Herausforderung verpflichtet, denn er ist ein enger Verwandter des Erschlagenen - entweder ein Vetter Kingrisins (324,12) oder der Vetter Vergulahts, Kingrisins Sohn und Nachfolger (412,6). Wolfram hat diesen Widerspruch nicht bereinigt und bei Chrestien besteht kein Verwandtschaftsverhältnis. Auf dem Weg dorthin hatte Gawan schon einige Abenteuer zu bestehen⁸⁷ und nähert sich nun dem Land Ascalun. Schon hier nimmt Wolfram einen wesentlichen Eingriff in seine Vorlage vor. Die Durchquerung des Waldes zwischen Bearosche und Ascalun handelt er in sechs Versen ab (397,26-28, vgl. a. Komm. z. St.; 398,10-12). Bei Chrestien hingegen findet man hier eine detailliert geschilderte Hirschjagd (5659-5685). Nachdem Gauvain sich von den zwei Schwestern (die bei Wolfram Obie und Obilot heißen) verabschiedet hat, übernachtet er in einem Kloster und reitet am nächsten Morgen weiter. Am Waldrand entdeckt er Wild, wechselt sein Pferd, läßt sich eine Lanze reichen und pirscht sich an die Tiere heran. Er stellt eine weiße (!) Hindin, die aber entfliehen kann. Bei der Verfolgungsjagd verliert sein Pferd ein Hufeisen und Gauvain muß die Jagd abbrechen. Diese mißglückte Unternehmung nimmt zwar schon das nächste Abenteuer voraus, aber zunächst steht Gauvain als glückloser Jäger da, denn da ihn die Jagdlust auf der Reise packt, muß er mit seinem Streitroß Gringalet und einer Lanze (und nicht mit einem Jagdspieß) dem Wild folgen - und dieses Pferd ist dafür nicht geeignet, da es zu schwer und nicht wendig genug ist.⁸⁸ Prompt verliert das Tier dann auch ein Hufeisen, Gauvain muß die Jagd abbrechen und nach einem Hufschmied Ausschau halten. Dieses Mißgeschick verheißt nichts Gutes für sein nächstes Abenteuer. Aber auch die außergewöhnliche Jagdbeute weist schon auf das folgende Geschehen hin, denn Gauvain setzt ja nicht irgendeinem Tier hinterher, sondern einer weißen Hindin. Dieses Motiv der Jagd auf einen weißen Hirsch oder eine weiße Hindin findet sich häufiger im arthurischen Roman und das Tier ist ein wunderbarer Führer zu *salut*, *amour* oder *souveraineté*.⁸⁹ In diesem Fall führt das Tier den Jäger Gauvain zu *amour*, zur Liebe - hier zu dem Liebesabenteuer mit der Schwester des Königs (die bei Wolfram den Namen Antikonie trägt). Aber genauso, wie die Jagd scheitert, wird auch Gauvains Liebesabenteuer scheitern und er gerät sogar in Lebensgefahr (5659-5691). Gauvain setzt nun seine Reise

⁸⁷ VII. Buch: Obie und Obilot

⁸⁸ Vgl. Olef-Krafft zu Pc. 5670.

⁸⁹ Vgl. Olef-Krafft zu Pc. 5675-85 sowie Guerreau-Jalabert, N 774.

fort und erreicht eine Burg, aus der ihm und seinem Gefolge eine Jagdgesellschaft entgegenkommt: Jagdburschen mit angeleinten Hunden, Jäger mit Pfeil und Bogen, Ritter zu Pferd - auf Streitrossen (5706-5716).

Wie hat nun Wolfram an dieser Stelle seine Vorlage umgesetzt? Zunächst einmal wird Gauvains mißglückte Hirschjagd ganz fortgelassen. Ein Nachklang sind wohl die Jäger (*weideman*), die ihm der Burggraf Scherules als Führer und Begleitung mitschickt (397,26-28, vgl. a. Komm. z. St.), wohl auch, weil diese über besondere Ortskenntnis verfügen. Gleichzeitig ist dies auch ein Indiz für den sozialen Status der Jäger, denn als Begleitung für einen hochgestellten Gast königlicher Abstammung kommt gewiß nicht jeder Bediente in Frage (vgl. a. Komm. zu 400,27-30).

Gawan hat nun den Wald zwischen Bearosche und Ascalun durchquert und nähert sich jetzt der Burg Schanpfanzun, die sich ihm außerordentlich groß und prächtig präsentiert und Karthago und Babylon noch in den Schatten stellt (399,11-24). Vor der Burg liegt eine weite Ebene, über die eine große Jagdgesellschaft reitet, die wegen ihrer Prächtigkeit sofort die Aufmerksamkeit Gawans auf sich zieht. Auch diese Jagdgesellschaft findet sich schon bei Chrestien, doch hier (5706-5716) reitet man zur Treibjagd mit Rot- und Schwarzwild als möglicher Beute, denn die Jagdhelfer führen Hunde an der Leine und die Jäger sind mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Den Schluß dieses Zuges bilden zwei Reiter auf Streitrossen (*deus destriers*; 5714), deren einer der Herr der Burg ist, der auch nach der Begrüßung mit dem Jagdzug weiterreitet. Der andere Reiter geleitet Gauvain zur Burg. Es folgt das Abenteuer mit der Schwester des Burgherren und der Angriff der aufgebrachten Stadtbürger, dieser Konflikt wird am Ende aber gütlich geregelt.

Bei Wolfram werden diese Ereignisse etwas anders und vor allem ausführlicher dargestellt. Schon aus der Entfernung sieht Gawan die Beizjagd des jungen Königs Vergulaht recht spektakulär und auch etwas unköniglich scheitern, denn in seinem jagdlichen Eifer gerät der König in einen Sumpf und kann sich nur mühsam daraus befreien (vgl. Komm. zu 399,27-401,4). Doch steckt hier mehr dahinter als nur der Übereifer und die Unbesonnenheit eines jungen Mannes. Denn dieser junge König, der zunächst vor allem durch seine Schönheit auffällt (400,4-12),⁹⁰ ist zugleich auch der Herrscher des Landes, das Gawan gerade betreten hat und damit auch Herr der außerordentlich prächtigen Burg - also ein mächtiger und reicher Mann. Sein Verhalten bei der Jagd, vor allem bei der Beizjagd, entspricht jedoch nicht seinem Rang und Stand. So ist ja die Voraussetzung für jede Art von erfolgreicher Jagd besonnenes und verantwortungsvolles Handeln und gleiches gilt natürlich auch für die Ausübung eines

Herrscheramtes: Damit ist der Zusammenhang zwischen der Jagd und der erfolgreichen Herrschaft über ein Territorium - sei es in der Realität oder in der Fiktion - ganz offensichtlich.

Diesen Zusammenhang hat auch schon Kaiser Friedrich II. erkannt und in seinem Werk *DE ARTE VENANDI CUM AVIBUS* (um 1247/48) die Tugenden des idealen Falkners beschrieben, die sich auch auf alle Jäger anwenden lassen. Dabei ist es nicht erheblich, ob dieser Falkner (oder Jäger) ein Herrscher ist, ein Hofamt innehat oder lediglich ein Bediensteter.⁹¹ Die Beizjagd, deren Grundlage die Abrichtung von wilden Greifvögeln als Jagdgehilfen ist, stellt gerade hierdurch besondere Anforderungen an den Falkner als Ausbilder und Jäger. Schließlich ist der Umgang mit einem wilden Tier wesentlich schwieriger als der mit einem domestizierten Tier. Vor diesem Hintergrund erscheint die Abrichtung eines Hundes zu jagdlichen Zwecken wesentlich weniger anspruchsvoll, auch wenn dies immer noch Mühe genug macht.

All dies sollte bedacht werden, wenn wir uns nun wieder Vergulaht zuwenden. Zunächst tritt er als junger Herrscher auf, der alle Qualitäten besitzt, die man von jemandem seines Ranges erwarten kann - zumindest äußerlich. Er hat von seinem Vater ein reiches und schönes Königreich geerbt mit einer florierenden Hauptstadt, die von einer prächtigen Burg gekrönt ist. Sein Reichtum und seine Macht entfalten sich in der prächtigen Ausstattung und der Größe seines Gefolges, seine Abstammung ist edler nicht zu denken. So ist die Verwandtschaft zwischen Parzival und Vergulaht (sie sind Vettern ersten Grades) ganz augenfällig, denn Gawan fällt sofort die Ähnlichkeit zwischen den beiden auf: Ihm erscheint Vergulaht in seiner blendenden Schönheit wie ein zweiter Parzival (400,13-18). Neben dieser Verwandtschaft mit Parzival - und damit auch mit der Gralssippe - besteht zusätzlich die entferntere Verwandtschaft mit Artus und über diesen mit Gawan. Diese Verhältnisse müßten eigentlich allen Beteiligten bekannt sein und die folgenden Auseinandersetzungen nehmen sich vor diesem Hintergrund ganz unnötig aus (denn der Zweikampf zwischen Verwandten ist eigentlich verboten). Diese edle Abkunft sollte den jungen König eigentlich davor bewahren, gravierende Fehler zu begehen und doch macht er als Jäger und als Herrscher so ziemlich alles falsch, was man falsch machen kann. Bei der Jagd ist er voreilig und unbedacht, gefährdet durch seine Unbeherrschtheit sich selbst, sein Pferd und den Falken. Als Herrscher ist er unzureichend informiert und schlecht beraten und hört auf den Herzog Liddamus, der es für die beste Lösung hält, Gawan gleich totzuschlagen (417,5-8). In seiner

⁹⁰ Ein Anklang an Pc. 4791f. und den Vergleich mit Absalon, vgl. a. Olef-Krafft z. St.

⁹¹ *DE ARTE* I, S. 176-181 und Wapnewski, S. 15.

Bedenkenlosigkeit, mit der er den König zu unedlem Handeln verleitet, erinnert dieser durchaus an Keie, der ebenso leichtfertig mit Parzivals Leben umgeht. Als Beweggrund nennt er aber die Rache für Kingrisins Tod: *nu rechet hêrren unt den mâc* (419,27), der als Herr und Verwandter bezeichnet wird. Als Gegensatz hierzu ist Landgraf Kingrimursel gezeichnet: Er ist treuer Gefolgsmann des Königs, dazu sein Verwandter und will im Kampf gegen Gawan sein Leben einsetzen, um den Tod des verstorbenen Königs Kingrisin zu rächen. Er erscheint fast auf altmodische Weise treu, wie man es eher aus der Heldenepik kennt. Zugleich ist er aber selbstbewußter Fürst, der genau seine Macht kennt, denn es sind die Fürsten, die den König machen: *kunnet ir niht fürsten schônen, / wir krenken ouch die krônen* (415,21f.).⁹² Am Ende siegt aber doch noch die Vernunft: Nachdem Vergulaht alle Argumente angehört hat, zieht er sich zur Beratung zurück, um zu einem Urteil zu kommen, Vergulaht lernt, was es bedeutet, ein König zu sein und gewinnt an Autorität. An seiner Stelle soll Gawan nach dem Gral suchen - eine so gefährliche Unternehmung kann er nicht überleben und so wäre Kingrisin gerächt.

Auch Artus wird am Ende wieder in der gewohnten Rolle als Friedensstifter, Versöhner und unangefochtene moralisch-ethische Instanz dargestellt, die von allen Beteiligten akzeptiert und anerkannt wird. Es gelingt ihm, die Todfeindschaft zwischen seinem Neffen Gawan und König Gramoflanz auf diplomatischem Wege beizulegen und so die Heirat mit seiner Nichte Itonje zu ermöglichen. So wird auch Gramoflanz über die Eheschließung ein Mitglied der großen Artusfamilie.⁹³ Diese Vermählung gibt Artus die Gelegenheit, als unerreichtes Vorbild in allen Bereichen des höfischen Lebens und der Festesfreude als Gastgeber und großzügig Schenkender aufzutreten.⁹⁴ Jetzt erinnert nichts mehr an die Schwäche und Ratlosigkeit, die Parzival bei seinem erstem Besuch am Hof antraf.

Gleichzeitig bildet Wolfram auch die politischen Verhältnisse der Adelsgesellschaft in Deutschland und Europa um 1200 nach, die u.a. durch strategische Heiraten vielfältig untereinander verbunden war. Auch Wolframs Artus ist in ein Gefüge mächtiger Familien eingebunden, das durch verwandtschaftliche Bindungen zusammengehalten wird.⁹⁵ In diesem Kontext finden neben Koalitionen aber auch Konflikte statt, sein Reich ist von

⁹² Dies legt nahe, die durchweg positiv und integer gezeichnete Figur des Landgrafen als Huldigung Wolframs an seinen Mäzen Hermann I. von Thüringen zu sehen; vgl. dazu Mohr (1965), S. 33-38 und Frölich, S. 187-189. Aber auch Liddamus pocht auf seine Unabhängigkeit, denn er ist selber Landesherr und besitzt zahlreiche Burgen (419,17-21), tritt als machtbewußter Territorialherr auf.

⁹³ Gürtler, S. 141 und S. 152.

⁹⁴ Gürtler, S. 110-116.

⁹⁵ Gürtler, S. 164.

anderen Reichen und unterschiedlichen Fürstentümern (bis hin zum Gralsbereich) umgeben, mit denen man auskommen muß. Die Herrscher dieser Reiche sind mächtig, aber nicht allmächtig, genau wie die europäischen Monarchen um 1200, die Fürsten haben ebenso großen Einfluß und auch Wolfram hebt die Fürsten in seinem Roman heraus (so etwa Gurnemanz als Lehrer oder Liddamus, der sich nicht noch im Kampf hervortun muß, denn seine Macht ist groß genug). Diese Einbindung Artus' in eine weitverzweigte Verwandtschaft ist neu und eine Erfindung Wolframs, zeigt sein Interesse an Machtverhältnissen und Politik - damit reagiert er auf die verwickelten politischen Umstände seiner Zeit. Von einer kleinen ärgerlichen (Verlust eines vollgefressenen Falken) oder komischen (ein König im Morast) Episode gelangt Wolfram also zu einer allgemeineren Einschätzung der herrscherlichen und menschlichen Qualitäten seiner Figuren. Dies spricht er aber nie direkt aus (>seht her, ein so schlechter Jäger kann unmöglich ein guter Herrscher sein<), überläßt es vielmehr dem geübten und gebildeten Leser/Zuhörer, seine Schlüsse zu ziehen. Darin ähnelt er vielleicht sogar Johannes von Salisbury und dessen gelehrten Freunden, denn Wolframs Episoden sind den Exempla vergleichbar: Personen werden dadurch charakterisiert, wie sie sich in bestimmten existenziellen Situationen verhalten.

2.

JAGD UND HÖFISCHE ERZIEHUNG (»ZUHT UND HÖVESCHEIT«)

Die Beherrschung von Jagdtechniken in unterschiedlichen Graden der Vollkommenheit, das Organisieren einer Jagd, das angemessene oder fehlerhafte Verhalten läßt Rückschlüsse auf die Qualitäten eines Herrschers zu. Jedoch muß auch die Jagd in ihren vielfältigen Formen erst erlernt und dann kontinuierlich geübt und vervollkommen werden - dies führt folgerichtig zur Frage nach der Erziehung und Unterweisung adliger Kinder und Jugendlicher, insbesondere von Thronfolgern und den Söhnen (und auch Töchtern) großer Territorialherren im allgemeinen. Daß dabei auch die Jagd eine bedeutende Rolle spielte, hat bereits das Beispiel der Knappen Kaiser Friedrichs II. gezeigt hat.

Ein mustergültiges Vorbild für die umfassende Erziehung und Bildung und das höfische Aufwachsen eines jungen Adligen und Thronfolgers stellt Gottfried von Straßburg im TRISTAN dar. Nach dem Tod der Eltern (der Vater Riwalin wird im Kampf mit seinem Lehnsman, Herzog Morgan, getötet, die Mutter Blanscheflur stirbt im Kindbett) wird der verwaiste Tristan von Rual, dem Marschall seines Vaters und dessen Ehefrau Floræte als ihr eigenes Kind mit den leiblichen Kindern des Paares (2192) aufgezogen. Aus Angst vor der Rachsucht des Herzogs wird so Tristans wahre Identität verschleiert. Nach der Taufe des Kindes nimmt es die Marschallin in ihre Obhut und übernimmt die frühkindliche Erziehung (2041-2057). Als Tristan sieben Jahre alt ist, sorgt nun der Marschall für die weitere standesgemäße Ausbildung. Dies ist die Aufgabe des *wîsen man* (2059), des Hauslehrers, dessen Namen - Kurvenal - man erst später erfährt (2236). Dieser unterrichtet Tristan in Fremdsprachen, deren Kenntnis auf Reisen vertieft wird und vor allem durch Lektüre (2060-2067, 2083-2090). Diese betreibt der Knabe so eifrig wie sonst keiner und doch versteht Gottfried dies auch als erste Einschränkung seiner Freiheit. Viel Mühe wird auch auf das Harfenspiel und den Gesang verwandt, beides beherrscht Tristan so vollendet, daß er im weiteren Verlauf Isoldes Musiklehrer werden kann (vgl. 7966-8005). Doch auch die ritterlichen Kampftechniken werden nicht vernachlässigt: Reiten mit Lanze und Schild, andere Reittechniken, die im Kampf benötigt werden, Ringen, Fechten, Laufen, Springen, Bogenschießen (2101-2114). Dazu erlernt er verschiedene Jagdtechniken und wird in diesem Fach ebenfalls ein Meister (2115-2118). Andere höfische Fertigkeiten und Sitten - *aller hande hovespil* (2119) - beherrscht er natürlich und dies wird noch vollendet durch ein

angenehmes Äußeres. So fehlt es ihm nicht an inneren und äußeren Voraussetzungen für ein erfülltes Leben, doch es wird anders kommen: *wan er leider arbeidsælic was* (2128). Im Alter von vierzehn Jahren ist auch dieser Abschnitt seiner Erziehung abgeschlossen und Rual schickt den jungen Herren auf Reisen, um Land und Leute (den zukünftigen Herrschaftsbereich also?) kennenzulernen. Bei dieser Gelegenheit tritt er so vollendet auf, daß ihm die Herzen aller Menschen zufliegen (2129-2146).¹

Als ein Beispiel für die höfischen Fertigkeiten, die Tristan beherrscht, mag das Schachspiel dienen. Auf dem Schiff der Kaufleute, die unter anderem auch Beizvögel feilbieten (2201-2207), stellt er sein Können unter Beweis: Er ist ein guter Schachspieler und weiß auch die Fachausdrücke - *fremdiu zabelwortelîn* (2287) des Spiels richtig anzuwenden. Mit den Händlern aus Norwegen spricht er in deren Sprache, singt und spielt Lieder und Weisen nach französischer Mode (2291-2293). Zunächst scheinen ihm diese Fertigkeiten zu schaden, denn sie machen ihn zu einem perfekten Entführungsoffer, später jedoch werden ihn seine höfischen Umgangsformen im allgemeinen und die jägerischen im besonderen an Markes Hof einführen, zu einem angenehmen und geschätzten Mitglied der Gemeinschaft machen und schließlich ist er seinem Onkel unentbehrlich geworden. Kaum in Cornwall angekommen, stellt der Jüngling seine besonderen Kenntnisse unter Beweis, als er auf die Jagdgesellschaft seines Onkels trifft (2786-3055, 3167-3187). Dem *jegermeister* (2787) ist das *enbesten* (2813) ganz unbekannt und er staunt mit der versammelten Jägerschaft über diese fremde französische Sitte. Auch die nachfolgende Prozession mit dem sorgfältig zerwirkten Hirsch zur heimischen Burg ist den Jägern ganz neu und fast nicht zu fassen (vgl. a. Komm. zu Pz. 120,2-10).² Tristan ist bei seiner Ankunft in Cornwall bereits bis zur Perfektion mit der Jagd und ihrem Zeremoniell vertraut, damit wird er gebührend eingeführt, jedoch wird damit auch seine Sonderstellung in der Gesellschaft hervorgehoben. So nennen ihn die Jäger *daz kint besunder* (3058), seine Fremdheit (3168) wird betont. Er wird aber auch *jegermeister* (3322) genannt, noch bevor ihn Marke ganz offiziell ernennt (3418-21).³

¹ Vgl. a. Okken, S. 131-136 (Komm. zu 2061-2148); ähnliche Bildungsprogramme findet man im LANZELET Ulrichs von Zatzikhoven (256-306) sowie in Rudolfs von Ems ALEXANDER (1862-1869) und WILLEHALM VON ORLENS (vgl. S. 213).

² Vgl. a. Krause, S. 144-150.

³ Aus dieser Darstellung von Tristan als dem vollendeten Jäger entwickelt sich dann die Vorstellung von Tristan als *dem* Jäger schlechthin; vgl. dazu François Remigereau: Tristan «Maître de Vénerie» dans la Tradition anglaise et dans le roman de Thomas, in: Romania 58 (1932), S. 218-237 und A. Saly: Tristan chasseur, in: La chasse au Moyen Age, S. 435-442. Dies schlägt sich z. B. im Artusroman Sir Thomas Malorys nieder, der den weidmännischen Teil von Tristans Erziehung so beschreibt: *And aftir, as he growed*

Tristan kann bei seiner Ankunft den Jägermeister gerade noch davon abhalten, den Hirsch wie ein Schwein in vier Teile zu zerlegen und zeigt, wie man es richtig macht. Er nennt es *bast*: aus der Decke schlagen. Dabei wird das Tier auf den Rücken gelegt, es wird ein langer Schnitt vom Maul bis zum After gemacht, dann wird die Haut von den Läufen und von den Rippen gelöst. Darauf werden die guten Fleischstücke abgelöst: Vorder- und Hinterkeulen, die Brust mit den Rippen (den Rücken bekommen die Armen). Dann macht Tristan eine *furkîe* (*fourchée*), eine Gabel aus Ästen und hängt darauf als besonders gute Teile Leber, Magen, Nieren und Penis des Hirsches.

Zuletzt folgt die *curîe* (*curée*), die Belohnung der Hunde. In die Decke (das Hirschfell) werden geringere Innereien gelegt - Herz, Luftröhre, Lunge, Milz, Pansen, Dickdarm - und dann die Hunde gerufen, die dies als Belohnung bekommen. Zum Schluß wird der Kopf abgetrennt, der dem Jagdherren als Präsent überreicht wird (2784-3055).

Der Ritt zurück nach Tintajoel gleicht einer Prozession: Die Jäger reiten immer zu zweit und führen die Teile des Hirschen in der anatomisch korrekten Reihenfolge mit, *curée* und *fourchée* bilden den Abschluß (3167-3187).

Tristan genießt den Ruf eines meisterhaften und unerreichten Jägers. So kann er nicht anders, als einzuschreiten, wenn die edelste Jagdbeute, der Hirsch (ein christliches und ein Minnesymbol) wie ein Schwein zerteilt werden soll (vgl.a. 2117-19).⁴

EXKURS: HÖFISCHE HIRSCHJAGD

Zum Vergleich sei hier der Verlauf einer Hirschjagd *par force* dargestellt, wie sie z. B. von Gaston Phébus (Kap. 28-41) beschrieben wird. Er folgt dabei dem Vorgehen, wie es schon in dem lehrhaften Gedicht LA CHACE DOU CERF empfohlen wird.

Zunächst erkunden erfahrene Jäger mit ihren Spürhunden (*leithund*), wo sich jagdbares Wild aufhält. Dabei werden Fährten, Losung, Fraßspuren und Schlafplätze begutachtet, um beurteilen zu können, ob der Hirsch überhaupt jagdbar ist (etwa ab dem sechsten Jahr), in welcher Verfassung er ist und ob es überhaupt ein Hirsch oder aber eine

in myght and strength, he laboured in huntyng and in hawkyng - never jantylman more than ever we herde rede of. And as the booke seyth, he began good mesures of blowyng of beestes of venery and beestes of chaace and all maner of vermaynes, and all the termys we have yet of hawkyng and huntyng. And therefore the booke of [venery, of hawkyng and huntyng is called the booke of] sir Trystrams (S. 375). Ähnlich überschwenglich wird er von Artus bei seiner Ankunft am Hof begrüßt: ‚For [of] all maner of huntyng thou beryste the pryce, and of all mesures of blowyng thou arte the begynnyng, of all the termys of huntyng and hawkyng ye are the begynner, of all instirments of musyk ye ar the beste‘ (S. 571). Tristan erscheint geradezu als Erfinder der Jagd und ihrer Fachtermini schlechthin.

Hindin ist. Wenn möglich, wird das Tier auch von weitem beobachtet, um seinen Allgemeinzustand zu beurteilen.

Die Jäger erstatten dann dem Jagdherren Bericht und es wird entschieden, welcher Hirsch am nächsten Tag gejagt werden soll. Wenn dies geschehen ist, wird vor Beginn der Hetzjagd nochmals sichergestellt, daß der Hirsch das entsprechende Waldstück nicht verlassen hat. Dann werden kleinere Gruppen von Hunden entlang der Wegstrecke postiert, die der Hirsch hoffentlich einschlägt, wenn er einmal aufgescheucht oder losgemacht ist. Diese Hunde werden erst losgelassen, wenn Hirsch und Hauptmeute gerade vorüber sind.

Hat nun der Jägermeister mit seinem Leithund den Hirsch aufgestöbert, gibt er ein Hornsignal, das die Jagdgesellschaft benachrichtigt und das Zeichen für das Loslassen der Hunde ist. Bei der nun folgenden Hatz setzen Hunde und Jäger dem Hirsch nach.⁵ Dabei ist die Intensität und Lautstärke des Hundegebells ein wichtiges Indiz dafür, ob sie einer klaren Fährte folgen oder der Hirsch sie durch Finten getäuscht hat wie etwa das Durchqueren eines Wasserlaufes oder das Zurücklaufen auf der eigenen Spur über eine gewisse Strecke, um dann zur Seite zu springen und in eine andere Richtung weiterzulaufen. Die Jäger feuern die Hunde dabei durch Zurufe und Hornsignale an - diese geben auch Auskunft über den Fortgang der Jagd.

Ist der Hirsch schließlich gestellt (wenn er keinen Ausweg mehr sieht, stellt sich das erschöpfte Tier seinen Verfolgern und ist dann immer noch ein starker Gegner, der Hunden und Menschen gefährlich werden kann), wird er - möglichst in Anwesenheit des Jagdherren - getötet. Am selben Ort wird der Hirsch nun auf zeremonielle Weise aufgebrochen und zerwirkt. Dabei werden auf einem gegabelten Stab die feinsten Teile und einige Innereien gesammelt, die für die Tafel des Jagdherren bestimmt sind. Dann wird der Rest des Tiers zerlegt. Der Kopf wird auf einen Speer gespießt oder der Dame des Jagdherren oder der Jagdherrin selber präsentiert. Manchmal ist auch der abgetrennte Vorderlauf dieses Ehrengeschenk.

Der Hüftknochen, an dem kein Fleisch mehr hängt, wird fortgeworfen als der Teil, der den Raben zusteht, die den Jagdgesellschaften aus eben diesem Grund gefolgt sind. Auch die Hunde werden belohnt: Sie bekommen Brot, das in das Blut des erlegten Tieres getaucht wurde, dazu Eingeweide (Herz, Lunge, Leber) und die weniger wertvollen Fleischstücke. Der Leithund wird gesondert belohnt. Er darf den Hirschkopf benagen. Das Fleisch von Hals und Schultern fällt den bei der Jagd eingesetzten Berufsjägern zu.

⁴ Vgl. a. Schwenk (1998), S. 408-417.

⁵ Diesen Moment zeigt das Autorbild ›Von Suonegge‹ (Codex Manesse, f. 202v = Abb. 41, vgl. a. Abb. 42).

Die sehr zeremonielle Form des Zerlegens der Jagdbeute scheint eine französische Spezialität gewesen zu sein. In den englischen Jagdbüchern wird dieser Abschnitt mit wenigen und verächtlichen Worten übergangen.⁶

Es sind zunächst nicht Tristans bereits erlernte ritterliche Fähigkeiten im Kampf (auch wird erst Marke ihn zum Ritter erheben), sondern seine überlegene moderne höfische Lebensart, die ihn Karriere machen läßt.⁷ Später, nach der Schwertleite, wird er sich im Kampf gegen Morolt bewähren, der Markes Herrschaft bedroht, doch ist zu dieser Zeit seine Position bei Hofe aber bereits gefestigt - auch durch seine Verwandtschaft mit dem König. Dies unterscheidet ihn von Parzival, der sich durch eine unritterliche Waffentat die Gunst des Königs Artus und die eigentlich unverdiente Ritterwürde erwirbt. Zwar befreit auch Tristan seinen Onkel von einer großen Gefahr, doch tritt er im fairen ritterlichen Zweikampf gegen Morolt an.

Einen idealen Bildungsweg, ähnlich wie den Tristans, beschreibt Rudolf von Ems im WILLEHALM VON ORLENS: Willehalms Schulzeit beginnt mit fünf Jahren, mit acht erlernt er höfisches Benehmen und ritterliches Verhalten, dann verbringt er mehrere Jahre am englischen Hof und wird mit vierzehn Jahren in der Heimat zum Ritter geschlagen (2744-2783, 3390-3450, 3918-3932, 3941-3955, 4010-4032, 5246-5260).

Elemente dieser höfischen Erziehung tauchen, wenngleich eher nebenbei, auch bei Wolfram auf: So wird im Bericht vom Turnier von Kanvoleis Gawan erwähnt, der aber noch zu jung und schwächlich ist, um an den Kämpfen teilnehmen zu können, obwohl die Begierde groß ist (66,15-22). Er befindet sich im Gefolge seines Vaters, des Königs Lot von Norwegen (66,9-14), dem er, sein jugendliches Alter legt dies nahe, als Knappe dient. Eine Generation später tritt Gawan endlich als tapferster Ritter des Artushofes und kultivierter Hofmann auf. Er fühlt sich aus eigenem Erfahren in die Seele eines Liebenden ein und kann so behutsam mit Parzivals seltsamen Zustand der Minneverunkenheit umgehen (301,22-30), dazu ist er gebildet, d.h. literat, denn er schreibt seine Briefe selber und scheint dies zudem so häufig zu tun, daß seine Briefe schon an der Handschrift erkannt werden und er keinen Absender hinzufügen muß (625,14f.; 626,9-11; 644,27-30). Auf seiner Fahrt nach Schanpfanzun ist er auch von Knappen und Pagen unterschiedlichen Alters begleitet: *starke*

⁶ Cummins, S. 43; Fietze, S. 102-104.

⁷ Ausführlicher dazu Jaeger, der S. 146-154 Tristan als Ideal des Hofmannes und nicht des Ritters sieht und S. 316-323 und S. 338f. den TRISTAN als Hofmann-Roman kennzeichnet, dies im Gegensatz zum PARZIVAL als Ritterroman (S. 323-339).

knappn unt kleiniu kint (429,9), sowohl Franzosen als auch Bretonen. Acht von ihnen werden besonders hervorgehoben, denn sie sind adliger Herkunft, namentlich genannt werden *von Curnevals ... cons Lîâz fiz Tînas* (429,17f.) und *ein edel kint ... duk Gandilûz, fiz Gurzgrî* (429,19f.), sie dienen ihm aus verwandtschaftlicher Verbundenheit und um der *werdekeit* willen (429,28-430,4). Dies entspricht recht genau dem Entwurf einer ritterlich-höfischen Erziehung in einem königlichen oder adligen Haushalt, möglicherweise eines Verwandten. So ist es auch kaum verwunderlich, daß sich die *kint* gerade mit einem Merlinterzel in der Beizjagd üben, als sie gefangengesetzt werden (vgl. Komm. zu 430,14-16), denn dies ist ein Bestandteil der adligen Erziehung - es scheint gefährlich zu sein, sich der Begeisterung für Beizvögel hinzugeben, denn damit wurde schließlich auch Tristan auf das Schiff seiner Entführer gelockt.

Ganz anders stellt sich dieser Komplex bei Parzival dar, der ganz und gar unstandesgemäß aufwächst, denn seine Mutter hält ihn aus Angst um sein Leben von aller höfisch-ritterlichen Lebensart fern und eine geistliche Laufbahn scheint sie gar nicht in Betracht zu ziehen. Von einer literaten Bildung⁸ kann keine Rede sein, obwohl Herzeloyde auf ihrem abgelegenen Landgut bestimmt einen Geistlichen zu den Mitgliedern ihres Haushalt zählt, der sich um das Seelenheil der Bewohner kümmert und auch als Lehrer für Parzival infrage gekommen wäre. Musik und Schachspiel als angemessener höfischer Zeitvertreib werden nicht erwähnt, genauso wenig wie das Reiten, das Parzival natürlich beherrscht, aber nicht gut genug, um zu *tjostieren*. Der Junge übt sich zwar mit Waffen, aber dies sind Jagdwaffen wie Pfeil und Bogen, vielleicht auch die Armbrust und der Speer. Das adlige und seinem Stand angemessene Vergnügen der Jagd betreibt er zwar auch, aber aus Notwendigkeit, um zur Versorgung des mütterlichen Haushaltes beizutragen, ist dabei aber von der Verfeinerung Tristans ganz weit entfernt. Diese defizitäre Bildung eines Erben dreier Königreiche problematisiert Wolfram eher unaufgeregt, merkt aber an, daß der Junge um eine standesgemäße Lebensart betrogen wurde (117,30-118,2), was auch als leise Kritik an der sonst so gerühmten Herzeloyde verstanden werden könnte. Parzivals Unbildung wird dann jedoch ausgerechnet am Beispiel seiner Hirschjagd verdeutlicht: Allein, ohne Hunde und Gehilfen, geht Parzival auf die Pirsch, erlegt die Beute, die er sich sodann ganz einfach unzerwirrt auf die Schultern packt und im Ganzen nach Hause trägt. Diese etwas unaufwendigere Form der Jagd muß aber nicht unbedingt primitiv und kunstlos sein (vgl. Komm. zu 120,2-10 mit der Darstellung der Pirschjagd auf Hirsche nach dem lateinischen

⁸ Vgl. a. Bumke (2001), S. 77-80 über Parzivals gänzliche Unwissenheit und seine

Traktat DE ARTE BERSANDI aus dem 13. Jahrhundert). Aber auch die menschliche Bildung und Gefühle wie Einfühlungsvermögen und Mitleid, die sich vielleicht durch die religiöse Unterweisung eines Klerikers hätten einstellen können, scheint Parzival nicht zu kennen. Die Belehrungen und Ratschläge seiner Mutter (119,18-28; 127,13-128,2) werden dem Knaben auf seinem weiteren Weg nicht helfen, bringen ihn sogar in Gefahr. Diesem rohen Zustand, der Züge einer Entwicklungsverzögerung trägt, bereitet erst Gurnemanz ein Ende.

Gurnemanz wird zu Beginn kurz als Teilnehmer des Turniers von Kanvoleis und damit als Gahmurets Konkurrent genannt (68,22) und erscheint erst wieder als Parzivals Gastgeber und Lehrer nach dessen Abschied vom Artushof (161,23-179,12; vgl. Pc. 1321-1698). Parzival wird noch immer *der tumbe* (161,25) oder *der tumbe man* (162,1) genannt - der vorangegangene gewaltsame Tod Ithers ist noch ganz präsent. Er ist durch das ungewohnte lange Reiten in voller Rüstung erschöpft, hungrig und durstig, als er den Fürsten Gurnemanz von Graharz auf dem Anger vor seiner Burg antrifft, allein unter einer prachtvollen Linde sitzend. Er ist der *houbetman der wâren zuht*. / *Des site was vor valsche ein fluht* (162,23f.). Sogar der Anger vor der Burg unterwirft sich der *zuht* und *mâze*, denn er ist weder zu breit noch zu lang, sondern in seinen Dimensionen gerade richtig. Um seine Junker und Knappen herbeizurufen, wirft der Fürst einen gemauserten Sperber, der zur Burg fliegt und mit dem Klang seiner goldenen Schellen die Ankunft eines Gastes signalisiert, der zu beherbergen ist (163,7-11). Der Fürst wird so als Ritter von erlesener höfischer Lebensart eingeführt, der hier auch eher beiläufig seinen Reichtum zeigt: Der Sperber ist gemausert, also ein älteres und somit wertvolleres Tier und trägt dazu noch goldene Schellen (vgl. a. Komm. zu 163,7-11). Gurnemanz' Stand wird durch seine höfische und vornehme Erscheinung sichtbar gemacht. Seine gesamte Umgebung demonstriert Macht und Reichtum, jedoch ohne Worte, nur durch erlesene Accessoires, deren aussagekräftigstes der Beizvogel ist - dieser allein genügt, um Gurnemanz zu charakterisieren. Wenn Gurnemanz ohne Begleitung, nur mit einem wertvollen Beizvogel, unter einem Baum vor seiner Burg sitzt, so ist dies auch ein Beweis für die Stabilität seiner Herrschaft und den Frieden im Lande. Der Beizvogel ist ein Zeichen des Friedens - wer ihn trägt, hegt keine feindlichen Absichten.⁹ Parzival wird in die Burg geleitet und von seiner Rüstung befreit. Gurnemanz versorgt mit eigener Hand die Quetschungen, die der junge Gast sich im Kampf mit Ither zugezogen hat (164,8-14). Eingedenk des Umstandes, daß Ither wie ein Wild mit einem Jagdspieß getötet wurde, ist es gewiß kein Zufall, daß Wolfram im Zusammenhang mit dem

Entwicklungsverzögerung.

⁹ So tritt auch Gramoflanz auf (605,2-5; vgl. Komm. z. St. und Grimm, S. 34f.).

Erwerb von Ithers Rüstung das Verb *bejagen* (165,21) benutzt.¹⁰

Auch die übrigen Bewohner der Burg zeichnen sich durch besonders feine Sitten und höfische Zucht aus: Ein Ritter erkennt durch *diu tôren kleit* (164,7) hindurch die edle Abkunft des Gastes (164,11-26). Auch die jungen Damen, die ihm ein Bad mit Rosenblättern bereiten, bestechen durch ihre Schönheit und ihre feinen Umgangsformen (167,1-7 und 12). An Artus' Hof selbst hätte man keine so vornehmen Manieren sehen können! Aber Gurnemanz ist nicht nur vornehm, sondern auch fromm, denn nach der Nachtruhe wird der neue Tag mit einer Messe begonnen und der Fürst lehrt ihn schon hier das richtige Verhalten. Die Gottesfürchtigkeit gehört ganz selbstverständlich zum täglichen Leben des Ritters und bei Hof, denn das Glück des Menschen mehrt sich durch die Teilnahme an der Messe, das Kreuzeszeichen bzw. das Bekreuzigen und die Abkehr vom Teufel (169,15-20).

Nach der Mahlzeit beginnt Gurnemanz mit seiner Unterweisung, denn er hat in Parzival jemanden erkannt, dem eine Herrscherposition zukommt (170,21f.). Vorab gibt es ein Lob der *schame*, wem diese fehlt, von dem fällt die *werdekeit* ab wie dem Vogel/Beizvogel die Federn in der Mauser ausfallen (170,15-20). Daher referiert er auch zunächst über die Tugenden des vorbildlichen Herrschers (170,21-171,12) mit der *mâze* als Richtschnur: *gebt rehter mâze ir orden* (171,13). Es folgen Belehrungen über das ritterlich-höfische Betragen in Gesellschaft (171,4-172,6) und das angemessene Miteinander von Mann und Frau in Form einer kleinen Minnelehre (172,7-173,6). Damit ist der theoretische Teil abgeschlossen.

Gurnemanz' Lehren erinnern an das, was nur wenig später bei Thomasin von Zerclaere in seinem WÄLSCHEN GAST nachzulesen ist, allerdings in sehr konzentrierter und weniger weitschweifiger und repetitiver Form. Es werden die drei wesentlichen Bereiche des adligen und ritterlichen Lebens behandelt. An erster Stelle steht das richtige *Verhalten als Herrscher*, es werden die allgemeinverbindlichen Herrschertugenden genannt, dazu gehören Mitleid mit Notleidenden, Freigiebigkeit und Güte, Demut, Leutseligkeit und Hilfsbereitschaft (*erbarmen, milte, güete, diemüete*). Wer danach handelt, dem wird die Gnade Gottes - *gotes gruoz* - zuteil. Hüten soll man sich vor Verschwendung und Geiz, Maßhaltung in allen Dingen bewahrt vor Fehlern (170,21-171,13).¹¹ *Höfisches Verhalten* zeigt sich darin, daß man in Gesellschaft keine überflüssigen Fragen stellt und sich nicht

¹⁰ Wolfram verwendet *bejagen* sehr häufig und in unterschiedlichem Zusammenhang, es kann u.a. sich auf den *tôt* (141,17f.), den *prîs* (269,10), der *werlde gunst* (103,2), die *minne* (343,28) beziehen. Der tatsächliche jagdliche Zusammenhang ist eher selten; vgl. a. S. 156f.

aushorchen läßt, sondern wohlüberlegt antwortet und alle seine fünf Sinne gebraucht. *Ritterliche Tugenden* beweist man, wenn im Kampf Kühnheit mit Erbarmen einhergeht; den Gegner, der sich ergeben hat, soll man verschonen, es sei denn, dieser hätte ein schweres Unrecht begangen (171,25-30).¹² Im *Verhältnis von Mann und Frau* wird zunächst das Äußere thematisiert - der Ritter soll sich, bevor er den Damen entgegentritt, den Schmutz der Rüstung vom Gesicht waschen. Wichtiger jedoch sind die inneren Werte - der junge Mann soll kühn und froh zugleich sein, denn so gewinnt er Ruhm und die Liebe zu den Frauen veredelt ihn. Er darf die Frauen keinesfalls verraten oder belügen, denn Falschheit in der Liebe läßt das Ansehen schwinden. Die Liebe hat ein feines Gespür für Falschheit und Hinterlist und wenn man in Ungnade fällt, so hat dies Unehre und lebenslange Selbstvorwürfe zur Folge. Mann und Frau sind untrennbar verbunden wie Sonne und Tag, beide erblühen aus einem Saatkorn (172,1-173,6).¹³

Es zeigt sich die Identität von Ritterlehre und Herrscherlehre, denn Gurnemanz wendet sich ganz selbstverständlich an den zukünftigen Herrscher und stellt die christlichen Tugenden Barmherzigkeit, Wohltätigkeit, Güte und Demut in den Mittelpunkt seiner Unterweisung, dazu die Ermahnung zu überlegter Freigiebigkeit. Zum anderen geht es um das Benehmen bei Hof. Diese kleine Hoflehre lehrt das gesellschaftliche Verhalten im Gespräch, im Kampf und vor allem gegenüber den Damen.¹⁴ Das Ideal verbindet höfische Erziehung mit mannhaftem Auftreten wie etwa bei Parzival und Feirefiz: *manheit bî zuht an beiden was* (745,10) oder Gawan, der *ein manlîch hövesch man* ist (430,20).

Es schließt sich nun die Ausbildung an den ritterlichen Waffen und auf dem Pferd an (173,27-174,5). Nach dieser ersten Trainingseinheit folgt nun auch endlich die Erklärung für die wohlwollende Aufnahme Parzivals durch Gurnemanz: Die anwesenden Ritter sehen in ihm einen Ersatz für die drei im Kampf getöteten Söhne des Fürsten (175,10-18). Aus diesen Worten der Ritter spricht eine herzliche Zuneigung zu Gurnemanz, den Wolfram durchweg mit Achtung und Sympathie zeichnet. Diese Auszeichnung Parzivals zeigt sich ebenfalls bei der Abendmahlzeit, die den ritterlichen Übungen folgt: Gurnemanz speist allein mit Parzival und seiner Tochter Liaze, die er angewiesen hat, dem Gast bei Tisch vorzuschneiden.

Vierzehn Tage dauert dieser Aufenthalt und trotz der vielen Annehmlichkeiten kann sich Parzival nicht entscheiden, als Gurnemanz' Schwiegersohn und Erbe in Graharz zu bleiben.

¹¹ Vgl. a. Hennig, S. 316-318.

¹² Vgl. a. Hennig, S. 318-322.

¹³ Vgl. a. Hennig, S. 322f. und Jaeger, S. 332-334.

¹⁴ Vgl. a. Bumke, Wolfram von Eschenbach, S. 65f.

Er hat das im Schnelldurchgang erworbene adlig-ritterliche Gedankengut bereits so sehr verinnerlicht, daß er sich als unerprobter Ritter nicht würdig fühlt, Liaze zur Frau zu nehmen. So muß Gurnemanz bei Parzivals Abreise nun um *vier* verlorene Söhne trauern. Die tragische Geschichte seiner leiblichen Söhne erzählt er Parzival noch vor dessen Aufbruch: Alle drei, Schenteflurs, Lascoyt und Gurzgri, sind im ritterlichen Kampf umgekommen und immer war der Minnedienst um eine geliebte Frau der Anlaß (177,27-178,26).

Bei Gurnemanz erhält Parzival nach dem äußeren Rittertum - der Rüstung und dem Pferd des toten Ither - nun auch das innere Rittertum. Bisher hat er seine auf unritterliche Weise erworbene Rüstung herumgetragen wie Trophäen, ja sogar Jagdtrophäen (den unstandesgemäßen *gabilot* mußte er indes schon abgeben). Innerlich aber ist er nach wie vor der Knabe aus dem Wald, der sich einen erlegten Hirsch auf die Schultern packt und nach Hause trägt. Die erste Voraussetzung, eine edle Abstammung, kann er jedoch schon vorweisen. Im geradezu unglaublichen Zeitraum von nur vierzehn Tagen¹⁵ wird in einem Schnellkurs in Rittertum durch Unterweisung in Theorie und Praxis aus einem walisichen Tolpatsch ein vollendeter Ritter. Gurnemanz versucht, in kürzester Zeit das nachzuholen, was Herzeloide bisher aus Trauer um Gahmuret und der daraus resultierenden Abneigung gegen das ritterliche Leben ganz bewußt vernachlässigt hatte. Die Lehren des weisen Gurnemanz haben im höfischen Leben ihre Berechtigung und machen ein zivilisiertes und gedeihliches Zusammenleben erst möglich. Im Gralsbereich, auf Munsalvæsche jedoch gelten andere Regeln und die unreflektierte Befolgung von Gurnemanz' Regeln wird verheerende Auswirkungen haben. Die Mahnung, nicht zuviel zu fragen (171,17) bewirkt Parzivals Schweigen (239,10) und verhindert die Erlösung Anfortas' von seinem Leiden. Trotz seiner edlen Anlagen bleiben Lücken und es fehlt natürlich an Erfahrung und menschlicher Reife. Erst Sigune klärt ihn über sein Versagen auf und verflucht ihn, wie es auch Cundrie tut. Parzival jedoch bereut sein Versagen bereits, das allerdings eher aus der Fehleinschätzung einer Situation aus Unerfahrenheit und Unreife resultierte und nicht Ausweis seiner Bösigkeit, Falschheit und Verstellung (256,3) ist.¹⁶

Wie hat man sich aber die ›normale‹ Ausbildung eines jungen Adligen vorzustellen? Deutsche Quellen des 11. und 12. Jahrhunderts, dem hier interessanten

¹⁵ In der Regel braucht ein Knappe als angehender Ritter etwa vier bis fünf Jahre (vgl. a. Fenske, S. 73), um das zu lernen, was Parzival hier in zwei Wochen lernt. Wenn man noch die Zeit für die kindliche Bildung hinzurechnet, so entsprechen den vierzehn Tagen leicht vierzehn Jahre.

Zeitraum, sind hier eher unergiebig, weshalb die historische Forschung auf die weitaus größere Ausführlichkeit französischer und anglonormannischer Quellen angewiesen ist.¹⁷ Diese lassen sich jedoch nur unter Vorbehalt auf die deutschen Verhältnisse übertragen, denn die Unterschiede in der Laienbildung zwischen diesen Gebieten waren recht erheblich. So war der deutsche Adel und Hochadel bis ins 14. Jahrhundert weitgehend analphabetisch, denn man folgte eben nicht dem Beispiel der Herrscher, die ihre Thronfolger aufs sorgfältigste erziehen ließen.¹⁸ Es war durchaus üblich, daß die Söhne adliger Familien an die Höfe anderer Adliger oder auch eines Königs geschickt wurden, um dort erzogen zu werden und ihren Herren als Pagen und Knappen zu dienen. Dabei lernten sie höfische Umgangsformen, Grundlagen einer literaten Bildung und natürlich Übung in allen ritterlichen Kampftechniken. Abschluß dieser Ausbildung ist die Erhebung zum Ritter im Alter von durchschnittlich 18-20 Jahren. Besonders bei potentiellen Herrschern, die dem Vater auf den Thron folgen sollten, wurde eine umfassende Bildung als notwendig erachtet. So wäre es auch bei Parzival normal und notwendig gewesen und seinem Rang hätte ein Aufenthalt und der Dienst an einem fürstlichen oder königlichen Hof entsprochen - Gurnemanz ist also durchaus der passende Lehrer. In der Zeit um 1200 und auch noch davor im 12. Jahrhundert sind der englische und der französische Königshof als erste Adressen hervorzuheben, dazu die Höfe mächtiger Hochadliger,¹⁹ die wenigen deutschen Quellen lassen leider kein genaues Bild entstehen.²⁰ Es gibt nur wenige Nachweise für die Erziehung adliger Jugendlicher an fremdem Höfen²¹ und wie diese genau aussah, darüber schweigen die Quellen und es sind natürlich auch keine Lehrpläne überliefert.²² Aus den englischen Quellen geht dagegen hervor, daß die Knappen durch Erzieher und Lehrmeister ausgebildet wurden.²³ Bis zum Alter von etwa sieben Jahren blieben die Kinder, Mädchen wie Jungen, in der Obhut von Mutter, Amme und Kinderfrau, in königlichen Haushalten unterstand die Kinderstube einer adligen Dame, die die Oberaufsicht über die Erziehung und Versorgung der Kinder innehatte²⁴ - dies entspricht genau der frühen Kindheit des verwaisten Tristan. Im nächsten Lebensabschnitt traten an die

¹⁶ Zu dieser Problematik vgl. ausführlich Hennig, S. 323- 332.

¹⁷ Fenske, S. 59; vgl. a. Bumke, *Höfische Kultur II*, S. 433-451, 596-606).

¹⁸ Bumke, *Bestandsaufnahme*, S. 453.

¹⁹ Fenske, S. 72f.

²⁰ Fenske, S. 83f.; Bumke, *Höfische Kultur II*, S. 601.

²¹ Fenske, S. 83f.

²² Fenske, S. 84f., 89f., 93-95.

²³ Fenske, S. 74 und 76f.

²⁴ Orme, S. 8-15.

Stelle von Amme und Kinderfrau Erzieher und Erzieherinnen,²⁵ im Falle der königlichen Kinder war dies meist ein verdienter Ritter, der zunächst *pedagogus* genannt wurde, im 12. Jahrhundert dann *magister*, *mestre*, *meister*, *master*.²⁶ Seine Aufgabe bestand darin, die Erziehung des Prinzen und seiner Geschwister zu koordinieren und zu überwachen. Manches wird er ihm selber beigebracht haben, für andere Fächer (Sprachen, Musik, Jagd, Literatur) wurden Experten herangezogen. Auch dies findet seine Entsprechung in Tristans zweitem Lebensabschnitt.²⁷ Dieses Bildungsprogramm kann sich sowohl im eigenen Haushalt abspielen als auch in einem anderen Haushalt oder einem königlichen Hof. Ein frühes literarisches Zeugnis dafür ist Beowulf, der im Alter von sieben Jahren das väterliche Haus verließ, um bei seinem Großvater mütterlicherseits, König Hrethel (vgl. 373-375), zu leben: *Ic wæs syfan-wintre, þa mec sinca baldor, / frea-wine folca æt minum fæder genam. / Heold mec ond hæfde Hreðel cyning, / geaf me sinc ond symbel, sibbe gemunde* (2428-2431).²⁸ Bevorzugter Ort für die Erziehung junger Adliger war ein königliche Haushalt, ebenso wie bischöfliche Haushaltungen (wie z.B. der Hof Thomas Becketts in Canterbury). Dort herrschte eine anziehende Verbindung von höfischer Lebensart und Gelehrsamkeit vor, dazu kam eine große Nähe zum königlichen Hof - der ideale Ort für einen jungen Mann mit Ambitionen.²⁹

Dazu kann man davon ausgehen, daß die angehenden Ritter v.a. durch Anschauung und Nachahmung während ihres Dienstes lernten. Dazu gehörte z.B. auch die Begleitung des Dienstherren bzw. Ausbilders auf Kriegszügen, genauso, wie es auch Gawans Pagen und Knappen tun. Adlige Jugendliche, die an Kriegszügen und Schlachten teilnahmen, taten dies im Gefolge von Herrschern, Fürsten und hochrangigen Adligen.³⁰ Dies konnte unter Umständen mit Lebensgefahr verbunden sein, denn obwohl die Knappen als Nichtkombattanten galten, begleiteten sie doch ihre Herren in die Schlacht oder folgten ihnen zumindest nach, um z.B. Ersatzpferde heranzuführen. Dabei blieb es nicht aus, daß sie

²⁵ Auch Blanscheflur hat eine solche *meisterinne* (1197-1201), genau wie die kleine Obilot (Pz. 369,9f.), Tristan wird von Kurvenal unterrichtet, dem *wîsen man* (2059), seinem *meister* (2252). Eine Alternative zum ritterlichen Erzieher konnte einer der Kleriker sein, die zu jedem adligen Haushalt gehörten und sowohl die ganze Bandbreite höfischen Verhaltens beherrschten als auch über eine literate Bildung verfügten (Orme, S. 25f.).

²⁶ Orme, S. 16-20.

²⁷ Vgl. o., S. 209f.

²⁸ ›Ich war sieben Winter, als mich dieser freigiebige Herrscher, König Hrethel, der von seinem Volk geliebt wurde, von meinem Vater (Ecgtheow) empfing und mir Schätze und einen Platz an der Tafel gab, eingedenk der Verwandtschaft‹ (vgl. Alexander [1973], S. 127).

²⁹ Orme, S. 56f.

mitten ins Kampfgetümmel gerieten. Ebenso gefährlich war auch das Fouragieren zur Versorgung des Heeres, denn es handelte sich dabei um richtiggehende Raubzüge, die auch auf entsprechende Gegenwehr stoßen konnten.³¹ Nach der Schlacht folgten die Knappen auf das Schlachtfeld, setzten die niedergeworfenen Ritter der Gegenseite zwecks Lösegeldforderung gefangen, stellten kostbare Streitrösse sicher und beraubten die Toten zum Nutzen ihrer Herren und auch, um sich selber zu bereichern.³²

Wenn also Parzival mit Iwanets Hilfe den toten Ither seiner gesamten Ausrüstung beraubt, so verhält er sich also noch durchaus innerhalb der Normen. Verwerflich erscheint hingegen die Art, wie er Ither getötet hat, nämlich mit dem *gabilot*, dem Jagdspieß. Doch wird auch die Entwaffnung des Getöteten (156,21) sehr viel später als *rêroup*, also Beraubung eines Erschlagenen, kritisiert (475,5; 744,15).³³ Auch Iwanets Rolle erscheint etwas zwiespältig: Es zwar kann es durchaus zu seinen Aufgaben gehören, toten Rittern die Rüstung abzunehmen (s.o.), aber nur nach der Schlacht. Nun ist Parzival aber noch gar kein Ritter, damit auch nicht Iwanets Dienstherr und hat Ither unritterlich getötet. Dabei sollte Iwanet es eigentlich besser wissen, da er doch am mustergültigen Artushof dient und so fällt sein Versäumnis letztlich auf den Hof, seinen Arbeits- und Ausbildungsplatz, zurück.³⁴ In Wolframs Darstellung ist nicht eindeutig, ob Parzival Ither nur angeht und erschlägt, um an seine Rüstung zu gelangen. Parzival selber bezeichnet die Tat als *sünde* (475,10), Trevrizent thematisiert nur die Tötung des *Verwandten* Ither, nicht aber seine Beraubung.

Nach einer verlorenen Schlacht hingegen sind die im Feldlager zurückgebliebenen Knappen in höchster Gefahr, wenn das Lager von gegnerischen Truppen überfallen wird. Da Knappen kaum Lösegeld einbringen, werden sie oftmals einfach erschlagen, denn ritterliche Regeln galten nun nicht mehr. Auch andere Kriegseignisse und Gefechtstaktiken wie Vorhuten und Hinterhalte konnten lebensgefährlich sein.³⁵ Die Knappen erscheinen als anonyme Masse, deren Verlust nicht weiter zu beklagen ist und die auf Kriegszügen eher den Tod fanden als daß sie zu Rittern wurden. Dagegen ist aber auch von Rittererhebungen z.B. im Verlauf des Kreuzzuges von 1189/90 zu hören, bei denen bis zu 60 adlige

³⁰ Fenske, S. 127.

³¹ Fenske, S. 107-112.

³² Fenske, S. 112f.

³³ Vgl. a. Nellmann, Komm zu 156,21; *rêroup* (»Beraubung eines Erschlagenen«), galt im Krieg als erlaubt, im ritterlichen Zweikampf dagegen als verwerflich (Nellmann, Komm. zu 473,30), *rêroup* kann aber auch als »Raub mit Totschlag« gewertet werden; Nellmann, Komm. zu 475,5-12.

³⁴ Für Ritter unehrenhafte Handlungen wurden gerne den Knappen überlassen, so z.B. das Köpfen von heidnischen Gefangenen der christlichen Kreuzfahrer, wo die Grenzen zwischen Abschlachten und Hinrichten fließend sind; Fenske, S. 119.

Jugendliche zu Rittern gemacht wurden.³⁶

Auch die Ungebärdigkeit und Disziplinlosigkeit der Knappen stellte sich oftmals als Problem dar, auf Feldzügen wird ihnen zur Last gelegt, bei der Plünderung eingenommener Städte Feuer gelegt zu haben.³⁷ Die Disziplinlosigkeit und Unbedachtheit von Gawans Knappen, die aus mangelnder Wachsamkeit und falknerischem Unvermögen in Gefangenschaft geraten waren, ist nur eine leichte Erscheinungsform dieses Problems, zeigt aber auch die Gefährdung von Knappen im Konfliktfall. An dieser Stelle könnte aber auch Gawan kritisiert werden, dem die Jugendlichen anvertraut wurden. Er weiß, daß er sich auf gefährlichem Terrain befindet, flirtet aber dennoch mit der Schwester seines Feindes. Es müßte ihm, dem erfahrenen Krieger, eigentlich bewußt sein, daß eine solche Situation leicht eskalieren kann, wobei dann auch seine Schutzbefohlenen in Gefahr gerieten. So ließe hier eine mißglückte Übungsstunde für angehende Falkner Rückschlüsse auf Gawans Qualitäten als Dienstherr und Lehrer von Knappen und Pagen zu. Vor dem Hintergrund seiner möglichen Thronfolge (als Neffe des kinderlosen Artus) könnte sich das als problematisch erweisen.³⁸

Grundlage der ritterlichen Tugendkataloge, auf denen auch Gurnemanz' Ermahnungen an Parzival beruhen, sich in Demut (170,28) und Barmherzigkeit (171,25) zu üben, sind die christlichen Gebote. Barmherzigkeit ist ein Zeichen der Demut, Moralbegriffe wie *stæte* und *mâze* lassen sich den christlichen Kardinaltugenden zuordnen, wobei vor allem die *mâze* den Rittern und Damen anempfohlen wird. Natürlich gehen Adel und Schönheit Hand in Hand, wobei der Adel der Gesinnung als wertvoller angesehen wird als der Adel der Geburt (vgl dazu auch Wolframs Ausführungen über innere und äußere Schönheit; 3,11-24). Jedoch ist die körperliche Vollkommenheit ein Ausweis der adligen Geburt und ihre notwendige Ergänzung.³⁹

Die *mâze* ist ein wesentliches Merkmal der idealen höfischen Gesellschaft, und was passieren kann, wenn man sie vergißt, zeigt das Beispiel von Erec und Enite in Hartmanns von Aue EREC. Der Roman beginnt mit der Jagd auf den Weißen Hirsch, ein Bild für das Werben um die *minne* der verehrten Dame. Erec jedoch gewinnt Enite nicht nach geduldiger Werbung, sondern durch den Sieg im Turnier von Tulmein, das am Tag nach ihrem Kennenlernen stattfindet. Ungeduldig erwarten beide die Hochzeit und werden dabei

³⁵ Fenske, S. 116f.

³⁶ Fenske, S. 121-124.

³⁷ Fenske, S. 119.

³⁸ Vgl. a. Komm. zu 430,14-16.

³⁹ Bumke, Höfische Kultur, S. 417f., 421f.

von Hartmann mit dem hungrigen Habicht⁴⁰ verglichen (1861-1871), dem man die Nahrung nur zeigt, aber nichts zu essen gibt. Diesen Vergleich, hier mit einem Sperber, hat schon Chrestien angestellt, der noch den vom durstigen Hirsch, der die Quelle sucht, hinzufügt (2081-2086):

*Cers chaciez, qui de soif alainne,
Ne desirre tant la fontainne,
N'espreviers ne vient a reclaim
Si volantiens quant il a faim,
Que plus volantiens ne venissent
A ce que nu antretenissent.*

Der Habichtvergleich, den Hartmann neu erfindet, erscheint nicht ganz unproblematisch, denn er ist ein ›Küchenvogel‹, geeignet, um reiche Beute zu machen und ein Revier völlig leer zu jagen. Dies ist vielleicht eine Vorausdeutung auf das *verligen*, das der *überkrüphe* vergleichbar erscheint: Ein satter Beizvogel taugt nicht zur Jagd und Erec ist in seinem Eheleben mit Enite so übersättigt, daß er ganz vergessen hat, daß man die *minne* seiner Dame nur durch fortgesetzte ritterliche Taten und höfisches Gesellschaftsleben erwerben und erhalten kann.⁴¹

Aber auch das Verhalten der Hochzeitsgäste ist gekennzeichnet durch Gier, denn auf dem Weg zu den Hochzeitsfeierlichkeiten am Artushof wird mit Habicht (2039) und Falke (*vederspil*, 2041) einfach auf alles gebeizt, was kreucht und fleucht: Enten, Rebhühner, Reiher, Fasan, Kranich, Trappe, Gans, Hase - das ganze Revier wird seines jagdbaren Wildes beraubt (2034-2063), was auch gegenüber dem Gastgeber König Artus sehr unhöflich ist. Das unmäßige Verhalten des Brautpaares und der Gäste wirft einen Schatten auf die Festlichkeiten, diese recht extremen Verhaltensweisen werden in Jagdbildern und einer Jagdsituation dargestellt und kritisiert.

Erst spät taucht die Jagd als Motiv wieder auf, nämlich als Erec von Guivreiz in sein *jagehus* (7157) Penefrec⁴² aufgenommen und dort gesundgepflegt wird. Dieses Anwesen bietet alle erdenklichen Annehmlichkeiten (7124-7201), doch weder der Wildreichtum (auffällig ist aber, daß dort keine Beizvögel gehalten werden) noch die sonstigen Annehmlichkeiten können Erec dort halten. Er wird Mabonagrín besiegen und nach dem

⁴⁰ Vgl. dazu ausführlich Reiner Weick: Ornithologisches bei Hartmann von Aue. Bemerkungen zu Beizjagd im ›Erec‹, in: Würzburger medizinhistorische Mitteilungen 7 (1989), S. 83-100; Abb. 43 und S. 188f.

⁴¹ Später wird Erec ins andere Extrem verfallen und sich Enite ganz und gar verweigern.

⁴² Vgl. a. Krause, S. 56-58 (Penefrec als ordentlicher und eingetragener Wald).

Tod des Vaters König in Karnant sein - die Gefahr des *verligns* ist endgültig gebannt, die höfische Ordnung ist wieder hergestellt.

Die Anforderungen an den höfischen Ritter gehen aber noch weiter. Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Tapferkeit soll er besitzen, dazu muß er noch schön, vornehm und geschickt mit den Waffen sein. Dazu soll er auch noch über *hövescheit* verfügen, also die feinen Sitten des Hofes beherrschen, die Regeln des Anstandes und der Etikette, die korrekten Umgangsformen und den guten Ton, v.a. gegenüber den Damen beherrschen, kurz: vorbildliches gesellschaftliches Verhalten zeigen. *Vreude*, *höher muot* und *êre* sind Zeichen der *hövescheit*.⁴³ Idealerweise soll der höfische Ritter Gott und der Welt gefallen, allerdings bestand zwischen diesem Ideal und der Wirklichkeit ein gewaltiger Widerspruch. In erster Linie wurden die jungen Adligen körperlich geschult, also durch sportliche Übungen, die Jagd und das Erlernen des Reitens und von Kampftechniken. Dies geschah in den meisten Fällen durch den Vater oder einen erfahrenen Waffenmeister, ganz selten auch durch einen Geistlichen, oftmals auch an einem anderen Hof, wo dann auch das Erlernen höfischer Umgangsformen eine große Rolle spielte.⁴⁴

All dies erlernt auch Parzival in der unglaublich kurzen Zeit von vierzehn Tagen (s.o.), nur von intellektueller Bildung ist hier nicht die Rede, so daß der spätere Gralskönig wohl (anders als z.B. Tristan und Gawan) zeitlebens ein Analphabet geblieben ist, was von Wolfram allerdings auch nicht problematisiert wird. Damit unterscheidet er sich aber nicht vom deutschen Hochadel des Mittelalters. Lediglich die Thronerben waren literarisch gebildet und wissenschaftlich ausgebildet und zwar meistens durch Mitglieder der Hofkapelle, also Geistliche oder *clerici*. Grundkenntnisse einer literaten Bildung wurden oftmals in der Kindheit vermittelt.⁴⁵ So ist es auch leicht zu erklären, daß Kleriker und Hofkaplane maßgeblich für die Entstehung des Idealbildes des höfischen Ritters verantwortlich waren, in dem so verschiedene Elemente wie traditionelle Herrschervorstellungen, religiöser Ritterbegriff, christliche Tugendforderungen und moderne Vorstellungen des guten und feinen Benehmens vereint sind. Dieses Idealbild basiert auf literarischen Quellen, zu denen nur die Gebildeten Zugang hatten.⁴⁶ Diese Ideale wurden von den Rittern und Damen mit unterschiedlich großem Interesse aufgegriffen. Beim französischen und englischen Adel war die Laienbildung weiter verbreitet als beim deutschen. Sogar die Bildung der deutschen Könige und Kaiser war sehr unterschiedlich: So

⁴³ Bumke, Höfische Kultur II, S. 425, 427-429.

⁴⁴ Bumke, Höfische Kultur II, S. 433f.

⁴⁵ Fenske, S. 77-80.

⁴⁶ Bumke, Höfische Kultur II, S. 446-451.

lernte Otto I. erst als Erwachsener Lesen und Schreiben, sprach aber Französisch, Sächsisch und Slavisch, Otto II. erhielt eine umfassende Bildung und übersetzte für seinen Vater aus dem Lateinischen, Otto III. lernte auch Griechisch. Um das Jahr 1000 nahm die Illiterarität des deutschen Adels wieder zu, Ausnahme waren junge Adlige, die zunächst für eine geistliche Laufbahn vorgesehen waren, dann doch eine weltliche Karriere machten und mit ihrer Gelehrsamkeit großes Aufsehen erregten. Ekkehard von St. Gallen berichtet von Tagesschülern in der Klosterschule, die unterrichtet wurden, damit sie später ihre Besitzungen angemessen verwalten konnten, die aber nicht an ein geistliches Leben dachten.⁴⁷ Konrad II. war gänzlich illiterat, Heinrich III. und Heinrich IV. wieder genossen auf Betreiben ihrer Mütter eine hervorragende Ausbildung. Ähnlich verfuhr Friedrich I. Barbarossa, dessen Ausbildung eher ungenügend war, der aber bei seinen Kindern großen Wert auf eine umfassende Bildung legte. Anders Friedrich II., dessen umfassendes Wissen die Zeitgenossen Staunen machte.⁴⁸ Im 12. Jahrhundert lebte das Interesse der Laien an literater Bildung wieder auf, diese Bewegung setzte zunächst beim Hochadel ein und erreichte dann auch den niederen Adel und das Stadtbürgertum.⁴⁹ Jedoch beklagt Thomasin von Zerclaere noch immer die Unkenntnis der Laien in den *artes liberales*, dies war in der guten alten Zeit nicht der Fall. Fürsten sollen sich und die Ihren bilden und sich auch mit gebildeten Männern umgeben (9194-9208 und 9239-9254).

Fremdsprachenkenntnisse wurden als unbedingt nötig erachtet, so lernt der junge Tristan im Ausland Fremdsprachen (2061), von denen er insgesamt neun beherrscht (3688-3701). Aber auch beim nichtliteraten deutschen Adel hatten die Sprachgewandtheit und rhetorische Fähigkeiten einen hohen Wert und den Dichtern galt sie als Ausweis höfischer Bildung. Musikalische Bildung wird nur in der Dichtung, nicht aber in den historischen Quellen erwähnt. Eine Ausnahme ist Kaiser Friedrich II., von dem berichtet wird, daß er singen konnte und Kantilenen und Gesänge komponierte.⁵⁰ Die Tatsache, daß zahlreiche

⁴⁷ Casus sancti Galli, S. 262/263 (=Kap. 135); hier wird auch von Konflikten berichtet, die sich daraus ergaben, daß die Schüler sich locker gekleidet dem Brettspiel widmeten oder sich im Übermaß mit Jagdvögeln und anderem, was Freigeborenen anstand, beschäftigten. Auch in England waren Klöster, die von Adligen gestiftet und unterstützt wurden, Orte der Erziehung. Kleine Kinder unter sieben Jahren und Mädchen wurden in Nonnenklöstern betreut; Orme, S. 60-65.

⁴⁸ Zu diesem Komplex vgl. Thompson, S. 82-115, mit einer ausführlichen Behandlung der deutschen Herrscher und deren Bildung.

⁴⁹ Thompson, S. 97f.: so wurden in den Städten Schulen gegründet, die erste 1267 in Breslau.

⁵⁰ Bumke, Höfische Kultur II, S. 437f.; am Hof des Kaisers in Palermo fand sich ein Kreis italienischsprachiger Dichter, die Sizilianische Dicherschule (ca. 1233-1266), zusammen; vgl. LMA VII, Sp. 1946-1948.

Mitglieder adliger Familien im 12. und 13. Jahrhundert als Verfasser und Komponisten von Minneliedern erscheinen, zeigt aber, daß das dichterische Ideal seine Entsprechung in der Wirklichkeit hatte.

Vollendete höfische Lebensart ist aber nicht unbedingt an Königs- oder Fürstenhöfe gebunden, auch Angehörige des Ritterstandes wie der vornehme Fährmann Plippalinot können hier eine Vorbildfunktion haben, weshalb zum Schluß noch sein Beispiel stehen soll.

Wie vorher Gurnemanz, so hat auch Plippalinot einen Beizvogel auf der Faust sitzen, als er eingeführt wird. Hier ist es aber nicht ein Sperberweibchen, sondern das kleinere Sperbermännchen (ein Sprinz) oder vielleicht auch ein Merlinterzel (544,2f.; vgl. a. Komm. z. St. und zu 430,14), dieser ist eigentlich ein Vogel für Kinder und Jugendliche, die die Grundlagen der Kunst der Falknerei noch erlernen. Plippalinot ist denn auch nicht besonders kampflustig, was sich an dem Schild (560,20-22) zeigt, den er Gawan überläßt:

mînen schilt sult ir tragn.

dern ist durchstochen noch zerslagn:

Wande ich strîte selten:

wes möht er danne enkelten? (560,29-561,2)

Dieses komische Element kann aber keine Zweifel an seiner *hövescheit* als Ausdruck allgemeiner Verfeinerung auf allen Gebieten des menschlichen Zusammenlebens⁵¹ aufkommen lassen, vielmehr wird Plippalinot als aufmerksamer und großzügiger Gastgeber gezeichnet, denn *er was geborn von rîters art, / mit guoten zûhten wol bewart* (544,17f.). Er lebt sehr komfortabel vom Erlös, den die Pferde der besiegten Ritter einbringen (544,4-7); deshalb ist er auch nicht auf einen Beizvogel angewiesen, der große und viele Beute macht, wie etwa ein Habicht, sondern ist es zufrieden, wenn sein Terzel eine Lerche schlägt - eine kleine Leckerei (544,13-16). So wird durch den Beizvogel sein vornehmer Stand, die angemessene Erziehung und auch sein Reichtum, wenn auch leider nicht seine Kampfeslust deutlich. Seine feine Lebensart zeigt sich auch in der gastlichen Aufnahme, die er Gawan bereitet. Seine Tochter Bene dient dem Gast *mit grôzer zuht* (549,9), führt ihn in sein Gemach und nimmt ihm die Rüstung ab. Ihr Bruder, *ein knappe* (549,23), versorgt das Pferd und bringt dann kostbare Polster und Decken, damit es der Gast bequem hat, ein anderer bringt eine Tischdecke und Brot. Nun begrüßt auch die Hausherrin Gawan (550,5-10), dann wird ihm Wasser zum Waschen gebracht und er speist in der Gesellschaft Benes, die ihm vorschneidet. Gawan erwidert diese zuvorkommende Aufnahme im Haushalt Plippalinots,

⁵¹ Vgl. a. Bumke, Bestandsaufnahme, S. 431.

indem er auf Benes Anregung hin der Hausherrin eine der drei Lerchen senden läßt (551,8-16) - eine Geste, die mit Dank aufgenommen wird. Die gastgeberischen Qualitäten des ritterlichen Fährmannes, die Dienstfertigkeit der Kinder und die feine Küche sind ganz vorbildlich. Die höfische Lebensart zeigt sich auch bei den Kindern, besonders Bene ist höfisch klug und einfühlsam und wird Gawans Verbündete, um mit diplomatischem Geschick den Konflikt mit Gramoflanz beizulegen und diesen mit seiner Schwester Itonje zu vereinen. Diese *hövescheit* zeigt sich nicht nur in verfeinerten Manieren, sondern vor allem in der Einfühlsamkeit den Menschen gegenüber, erschöpft sich also nicht im Äußerlichen.

So erscheint Plippalinot als ein Pendant zu Gurnemanz - allerdings muß er seinen Gast nicht belehren, denn was vornehme Lebensart anbelangt, begegnen sich die beiden auf Augenhöhe. Der Gastgeber weiß, was angemessen ist und der Gast weiß dies zu schätzen und dankbar anzunehmen.

3.

JAGD UND »MINNE«

Die Jagd, sei es Beizjagd oder Parforcejagd,¹ ist ein Vergnügen, dem Männer und Frauen gleichermaßen nachgehen. Dabei beschränken sich die Damen keineswegs nur auf die Beizjagd, sondern verfolgen auch, hinter der Meute reitend, den Hirsch oder das Wildschwein. Literarisches Beispiel hierfür ist die Hirschjagd, zu der die schöne und sehr verliebte Königin Dido von Karthago ausreitet und die auch zeigt, wie nahe beieinander Jagd und *minne* liegen (ENEASROMAN 59,5-64,6).

Aus Angst vor dem Gerede ihrer Umgebung wagt es Dido nicht, Eneas, dem Fremden, ihre Liebe zu gestehen, muß aber Tag und Nacht an ihn denken. Um sich durch Geschäftigkeit abzulenken, als klassisches *remedium amoris*² also, ordnet sie an, daß am frühen Morgen zur Jagd ausgeritten werden soll. Das kurz angerissene Motiv von der Jagd als Möglichkeit, ungute Gedanken und Neigungen - hier eine unerlaubte Liebe - zu überwinden, wird aber nicht weiter ausgeführt. Vielmehr beschreibt Heinrich von Veldeke mit großer Freude und vorbildhaft das prächtige Jagdgewand der Königin: zunächst das weiße golddurchwirkte und enganliegende Untergewand (59,28-31), das Übergewand aus grünem und rotem *samît* mit weißem Hermelin, dazu ein Gürtel mit Gold- und Silberverzierung (59,34-60,10). Darüber trägt sie einen grünen Mantel mit weißem Hermelinfutter und braunem Zobelbesatz, der aber nicht zu lang ist, um beim Reiten und der Jagd nicht zu behindern. Über dem Gebende trägt sie einen mit grünem *samît* bezogenen Hut (60,19-25). Das einzige, was diesen prächtigen Aufzug als Jagdkleidung erkennbar macht, ist die grüne Farbe, ein Zugeständnis an die Zweckmäßigkeit ist der kürzere Mantel. Unbewußt hat Dido den vornehmen Gast als Beute im Auge und nicht etwa den Hirsch. In erster Linie soll ihre Kleidung ihre Schönheit hervorheben und sie für Eneas begehrenswert erscheinen lassen.³ Sie wird von ihrem Lieblingshund, einer Bracke, begleitet, den niemand außer ihr anfassen oder führen darf (61,18-62,2).⁴ Zugleich werden ihre vornehme höfische

¹ Die klassischen Jagdformen, deren Wert in den französischen Jagdbüchern, etwa von Gace de la Buigne oder Henri de Ferrières, diskutiert wird.

² Vgl. Fromm, Komm. zu 59, 10f. Dieses Heilmittel wird aber genau die gegenteilige Wirkung erzielen und fatale Folgen haben.

³ Vgl. Fromm, Komm. zu 59,27-61,7.

⁴ Dieses Tier, zugleich Jagdhund und Schoßhund, hat hier vielleicht auch eine

Erscheinung und Lebensart betont, sodaß Heinrich sie sogar der jungfräulichen Göttin der Jagd, Diana, vergleicht (62,6f.). Das Halsband des Hundes ist eine gewirkte Borte, die Leine aus Seide geflochten. Dieser Hund und die Art und Weise, wie Dido ihn pflegt, zeigen an, welche Pläne, Wünsche und Gefühle die Königin für den Fremden hat, dessen Wohl ihr ebenfalls sehr am Herzen liegt. Für die unverheiratete Herrscherin ist er der ideale Heiratskandidat, heimatlos zwar, aber von edler Abkunft. So wie Dido den Hund an Halsband und Leine führt und hält, so will sie wohl auch Eneas als Geliebten und Mitregent halten. Eneas hingegen hat diese Ambitionen nicht, denn er ist unter göttlicher Leitung auf der Suche nach einer neuen Heimat. Weidmännisch gesehen ist die Jagd ein Erfolg, die Strecke ist ansehnlich und man amüsiert sich ausgezeichnet (62,18-21). Ein aufziehendes Unwetter trennt das Liebespaar vom Rest der Gesellschaft und gibt endlich Gelegenheit zur Erfüllung ihrer sehnstlichsten Wünsche (62,34-63,28). Am Hof sind beide durch die höfische Etikette gebunden, auf der Hirschjagd, in der freien Natur und dem Gewittersturm ausgesetzt, geben sie ihren Leidenschaften nach, die höfische *mâze* hat keine Geltung mehr. Gefühle und Leidenschaften werden durch die Jagd und den Sturm, der ebensoschnell vorüber ist wie Eneas' aufgewühlte Emotionen, dargestellt und reflektiert. Hier aber vergleicht Heinrich nicht die Königin mit der erfolgreichen Jägerin, vielmehr ist Eneas der Erfolgreiche, der Beute gemacht hat und sich an der gelungenen Jagd erfreut (63,36-39).⁵ Dido wird von der Jägerin zur Beute und verliert am Ende ihr Leben. Die Konstellation erinnert an die Minneallegorien des 14. Jahrhunderts (mit Hadamars von Laber DIE JAGD als Höhepunkt). In diesen Allegorien ist der Liebende ein Jäger, der die Geliebte in Gestalt einer Hindin jagt, assistiert von Hunden, die als canifizierte Eigenschaften auftreten.⁶ Tatsächlich war die Teilnahme an Hetzjagden für adlige Frauen des Mittelalters nichts Ungewöhnliches. In dem Angilbert zugeschriebenen Gedicht KAROLUS MAGNUS ET LEO PAPA wird von Karl dem Großen berichtet, daß er bei einer großen Hofjagd in Begleitung seiner Gemahlin Liutgard und seiner sechs namentlich genannten Töchter jagte, bevorzugte Beute waren Wildschwein und Auerochse.⁷ Besonders aus dem Frankreich

erotische Komponente, wie auch Wolframs *frouwen bräcelîn* (vgl. Komm. zu 446,26).

⁵ Vgl. Fromm, Komm. z. St.

⁶ So etwa in der KÖNIGSBERGER JAGDALLEGORIE, wo V. 56 die Hunde *Harre*, *Stæte* und *Triuwe* genannt werden.

⁷ Der Autor beschreibt den Ausritt des Königs mit seiner Familie und dem zahlreichen Gefolge zur Jagd im Brühl bei Aachen: Nach dem König selber verläßt die Königin die Pfalz, es folgen die Söhne Karl und Pippin, sodann die sechs Töchter Rhodrud, Berta, Gisala, Rhodhaid, Theodrada und Hiltrud. Alle Damen sind kostbar gekleidet (u.a. werden auch Jagdstiefel erwähnt), reich geschmückt und von strahlender Schönheit, dazu ausgezeichnete Reiterinnen auf temperamentvollen edlen Rossen; KAROLUS MAGNUS ET

des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Renaissance sind viele Jägerinnen namentlich bekannt.⁸ Ein berühmtes Beispiel ist Anne de Beaujeu (1461-1522), Tochter König Ludwigs XI. (1423-1483), die von 1483-1491 für ihren unmündigen Bruder Karl VIII. Regentin von Frankreich war. Jacques de Brézé (1440-1490), durch Heirat mit dem Königshaus verwandt, lobt sie in seinem ihr gewidmeten (54,5-10) Gedicht LA CHASSE (um 1481) als Jägerin und Züchterin von Jagdhunden.⁹ Madame de France ist über alle Maßen tugendhaft, ehrenvoll, wohlerzogen, klug und verständig (Strophe 8f.). Sie ist eine kühne und geradezu verwegene Reiterin, die auch dort reitet, wo es sonst keine andere Frau wagt: *Il ne fut jamais femme nee / Qui passast ou elle passoit.* (24,5f.), dazu ist sie immer die erste hinter den Hunden (30,5f.). Jacques de Brézé lobt die Jagd als eine für Adlige angemessene Beschäftigung (*mestier*), die Körper und Seele gesund erhält, wenn man sich in Friedenszeiten befindet und keine Waffen tragen muß (36,5-10). Dies gilt nicht nur für die Herren, sondern auch für die Damen, denn die Jagd hält Langeweile sowie üble Gedanken und Taten fern und befördert die Tugend (44,5-10). Madame aber ist *la maistresse du beau mestier de vennerie* (54,9f.). Auch andere Damen aus den Herrscherhäusern Frankreichs, Englands, Italiens und Österreichs liebten die Hetzjagd und gingen ihr oft und gerne nach.¹⁰

Gace de la Buigne hingegen sieht den guten Ruf der adligen Jägerin gefährdet, wenn sie an einer Hetzjagd teilnimmt. ›Amour d'Oiseaulx‹, die Sache der Beizjagd vertretend, argumentiert, daß eine adlige Dame, die ihren Ruf schützen will, nicht durch Hecken, Wälder, Sträucher reiten soll, um Hirsche, Wölfe und Wildschweine zu töten; vielmehr sind die Männer für solche Strapazen geschaffen (LE ROMAN DES DEDUIS, 10427-10434):

*Or est il voir que une grant dame
 Qui veult garder sa bonne fame
 Ne ferroit pas des esperons
 Par bois, par haies, par buissons,
 Ne si n'yroit pas volentiers
 Tuer cerfs ne leux ne cengliers.
 A homme appartient telx faiz,
 Qui sont de grant hardement faiz,*

Frauen und Männer sind durch den besonderen Charakter der Hetzjagd, die die

LEO PAPA, 182-267.

⁸ Vgl. Weinhold, S. 119-121.

⁹ Vgl. Fietze, S. 95f.; über das bewegte Leben des Autors vgl. LA CHASSE, S. 24f.

¹⁰ Vgl. Fietze, S. 96-98 und Abb. 44.

Jagdgesellschaft im unübersichtlichen Gelände weit auseinanderreißen kann, der sozialen Kontrolle eher entzogen.¹¹ Sogar, wenn sich die Dame nichts vorzuwerfen hat, setzt sie sich doch Gerede und Verdächtigungen aus. Wohin das führen kann, hat das Beispiel von Dido und Eneas gezeigt: Erst durch die Jagd und das Gewitter werden die beiden auf so verhängnisvolle Weise zusammengebracht. Die Bedenken sind also durchaus gerechtfertigt. Dies alles kann bei der Beizjagd, die in offenerem Gelände stattfindet, nicht passieren, vielmehr ermöglicht sie Damen und Herren ein ehrenvolles und zugleich vergnügliches Zusammensein (10491-10497):

*Si appert de vray que Deduit
D'Oiseaulx, par ce que vous ay dit,
Peut donner a homme et a femme
Le bien honneste sanz diffame
Et la plaisance et le proffit
Trop plus grandement que Deduit
De Chiens nullement pourroit faire,*

Männer und Frauen können hier in einem ungezwungeneren Rahmen gesellschaftlich miteinander verkehren, ohne daß dies zu Verdächtigungen und übler Nachrede führt. Auch dies macht den Reiz einer Jagdveranstaltung aus, an der Damen teilnehmen.

Auffallend ist, daß sich bei Wolfram überhaupt keine Hetzjagdsszene finden läßt, die einzige entsprechende Szene in Chrestiens PERCEVAL, Gauvains vergebliche Jagd auf die Weiße Hindin (5659-5691), hat er ganz herausgenommen und sich stattdessen anhand von Vergulahts verunglückter Reiherbeize (399,27-401,4) auf die Problematik von Herrschaft und Vasallität konzentriert. Ein Anklang des Motivs läßt sich vielleicht noch in Parzivals Begegnung mit dem alten Ritter erkennen (446,10-451,30). Der befindet sich mit seiner Gattin, den beiden hübschen Töchtern, die man gerne anschauen mag (446,17-19), Rittern und Knappen auf einer Wallfahrt. Die Pilgergruppe wird begleitet von *frouwen bräckelîn* (446,26; vgl. a. Komm. z. St.). Parzival trennt sich nur ungern von den hübschen Mädchen (451,27-30) mit ihren roten Lippen (449,26-450,8) und auch diese sehen traurig den gutaussehenden Ritter weiterziehen. Da sich diese Begegnung am Karfreitag zuträgt, zeigt sich Parzival nicht sehr empfänglich für die Reize der Damen, die sich auch eher zurückhalten - der Autor hingegen findet die beiden sehr anziehend. Die Hündchen der jungen Damen, die um die Gesellschaft herumwuseln, sind durchaus als Minnesymbole zu deuten, denn ein Hündchen auf dem Schoß einer Dame oder in ihrer Nähe kann als Zeichen

¹¹ Vgl. Fietze, S. 62.

ihrer Liebesbereitschaft gesehen werden.¹²

Weitaus häufiger verwendet Wolfram in einem Minnekontext das Bild des Beizvogels, exemplarisch hierfür ist der prächtige Einzug Gahmurets in Kanvoleis, der Hauptstadt von Waleis (59,21-25). Dorthin gelangt er auf seinen Reisen und zieht in die Stadt ein, mit großem Gefolge, Musikanten und natürlich in kostbarer Kleidung. Die bloßen Beine stecken in Stiefeln, eines hat er lässig über den Sattelknauf gelegt (63,13-15). Da sieht er im Fenster des Palas die schöne Königin Herzloyde, die das Turnier veranstaltet, dessen Preis sie selbst und ihre Länder sein sollen. Dieser überwältigende Anblick veranlaßt ihn sofort, sein Bein herunterzunehmen und es sieht so aus, als würde er Haltung annehmen, sich kampfbereit machen, indem er den lässig-bequemen Sitz, der seinen prunkvollen Aufzug noch unterstützt, aufgibt und sich aufrichtet. Er hat bereits sein Ziel, seine Beute erspäht und anvisiert, gleich einem jagdlustigen Beizvogel, der *gert* (64,4-10; vgl. a. Komm. z. St.).¹³ Übrigens läßt der Anblick und die Gesellschaft schöner Damen auch reifere Herren *gern*: In Orange, auf der Festung Gloriete, sprechen Gyburg und ihr Schwiegervater, Graf Heimrich von Narbonne, über den jungen Rennewart und seine Ähnlichkeit mit vielen ihrer Verwandten. Gleichzeitig zeigt Willehalm seinem *sarjant* Rennewart den Vater und die Gattin, denen er sich vorstellen und seine Dienste anbieten soll (Wh. 273,6-14). Liebevoll vergleicht der Markgraf seinen Vater mit einem gemauserten Beizvogel, der sich jagdbegierig aufrichtet - wenn man ihn nach einem Kranich würfe, würde er ihn ganz sicher fangen, denn er ist nicht zaghaft (Wh. 273,10-14):

nu sih wie leblîch er gert:

ern ist mir niht unmaere:

der selbe mûzære

erflüge den kranech wol, würf i'n dar:

ern ist niht zäglich gevar.

Ob es nun die Gesellschaft der schönen Schwiegertochter oder die Aussicht auf die bevorstehende Schlacht mit den Sarazenen ist, die Heimrich Haltung annehmen läßt, sei dahingestellt. In jedem Fall zeigt es seine Tüchtigkeit als Mann und Ritter.

Auch Gahmuret wird durch den Vergleich mit dem Beizvogel positiv charakterisiert: Als Mann und als Ritter, als Liebender und Kämpfer wird er gefordert werden und erfolgreich sein. Jedoch wird er nicht mit dem wildlebenden Greifvogel verglichen, sondern mit dem abgetragenen, d.h. abgerichteten Tier, dem *vederspîl*. Es gibt

¹² Schmolke-Hasselmann, S. 395.

auch einen Hinweis darauf, wer diesen Vogel zuerst gezähmt und abgerichtet hat, ohne aber seine Wildheit und seinen Jagdtrieb ganz zu unterdrücken. Gahmuret selbst spricht dies aus (94,24-26):

*mir wont noch hiute ir helfe mite,
dâ von daz mich mîn frouwe zôch,
die wîbes missewende ie flôch.*

Seine Herrin ist Ampflise, die Königin von Frankreich, die ihm höfische Sitten beibrachte und ihn auch jetzt noch leitet (94,21-95,5).¹⁴ Diese Formulierung (*zôch*) erinnert an diejenige im Falkenlied des Kürenbergers (MF 8,33-9,12).

*Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr.
Dô ich in gezamete, als ich in wollte hân,
und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant,
er huop sich ûf vil hôhe und vlouc in anderiu lant.*

*Sît sach ich den valken schône vliegen,
er vuorte an sînem vuoze sîdîne riemen,
und was im sîn gevidere alrôt guldîn.
got sende sî zesamene, die gelieb wellen gerne sîn!*

Auch Ampflise wirbt um Gahmuret, der hier aber auch von Herzeloyde umworben und begehrt wird. Ampflise hat ihren Falken zwar gezähmt und abgerichtet, ein Rest Wildheit und Hunger bleibt aber erhalten; das ist auch so gewollt, denn sonst taugt ein Falke nicht zur Beizjagd und ein Ritter nicht zur Eroberung einer Dame und zum Kampf gegen Gegner und Konkurrenten. Jedoch birgt dieser Rest von Wildheit auch immer die Gefahr des Entfliegens oder Verfliegens in sich. Grundsätzlich aber ist der Beizvogel das »Symbol des vollkommen erzogenen, mit allen höfischen Tugenden vertrauten Ritters«.¹⁵ Gahmuret jedoch gehört zu der Sorte, die gerne verfliegen, d.h., nicht mehr zum Falkner oder hier zur Falknerin zurückkehren. Dies kann immer wieder aus den unterschiedlichsten Gründen vorkommen, vielleicht hat sich der Vogel erschreckt oder man hat zu früh damit begonnen, ihn frei fliegen zu lassen oder aber er ist überkrüpft, wie es König Artus' Falknern passiert ist (281,23-30; vgl. a. Komm. z. St.). Hier von einer »mißlungenen Zähmung«¹⁶ zu sprechen, ist nur bedingt zutreffend, eher ist sie unvollkommen oder der Falknerin sind ähnliche

¹³ Vgl. Reiser, S. 85f.

¹⁴ Vgl. a. Reiser, S. 51f.

¹⁵ Reiser, S. 51, 147f.

¹⁶ Erfen-Hänsch, S. 157.

Fehler unterlaufen wie den erwähnten königlichen Falknern. Beizvögel bleiben immer Wilddtiere und anders als bei domestizierten Tieren ist eine vollkommene Zähmung per se unmöglich.

Die Ruhelosigkeit¹⁷ Gahmurets ist allerdings auffällig, sein rastloses Umherschweifen, ohne es lange an einem Ort und bei einer Frau auszuhalten. Dies zeigt sich schon zu Beginn seiner Geschichte. Als zweiter Sohn ist er nach französischen Recht nicht erberechtigt und obwohl sein Bruder sich mit ihm die Herrschaft teilen will (6,28-7,10), ist Gahmuret zu stolz und freiheitsliebend, um dies anzunehmen: *ich will kêren in diu lant* (8,8). Wie so viele jüngere Söhne will er sich seinen Herrschaftsbereich selber erkämpfen und erscheint dabei als von einem unbestimmten Drang getrieben (9,20-28):

*welt ir und diu muoter mîn
mir teilen iwer varnde habe,
sô stîge ich ûf und ninder abe.
mîn herze iedoch nâch hæhe strebet:
ine weiz war umbez alsus lebet,
daz mir swillet sus mîn winster brust.
ôwê war jaget mich mîn gelust?
ich solz versuochen, ob ich mac.
nu nâhet mîn urloubes tac.*

Reich ausgestattet verabschiedet er sich von Mutter und Bruder. Seine Ungeduld und Kampfeslust erinnert ein wenig an Segradors, bei dem diese Eigenschaften allerdings im Übermaß vorhanden sind. Wenn dieser mit einem Beizvogel verglichen wird (286,28-287,4; vgl. a. Komm. z. St.), so klingt ein solcher Vergleich auch hier an, denn 8,8 (s.o.) erinnert an MF 9,3f.: *er huop sich ûf vil hôhe und vlouc in anderiu lant* (s.o.).

Seine nächste Station ist Zazamanc, wo er zunächst der schönen Königin Belacane seine Dienste als ritterlicher Kämpfer anbietet, ihre Feinde besiegt und schließlich Land und Königin gewinnt. Doch nicht lange und er sehnt sich nach ritterlichem Kampf (54,15-20), schleicht sich heimlich davon.

Ähnlich stellt sich auch seine Beziehung zu Herzeloyde dar. Er gewinnt durch seine überragende Tapferkeit im Turnier die Hand der jungfräulichen Königinwitwe und ihre

¹⁷ Vielleicht gibt ihm deshalb sein Herr, der Baruc von Baldac, den Anker als neues Wappen als Ausdruck der Hoffnung, Gahmuret möge doch einmal einen Ort finden, an dem er zur Ruhe kommt. Es entsteht der Eindruck einer merkwürdigen Ziellosigkeit. Andere Ritter, die umherstreifen, haben immerhin konkrete Ziele. So sucht Parzival nach dem Gral, Gawain hat den Termin zu einem Gerichtskampf einzuhalten oder will die *aventure* von Schastel marveile bestehen.

Länder. Aber auch hier findet sich das schon bekannte Muster: Bevor er in die Ehe mit Herzloyde einwilligt, stellt er die Bedingung, daß er in der Ehe jeden Monat an einem Turnier teilnehmen kann (97,7-10). Dies wird gewährt, ist jedoch keine Garantie dafür, daß Gahmuret ruhiger wird, denn die Nachricht von der Bedrängnis des Baruc von Baldac treibt ihn fort und in den Tod (101,25-27; 102,19-21). Kurzzeitig läßt er sich auf eine »geregelte ›Freiheit‹¹⁸ ein, genau wie ein Falke, der nach erfolgreicher Jagd wieder zu seiner Falknerin zurückkehrt, doch schließlich ist sein Freiheitsdrang größer und er steigt zu seinem letzten Jagdflug auf. Gahmuret wird in Kanvoleis als edler Beizvogel eingeführt, der hochfliegend nach edler Beute Ausschau hält und sie auch einfängt. Zugleich aber ist er ein gefangener, gezähmter Vogel, dem nur zeitweise die Freiheit gegeben wird, auf Beute zu fliegen. Dabei wird ihm zwar die Langfessel abgenommen, die am Geschüh oder der Kurzfessel befestigt ist, dieses aber trägt er immer.¹⁹ Ursprünglich von der Königin Ampflise (94,25) erzogen, entflieht er alsbald nicht nur ihr, sondern auch allen anderen Damen, die ihn bei sich halten und an sich binden wollen - die allen gemeinsame außerordentliche Schönheit und tiefe Liebe zum selben Mann kann daran gar nichts ändern. Die Situation erinnert an die im Falkenlied des Kürenbergers (MF 8,33-9,12; s.o.): Eine Dame hat einen Falken ein Jahr ausgebildet, doch dann entflieht er ihr. Im alten Revier sieht sie ihn fliegen, das vertraute Geschüh noch am Fang, mit glänzendem Gefieder. Ihr Wunsch: Gott möge die Liebenden zusammenführen. Das Entfliegen geschieht aber gegen den Willen der Falknerin, der Vogel kehrt in die Freiheit zurück.²⁰ Die Dame gewinnt die Erkenntnis, daß ihre seelische Kraft nicht ausreichend war, um den Geliebten an sich zu binden.²¹

Dieses Bild vom Geliebten als Falke, der von der Dame ›erzogen‹, d.h. zum höfisch Liebenden gebildet wurde und ihr dann entflieht, um das Erlernte an anderer Stelle anzuwenden, wird von Heinrich von Mügeln in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts wieder aufgenommen (Strophe 402-404):

*Ein frouwe sprach: ›min falk ist mir entflogen
so wit in fremde lant.
des ich fürcht, den ich lange han gezogen,
des feßt ein fremde hant.
ich han der truwe fessel im gar zu lang gelan.*

¹⁸ Erfen-Hänsch, S. 157.

¹⁹ Vgl. die Abb. in Cod. pal. lat. 1071, fol. 62v, 63v, 64r.

²⁰ Vgl. Wapnewski, S. 5f. und 11.

²¹ Wapnewski, S. 18f.

des brut die afterruwe sam ein nessel min herze sunder wan.

Ich hoffe doch , das er mir kumet wider,

wie er nu sweimet wit.

wan er verlüst die schell und das gefider

bricht und die winterzit

im drouwet und die beiße vergat und rist der hag,

so swinget er dan wider in sinen weiße, wan er nicht fürbaß mag.

Ach, hett ich einen blafuß für den falken:

ab er nicht wer so risch,

doch blib er stan uf mines herzen balken.

was hilfet mich der fisch,

der in des meres grüfte wart alles angels fri?

mich stüret klein der vogel in der lüfte, wi edel das er si.<

Die ersten beiden Strophen beschreiben den Verlust der Dame, der der Falke entfliegen ist, denn sie hat die Langfessel der Treue zu locker gelassen. Es besteht aber die Hoffnung, daß der ungemütliche Winter ihn zu ihr nach Hause bringt. Die komische Wendung erfolgt erst in der letzten Strophe, denn nun ist sie das Warten leid und wünscht sich statt des unerreichbar hoch fliegenden Falken den weniger edlen Blaufuß- oder Lannerfalken²² (*Falco lanarius*), der sich auf dem Balken ihres Herzens niederlassen möchte. Denn was nutzt der edelste Falke, wenn er frei umherschweift und nicht zu ihr zurückkehrt? Der Spatz (der unedlere, unritterlichere Liebhaber) in der Hand scheint ihr, die praktisch veranlagt zu sein scheint, lieber zu sein als die Taube (der edle, ritterliche Geliebte) auf dem Dach.²³

Bilder und Vergleiche der Hetzjagd und vor allem der Beizjagd finden sich auch in der Lyrik Burkhard von Hohenfels²⁴ (der zwischen 1216 und 1242 urkundlich bezeugt ist). So ist Lied Nr. IX eine Minnejagdallegorie, in der der Dichter seinen *sin*, seinen *muot* und *vile gedanke* ausschickt, um ein *wilt* zu jagen, nämlich die Minne, die von der behütet wird, der der Dichter dient (Strophe 1). Dieses Wild aber ist *snel*, *wîs unde starc* und deshalb nicht zu fangen, oft hat es ihn schon früher durch Finten in die Irre geführt (Strophe 2). So hat die Trauer über diese ausweglose Situation sich fest in seinem Herzen verankert (Strophe 3). Die Gedanken lehrt die Minne *zuht*, nachdem sie sie mit dem Seil der

²² Vgl. Dalby, S. 31f. und Abb. 45.

²³ Vgl. a. Reiser, S. 182-186.

²⁴ KLD Nr. 6.

Schönheit eingefangen hat, ihr Blick und ihr Gruß beglücken (Strophe 4). Die Minne spielt aber auch mit dem Jäger, gaukelt ihm allerhand Freuden vor, die kann aber nur derjenige wirklich erlangen, der *triuwe* besitzt (Strophe 5).²⁵ Burkhard nimmt aber auch Motive des Falkenliedes in seinem Lied Nr. X auf: Die geliebte Dame gleicht im Glanz ihrer Schönheit der Sonne und überstrahlt alle anderen Frauen (Strophe 1). Der Ritter, seinem *wilden muot* (vgl. a. Pz. 170,8) folgend, fliegt in *elliu lant* und zwar mit Billigung der Dame, deren Augen leuchten (Strophe 2). Der *muot* des Ritters gleicht in seinem hohen Flug einem Falken und doch kehrt er zur Dame zurück, aus Sorge, sie möchte ihre Gefühle verändern und auch ihn dessen verdächtigen (Strophe 3). In Lied Nr. XVIII schließlich genügt ein Blick, um dem Dichter Freude und Leid zugleich zu bringen (Strophe 1). Seinen *muot* vergleicht er mit einem Falken, der das Herz der Dame gieriger anfliegt als das Federspiel und so heftig niederstößt, daß man darum fürchten muß (Strophe 2). Die Freudigkeit seines Herzens bewirkt, daß er der Dame in allem folgt, obwohl er doch nicht zahm ist, was viele verwundert (Strophe 3).²⁶ Auffällig ist der Vergleich des dichterischen Ichs entweder mit einem Jäger oder einem Beizvogel, die Dame, bzw. ihr Herz ist jeweils das gejagte Wild.

Die Parallelen und Unterschiede zu Gahmuret, den am Ende keine Frau halten kann, sind offensichtlich, bleiben aber unausgesprochen. Vielmehr erscheint das Motiv vom Liebenden als Falke wie eine zweite Ebene oder ein Untergrund, vor dem sich Gahmurets Geschichte entfaltet. Der Ablauf der Minnehandlung zwischen Gahmuret und Herzeloyde gleicht in seiner Struktur dem des Abtragens eines Beizvogels: Herzeloyde bringt den Geliebten dazu, bei ihr zu bleiben, zu festgesetzten Bedingungen auf Turnieren zu kämpfen und dann zu ihr zurückzukehren. Genauso macht es der Falkner, der den Beizvogel abträgt, ihn zu bestimmten, von ihm festgesetzten Zeiten jagen läßt und dann wieder auf die Faust nimmt, um ihn im Falkenhaus auf seine Sitzstange zu setzen und anzubinden. Gahmuret hingegen kehrt irgendwann nicht mehr zurück. Ein Grund dafür ist seine ›Wildheit‹, sein unbezwingbarer Drang danach, sich im Turnier oder in der Schlacht mit anderen zu messen und ritterlichen Ruhm zu erringen, der ihm auch Unabhängigkeit, eine eigene Sphäre bietet neben der der höfischen Verfeinerung und Minne, in der die Damen die Regeln aufstellen, auch wenn sie körperlich die Schwächeren sind. Denkmuster und Bilder, die sich aus dem konkreten Umgang mit den Beizvögeln ergeben, finden ihren Niederschlag zunächst in den Falkenmotiven des Minnesangs mit dem Falkenlied²⁷ des Kürenbergers als prominentestem

²⁵ Vgl. a. KLD, Bd. II, S. 42-44.

²⁶ Vgl. a. Reiser, S. 107-114.

²⁷ Das Sujet des Falken machte es vielleicht sogar besonders attraktiv für ein höfisch-adliges Publikum, das sicher auch der Beizjagd nachging.

Beispiel, wo sie ganz analog verwendet werden. Darüber setzt Wolfram nun seine Minnehandlung. Durch den Vergleich Gahmurets mit einem beutegierigen Beizvogel gleich zu Beginn erzeugt er die Verbindung zu einem Motivbereich, der sowohl dem zeitgenössischen Falkner als auch Literaturliebhaber bekannt und vertraut ist. Gerade an einem literarisch gebildeten Hof wie dem des Landgrafen Hermann I. von Thüringen konnte man die Kenntnis von Minnelyrik, auch der des Kürenbergers, durchaus voraussetzen, so daß das Publikum ohne weiteres Parallelen ziehen konnte.

Das Bild vom Ritter als Beizvogel besteht nicht nur in dem des vom perfekten Falkner vollendet abgetragenen Falken oder Sperber, sondern auch in dem des hochfliegenden beutegierigen edlen Vogels, der nicht nur Damen bzw. deren Liebe erbeutet, sondern auch ritterlichen Ruhm.²⁸ Dies ist aber nur möglich, wenn der höfisch-höfliche Ritter unter seiner Hülle von Verfeinerung und Selbstdisziplin auch noch seine kriegerische Energie behalten hat, die bei Bedarf freigesetzt werden kann. Hier das Gleichgewicht zu halten, ist eine Herausforderung und Gottfrieds Tristan ist die literarische »Verkörperung eines solchen idealen Gleichgewichts«.²⁹ Bei Gahmuret ist dieses Gleichgewicht eindeutig gestört, denn immer wieder gewinnt die kriegerische Neigung die Überhand, er verläßt eine Frau nach der anderen, dazu seine ungeborenen Söhne, um sich im Kampf zu beweisen, vernachlässigt so natürlich auch seine Pflichten als Landesherr. Der Ursprung dieses Verhaltens ist wohl in seiner Situation als erbeloser jüngerer Sohn zu sehen, der es ablehnt, von der gern gewährten Unterstützung des älteren Bruders abhängig zu sein. Lieber will er aus eigener Kraft durch ritterlichen Kampfesmut und Tapferkeit Karriere machen, etwa durch eine vorteilhafte Heirat oder in den Diensten eines mächtigen Herrschers, immer auf der Suche nach kriegerischen und erotischen Abenteuern. Die Grenze zwischen ritterlicher Tapferkeit und ritterlicher Gewalttätigkeit ist schnell überschritten, so daß der Vergleich Ritter/Krieger - Falke ebenfalls angebracht ist, denn auch die Kampfkraft muß wie der Jagdtrieb kanalisiert werden, um nutzbringend eingesetzt werden zu können.³⁰ Gahmuret schwankt zwischen diesen beiden Aspekten, die im Bild des Ritters als Falke enthalten sind, nämlich der Liebende und der Kämpfer zu sein, hin und her. Schließlich jedoch behält der ritterliche Krieger die Überhand, was zu seinem verfrühten Tod führt, er ist Jäger und Gejagter,³¹ am

²⁸ Zum Zusammenhang von idealem Mensch und Liebenden mit dem idealen Falkner in der Stauferzeit vgl. Wapnewski, S. 15-18.

²⁹ Jaeger, S. 38.

³⁰ Vgl. Ashcroft, S. 60-63 mit dem Hinweis auf die problematische Situation der jüngeren Söhne des Adels, die, von der Erbfolge ausgeschlossen, irgendwo untergebracht werden mußten.

³¹ Ashcroft, S. 65f.

Ende jedoch Beute.

EXKURS: VII. BUCH - OBIE UND MELJANZ

Zwar verbindet Wolfram hier keine Jagdmotive mit der Minnethematik, zeigt aber die zunächst zerstörerische und dann versöhnende Kraft der Minne - daher ein Blick auf diese Episode, die auch auf den weiteren Verlauf der Handlung vorausweist.

Der junge König Meljanz von Liz hat aus Wut, Enttäuschung und Frustration einen Kriegszug gegen seinen Ziehvater und Vasallen, Fürst Lyppaut von Bearosche, angefangen. Dessen ältere Tochter Obie hatte seine Liebeswerbung zurückgewiesen: Der junge Mann soll sich ersteinmal ihrer Liebe, die übrigens nicht in Frage steht, im ritterlichen Dienst als würdig erweisen. Wenn er dann nach fünf Jahren wiederkäme und sie ja sagen würde, wäre das noch immer zu früh (346,3-18). Meljanz jedoch fühlt sich verschmäht und gedemütigt und weist auf das Lehnungsverhältnis hin, das zwischen ihm und Obies Vater besteht, was sogar als Erpressung aufgefaßt werden könnte (346,19-30). Obie jedoch sieht sich als über diesem Lehnungsverhältnis stehend, frei und unabhängig (347,1-6), Meljanz bezichtigt sie des übermäßigen Stolzes, ein Wort gibt das andere und Meljanz scheidet im Zorn, will nun im Turnier oder sogar im ernstem Kampf (347,11-14) sein Ziel erreichen. Die Unternehmung wird verurteilt, es ist von *unfuoge* (344,14), *hōchvartlīchen zornes vlīz* (344,16) und *unrechtiū minne* (344,18) die Rede. Meljanz ist nicht bereit, die anerkannten Regeln des Minnedienstes einzuhalten, geduldig und demütig um Obie zu werben, im Dienst für sie ritterlichen Ruhm und menschliche Erfahrung zu sammeln, um sich ihrer Minne würdig zu erweisen. Obies vorläufige Zurückweisung hat also ihre Berechtigung, wenn sie auch etwas schnippisch daherkommt und dabei auf ihre Freiheit und Unabhängigkeit pocht (347,1-6). In seinem Zorn vergißt Meljanz sogar alte Loyalitäten und familiäre Bindungen, denn schließlich hatte sein Vater, König Schaut, seinen Sohn in die Fürsorge seines treuesten Vasallen gegeben.

Für seinen Feldzug gegen den Fürsten sucht sich der junge König von Liz nicht unbedingt die besten Verbündeten, selbst wenn dies seine Verwandten sind wie König Poydiconjanz von Gors (348,25), der Bruder des verstorben Königs Schaut, der sogar *der alt wīse man* (358,27) genannt wird und es eigentlich besser wissen müßte. Sein Sohn Meljacanz hat sogar den denkbar schlechtesten Ruf: Er entführte Königin Ginover und kämpfte um sie mit Lancelot (387,1-5; 583,8-10), er war auch der Entführer der schönen Imane von der Beafortane, die von Karnahkanant befreit wurde (125,11-16). Was ihm die Frauen nicht freiwillig geben, nimmt er sich mit Gewalt (343,24-30; 344,5-7), das Wort *unfuoge* charakterisiert ihn: *er treit der unfuoge kranz* (343,25). Die veredelnde und zivilisierende

Wirkung der Idee der höfischen Liebe und des Minnedienstes scheint hier zunächst zu versagen, wenn eine Gestalt wie Meljacanz auftaucht.

Diese verfahrenere Situation läßt sich tatsächlich erst im ritterlichen Kampf auflösen: Gawan nimmt den jungen König Meljanz gefangen und übergibt ihn seiner eigenen Dame, der kleinen Obilot. Ihr gelingt es, die störrischen Liebenden miteinander zu verbinden: Da Meljanz tapfer gekämpft hat (*durch rîters prîs*; 396,15), soll er Obie zur Geliebten und sie ihn zum Herrn *und* Geliebten haben (396,14-18). Diese Versöhnung hat nur Frau Minne zustande gebracht (396,19-24). Wolfram zeigt hier ein Beispiel für die zunächst verstörende und zerstörerische und dann wieder ordnende und versöhnende Kraft der Minne.³² Meljanz ist wegen der Zurückweisung wütend, gekränkt und beleidigt, fast wie ein trotziges Kind, das seinen Willen nicht bekommt. Erst durch den Angriff auf Fürst Lyppaut, den er später *der ander vater mîn* (392,11) nennt, seine Gefangennahme und Befreiung wird er erwachsen und erkennt seinen Irrtum. Seine vorgeblich verletzten Gefühle, seine Eitelkeit, treten nun hinter seine Liebe zu Obie zurück, die, sprachlos in ihrem Glück, nur noch unter Tränen die Wunden des Liebsten (denn das war er immer) küssen kann. Hier wird schon auf den Konflikt zwischen Gawan und Gramoflanz vorausgewiesen: Meljanz greift den Vater der geliebten Frau an. Dies gleicht der Situation, in der sich Gramoflanz befindet: Er liebt Itonje und verehrt sie unendlich, verfolgt aber zugleich ihren Bruder Gawan mit heftigster Feindschaft und will ihn töten, um den Tod seines Vaters Irot zu rächen, den Gawans Vater Lot heimtückisch getötet haben soll. Auch dieser Konflikt wird durch Diplomatie und die Kraft der Minne aufgelöst. Überhaupt zeigt sich die veredelnde Kraft der Minne bei Wolfram darin, daß Haß- und Rachegelüste aufgegeben werden, um eine eheliche Verbindung zwischen Liebenden möglich zu machen und Sehnsüchte zu erfüllen. Der Vorstellung des traditionellen Minnedienstes, in dem sich der Ritter durch Waffentaten der Dame würdig erweist, scheint er eher skeptisch gegenüber zu stehen, denn diese Unternehmungen enden entweder tödlich (so bei Schionatulander und Gurnemanz' Söhnen) oder mit schwerer Verletzung von Körper und Seele (an Anfortas, Clinschor und auch Orgeluse wird dies deutlich).³³

*

Im VIII. Buch wird das Thema weitergeführt, wobei Wolfram gegenüber Chrestien den Schwerpunkt von der Liebeshandlung mit der Schwester des Königs (Antikonie) auf die

³² Zum VII. Buch insgesamt vgl. a. ausführlich Emmerling, S. 9-32

politische Handlung um König Vergulaht, Landgraf Kingrimursel und Herzog Liddamus verlagert. Die erfolglose Jagd Gauvains auf die Weiße Hindin (5659-5691) hat er nicht übernommen, damit fällt dieses Minnesymbol fort. Die Liebesgeschichte bleibt natürlich aus Gründen der Handlungslogik erhalten, wird aber durch verquere Vergleiche und Bilder ihrer Ernsthaftigkeit beraubt. Die erotischen Metaphern von Schachspiel und Beizvogel bleiben bzw. werden neu eingebracht, diese Standards werden aber so verändert, daß sie ins Komische und Burleske abdriften.

So wird Gawan in seiner Rolle als höfischer Liebhaber einer schönen und edlen Dame zwar auch mit einem Greifvogel verglichen, doch nicht etwa mit dem üblicherweise in diesem Kontext verwendeten schönen Sperber oder Falken, sondern mit einem schwächtigen Adler. Der wagt sich zudem auch noch an eine viel zu große Beute, nämlich einen Strauß (oder eher eine Straußenhenne) - dies kann natürlich ein Witz sein, dessen Pointe im Laufe der Zeit verloren ging (406,28-407,1; vgl. a. Komm. z. St.). Die höfischen Stereotypen werden hier so verändert, daß sie noch zu erkennen sind, an dieser Stelle aber die Vergeblichkeit von Gawans Bemühungen verdeutlichen. So wird doch noch die Aussage von Gauvains erfolgloser Hirschjagd aufgenommen, die ebenfalls auf das Liebesabenteuer mit der Schwester des Königs vorausweist.

Dieses Bild läßt aber auch an einen Dialog in Andreas Capellanus' *DE AMORE* denken. Dort spricht ein Bürgerlicher zu einer Adligen und wirbt um sie.³⁴ Diese aber weist ihn mit dem Hinweis auf den ungleichen gesellschaftlichen Stand zurück. Ein kleiner Falke wie ein Baumfalke oder ein Merlin ist nicht imstande, ein Rebhuhn oder einen Fasan zu schlagen, dies gelingt nur Falken oder Habichten, die nicht durch kleinmütige Merline irritiert werden.³⁵ Daraufhin argumentiert der Bürgerliche, daß dieser Größen- bzw. Standesunterschied nicht ausschlaggebend sein muß, denn kleine Greifvögel vermögen es durchaus dank ihrer Tüchtigkeit (*virtute*), eine eigentlich für sie zu große Beute zu greifen, genau, wie kleine Hunde auch einen Eber fassen können. Schließlich fürchten sich Falken und Habichte auch manchmal vor Spatzen. Wenn also ein kleiner Falke sich verhält wie ein Wanderfalke oder Habicht, soll man ihn auch als solchen ansehen und ehren.³⁶ Mut zählt

³³ Vgl. dazu Jaeger (1999), S. 187-191.

³⁴ *Loquitur plebeius nobili*; I,vi, 68-115.

³⁵ *Numquid enim lacertiva avis perdicem vel fasianum sua potuit unquam superare virtute? Falcones igitur vel astures hanc decet capere praedam non autem a milvorum pusillanimitate vexari* (I, vi, 82).

³⁶ *Sed nec ob stare potest illud, quod de milvo et lacertiva mihi ave dixisti. Nam falcones, astures et accipitres sola facit audacia caros. Videmus enim quandoque falcones de genere levium magnos fasianos et perdices sua detinere virtute; nam a cane non magno saepe tenetur aper. Et econtra multos aspicimus nobiles et marinos falcones*

mehr als Größe. Auch dieses Argument entkräftet die adlige Dame folgendermaßen: Ein kleiner Falke kann einen Gerfalken zwar in die Flucht schlagen, wird aber dennoch nicht zum großen Falken. Dieser ist also ein wertloser Gerfalken, jener aber ein hervorragender Merlin.³⁷ Genauso verhält es sich mit dem Bürgerlichen, er soll innerhalb seines Standes versuchen, hervorragendes zu leisten, die Standesgrenzen aber nicht überschreiten. Der status quo bleibt also erhalten, der bürgerliche Liebhaber hat keinen Erfolg - genau wie Gawan.³⁸ Zwar besteht zwischen Gawan und Antikonie kein ständischer Unterschied, der Vorwurf des Totschlags an ihrem Vater Kingrisin (321,10), der gegen Gawan erhoben wurde, macht eine Beziehung jedoch genauso unmöglich und ist ein ebenso großes Hindernis wie ein Unterschied in der Geburt.

Auch das Schachspiel kann als Liebespiel gedeutet werden, so vergleicht Heinrich von Neustadt in seinem Roman APOLLONIUS VON TYRLAND die Hochzeitsnacht von Attaganoras und Tarsia einer Schachpartie.³⁹ Gawan und Antikonie hingegen spielen sowohl bei Chrestien als auch bei Wolfram eine gefährlichere Variante: Beide müssen sich gegen die aufgebrachte Stadtbevölkerung verteidigen. Dabei benutzt Gawan das Schachbrett als Schild, Antikonie schleudert die schweren Figuren als Wurfgeschosse und streckt einige Angreifer nieder (408,19-409,6). Dies gibt Gawan auch noch Gelegenheit, ihre schöne Figur zu bewundern, was seinen Kampfesmut noch steigert (409,30-410,6). Wenn es aber darum geht, Antikonie zu loben, greift Wolfram wieder zum bewährten Beizvogelvergleich, diesmal aber ganz ernsthaft: Ihre *stæte* gleicht in ihrer Klarheit und Helligkeit dem Auge des Falken (427,16-18; vgl. a. Komm. z. St.). Dieser Vergleich einer Dame mit einem Beizvogel ist bei Wolfram nicht ungewöhnlich, denn er vergleicht junge Mädchen mit mausernden Falken (424,1-6; vgl. a. Komm. z. St.) und die Brust der Geliebten im (zugeschriebenen) Lied mit der stolz gewölbten Brust des gemauserten Falkenterzels (*ein mûzervalke, ein terze, / dem mac brust / niht baz dan dir diu dîne stên.*;

vilissimos pertimescere passeret et a lacertiva saepe ave fugari. (101) Si ergo milvus et lacertiva avis arditus reperitur et audax et a suis degenerare parentibus, asturnina et falconina est dignus pertica honorari et militari laeva deferri. Si me igitur noveris a meis degenerare parentibus, non contumeliosa milvi appellatione vocandus reperior, sed honorabili falconis vocabulo nuncupandus exsisto (I, vi, 100f.).

³⁷ *Praeterea, licet falco a lacertiva ave quandoque fugetur, nihilominus falco inter falcones et lacertiva avis inter lacertivas computabitur aves; ille tamen vilis falco, ista vero optima lacertiva vocabitur avis (I, vi, 111).*

³⁸ Vgl. a. Schmolke-Hasselmann, S. 393.

³⁹ *Sy hetten kutzweyle vil. / Sy spilten schachzabel spil: / der herre pegunde genenden, / Er zoch ainen venden, / Der sagte der kunigynne mat. / Was schadet das? deß wirt gut rat: / Uber ain kurtze zeyt syder / Sagt im di schone magt wider / Mat und das aine schach / Mer dann vierstunt dar nach (18331-18340).*

Lieder, S. 231, II, 4-6), Orgeluse ist *ein minnen reizel gir* (508,28), ein Köder, den die Minne auslegt, genauso wie die Minne Isolde als Beizvogel verwendet: *Der Minnen vederspil Îsôt* (TRISTAN 11989).

»Der Jagdvogel gehört zu einem größeren metaphorischen Feld von erotisch signifikanten Gesten und Gegenständen des höfischen Bereichs«, ⁴⁰ in diesem Sinne geradezu klassisch ist der erste Auftritt des Königs Gramoflanz: spazierenreitend, prächtig gekleidet, unbewaffnet (605,8-21), mit Itonjes Geschenk, dem Sperber als Minnesymbol, auf der Faust (605,2-7):

der kûnec unwerlîche reit.

doch fuort der degen mære

einen mûzersperwære:

der stuont ûf sîner clâren hant.

Itonjê het in im gesant,

Gâwâns sîezîu swester.

Zunächst ist dies ein Ausweis seiner momentanen Friedfertigkeit, hauptsächlich aber Attribut des höfischen Liebhabers. Daß er sich allein und unbewaffnet an der Grenze seines Herrschaftsbereiches bewegt, ist aber auch Ausweis seines Selbstbewußtseins. Hier muß er immer damit rechnen, auf Angreifer zu stoßen, fordert Kämpfe also geradezu heraus - man könnte ihm durchaus Vermessenheit attestieren. Seine Liebe ist besonders edel und verfeinert, denn er hat Itonje noch nie gesehen, nur von ihrer großen Schönheit und edlen Gesinnung gehört und sich sofort in sie verliebt (606,21-607,13) - es ist die klassische Fernliebe, die der Liebesboten bedarf, die Geschenke überbringen: Sperber und Fingerring. Als Liebender bewegt sich Gramoflanz auf höchstem sittlichen Niveau, er dient der unbekannten Geliebten, die er verehrt und die zu erblicken er kaum eine Chance hat. ⁴¹ Um so erstaunlicher ist sein Haß gegen den, der doch einmal sein Schwager sein soll. Diese Privatfehde ⁴² wird nun mit den Mitteln der höfischen Liebe aufgelöst: Gramoflanz muß sich entscheiden, ob er die Geliebte gewinnen will oder im Gerichtskampf gegen den Mann

⁴⁰ Schmolke-Hasselman, S. 394; vgl. a. Döffinger-Lange, S. 294. Liebende werden in den Autorbildern des Codex Manesse immer mit einem Beizvogel dargestellt: zu zweit ausreitend, einen Liebesbrief empfangend, beim Austausch von Zärtlichkeiten, bei der Beizjagd von einer Schönen abgelenkt; vgl. ›Wernher von Teufen‹ (Abb. 46), ›Ulrich von Gutenberg‹, ›Wilhelm von Heinzenburg‹, ›Leuthold von Seven‹ (Abb. 47), ›Konrad von Altstetten‹ (Abb. 48), ›Kunz von Rosenheim‹ (Abb. 49).

⁴¹ Gawan befindet sich in einer ähnlich unbefriedigenden Lage: Zwar sieht er seine Dame, doch diese weist ihn beständig aufs Heftigste zurück trotz seines geduldigen Dienstes.

⁴² Döffinger-Lange, S. 306 und 312; vgl. a. Olef-Krafft, Komm. zu Pc. 2277-2279.

antreten soll, dessen verstorbener Vater Lot im Verdacht steht, seinen (Gramoflanz') Vater Irot erschlagen zu haben. Seine Entscheidung für die Minne kann Itonje den Loyalitätskonflikt ersparen, in den sie sonst unweigerlich geraten würde und den Wolfram bereits thematisiert hat (609,2-20). Auch die Diplomatie tut ihren Teil, denn die Onkel der Kämpfer, König Brandelidelin und König Artus, können eine Schlichtung durch Friedensverhandlungen, Verträge und Heirat herbeiführen. Der Gedanke der höfischen Liebe, der die Empfindungen, die Gramoflanz für Itonje hegt, bestimmt, erweisen sich als stärker als Rachegelüste, männliche Aggression und vorhöfische Vorstellungen von Vergeltung und vermeintlicher Gerechtigkeit, die sich in einem Gerichtskampf manifestiert. Gramoflanz' Prachtentfaltung (die ihn ebenso fremdartig erscheinen läßt wie seine Gier nach Vergeltung) zeigt fast groteske und etwas barbarische Züge: Artus' Boten treffen ihn an, als er auf einem seidenen Polster sitzt und sich von jungen Damen die eisernen Beinschienen anlegen läßt (683,11-23), der seidene Baldachin über ihm wird von zwölf Stangen gehalten. Bene sitzt wie eine Ratgeberin neben ihm (686,1). Als der König aufbricht, tragen zwölf junge Damen zu Pferd den seidenen Baldachin, unter dem er angenehm beschattet reitet, zwei weitere Damen an seiner Seite (687,21-688,3). Dies hebt sich deutlich ab von der zwanglosen Eleganz, mit der Artus sein Lager am Plimizöl aufschlägt und dort den Tisch der Tafelrunde durch eine große runde Seidendecke ersetzen läßt, die auf dem Gras ausgebreitet wird (309,12-22; 775,1-17), eine Art Reisetafelrunde aus *pfelle von Acratôn* (309,18). Überhaupt ist Gramoflanz ein rätselhafter Charakter, denn fast meint man, es mit zwei verschiedenen Personen zu tun zu haben. Diese Gespaltenheit kann man tatsächlich so erklären, wenn man das Motiv vom Kampf an der Furt heranzieht,⁴³ wie man es z.B. im MABINOGION im ersten Teil von der Erzählung von Pwyll, dem Fürsten von Dyfed⁴⁴ findet:

Pwyll, Fürst von Dyfed, geht auf die Hirschjagd und trifft dort auf eine Meute Jagdhunde (weiß mit roten Ohren), die den Hirsch gestellt haben. Er drängt diese Meute ab und überläßt seinen eigenen Hunden die Beute. Dies führt zum Disput mit dem Herrn der ersten Meute, der nun dazukommt. Dieser, Arawn, König von Annwn, gibt Pwyll aber die Möglichkeit, seine Achtung und Freundschaft zurückzugewinnen. Dafür soll er an der Stelle von Arawn in Jahresfrist im Kampf gegen Hafgan, einen anderen König von Annwn,

⁴³ So bei Loomis, S. 449-451; ausführlich zu diesem Motiv vgl. a. Roger Sherman Loomis: *The Combat at the Ford in the Didot Perceval*, in: *Modern Philology* 43 (1945), S. 63-71 und René Louis: *Une coutume d'origine protohistorique. Les combats sur les gués chez les Celtes et chez les Germains*, in: *Revue Archéologique de L'Est et du Centre-Est* 5 (1954), S. 186-193.

⁴⁴ MABINOGION, S. 3-20, bes. S.3-8.

antreten und diesen töten; dieser Kampf soll an einer Furt stattfinden. Um dies zu bewerkstelligen, tauschen Pwyll und Arawn die Gestalt, sodaß Arawn für ein Jahr Dyfed regiert und Pwyll aufs Angenehmste in Annwn lebt. Nach einem Jahr trifft Pwyll Hafgan an der Furt, tötet ihn und unterwirft sein Reich. Dann kehrt er an die Stelle zurück, an der er Arawn zum erstenmal getroffen hat, dort wird er schon erwartet und erhält seine ursprüngliche Gestalt zurück. Beide stellen bei ihrer Rückkehr fest, daß der jeweilige Stellvertreter sich untadelig benommen hat.

Die Parallelen zu Gawans Begegnung mit Gramoflanz, der mit dem Beizvogel einherreitet und mit dem ein Zweikampf vereinbart wird, ist recht offensichtlich. Hierbei nimmt Gramoflanz die Rolle von Arawn an, beim Kampf an der Furt mit Parzival hingegen nimmt er die Rolle Hafgans ein. Auch das Motiv vom Stellvertreter im Kampf findet sich wieder: Gawan reitet morgens aus und trifft auf einen Ritter, den er für Gramoflanz hält, erst später stellt sich heraus, daß es Parzival ist. Am nächsten Tag treffen Parzival und Gramoflanz aufeinander, diesmal wird Parzival für Gawan gehalten. Aus Freundschaft und Verehrung für Gawan nimmt Parzival dessen Platz im Kampf ein, genau wie Pwyll Arawns Platz im Kampf gegen Hafgan einnimmt. Auch das Motiv der geliebten Dame oder Gemahlin ist vorhanden: Gramoflanz sendet Gawan als Boten zu Itonje, Arawn schickt Pwyll (der die Situation nicht ausnutzt) für ein Jahr zu seiner Gemahlin.

Chrestien und ihm folgend Wolfram machen aus drei Akteuren zwei; dies erklärt vielleicht auch die so grundverschiedenen Züge von Haß und Liebe bei Guiromelant/Gramoflanz, die beim Leser/Zuhörer für Verwirrung sorgen.

Auf seinem Weg zu Artus' Lager, in dessen Nähe auch der Gerichtskampf stattfinden soll, wird Gramoflanz auf halbem Wege von Artus' Neffen Beacurs, Gawans jüngerem Bruder, empfangen, der ihn zum König geleitet. Der prachtliebende Gramoflanz und sein Gefolge sind in golddurchwirkte Stoffe gekleidet (721,15-17), er wird auch von seinen Falknern begleitet (721,18f.) und obwohl das Gelände - eine Flußau - günstig ist, steht ihm der Sinn nicht nach der Jagd, sondern nach Minne (721,25-28):

*ez wære fîch oder bach,
swâ er die passâschen sach,
dâ reit der kûnec peizen her,
und mêre durch der minne ger.*

Nicht die Jagdlust also treibt ihn an, sondern *der minne ger*,⁴⁵ die Sehnsucht bzw. Begierde

⁴⁵ Ähnlich *der minnen gernde* Riwalin, der beim Turnier von Kanvoleis anwesend ist.

nach der Minne und damit Itonje. Dieses Gefühl ist so überwältigend, daß er Frieden mit Orgeluse und natürlich besonders mit Gawan schließt.

Überhaupt schließen sich rechte höfische Minne und Gewalt aus, sowohl gegen Frauen⁴⁶ als auch gegen mit ihnen verwandte Männer. Auch dies ist eine Form der höfischen Selbstbeherrschung, die auf rohe Rache, wenn auch in den formalen Grenzen eines Gerichtskampfes, verzichtet und die Größe besitzt, sich einem Schiedsspruch zu unterwerfen. Damit trägt die Sehnsucht nach der Geliebten auch im weiteren Sinne zur Befriedung der Gesellschaft bei: Nicht nur das Verhältnis zwischen den Geschlechtern wird auf eine zivilisatorisch höhere Stufe gestellt, auch das von Männern untereinander wird zivilisierter, Konflikte werden auf eine moderne, fast rechtsstaatliche Weise gelöst, nämlich durch Verhandlung und Schlichtung zwischen den Streitparteien.

Die Situation dort wird von Kaylet so zusammengefaßt: *ûz verren lande hie sint / ritter die diu minne jagt* (65,26f.).

⁴⁶ Warnendes Beispiel hierfür ist der Vergewaltiger Urjans, der für seine Tat eine schimpfliche Strafe erleiden muß (vier Wochen muß er mit den Hunden essen; 528, 27-29; vgl. a. Komm. z. St.). Da er diese als erniedrigend empfindet, stiehlt er in kleinlicher Vergeltungsabsicht Gawans Roß (522,26-30).

LITERATUR-UND ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

Abeelee

Baudouin van den Abeelee: *La Fauconnerie dans les lettres françaises du XIIe au XIVe siècle* (Mediaevalia Lovaniensia Series I/Studia XVIII), Leuven 1990.

Abeelee, Le Faucon

Baudouin van den Abeelee: *Le Faucon sur la main. Un parcours iconographique médiéval*, in: *La Chasse au Moyen Age* (2000), S. 87-109.

Adolescentia

Jakob Wimpfelings *Adolescentia*. Unter Mitarbeit von Franz Josef Worstbrock eingeleitet, kommentiert und herausgegeben von Otto Herdring (*Jacobi Wimpfelingi Opera Selecta I. Adolescentia*), München 1965.

Alexander

Rudolf von Ems: *Alexander. Ein höfischer Versroman des 13. Jahrhunderts*, zum ersten Male herausgegeben von Victor Junk, 2 Bände (*Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart 272/274*), Leipzig 1928/1929.

Alexander (1973)

Beowulf. A verse translation by Michael Alexander, Harmondsworth 1973.

De amore

Andreas aulæ regie capellanus/königlicher Hofkapellan: *De amore/Von der Liebe, Libri tres/Drei Bücher*. Text nach der Ausgabe von E. Trojel, übersetzt und mit Anmerkungen und einem Nachwort versehen von Fritz Peter Knapp, Berlin/New York 2006.

Anglo-Saxon Chronicle

The Anglo-Saxon Chronicle according to the several original Authorities. Edited, with a Translation, by Benjamin Thorpe, 2 Bände (*Rerum Britannicarum medii ævi scriptores [Rolls Series] 23*), London 1861, ND 1964.

Apollonius von Tyrland

Heinrich von Neustadt: ›Apollonius von Tyrland‹ nach der Gothaer Handschrift, ›Gottes Zukunft‹ und ›Visio Philiberti‹ nach der Heidelberger Handschrift herausgegeben von Samuel Singer (*DTM VIII*), Berlin 1906.

Arens

Fritz Arens: *Die staufische Königspfalzen*, in: *Die Zeit der Stauer. Geschichte-*

Kunst- Kultur. Katalog der Ausstellung, Band III: Aufsätze, Stuttgart 1977, S. 129-142.

De arte

Kaiser Friedrich II.: Über die Kunst mit Vögeln zu jagen (De arte venandi cum avibus, dt.). Unter Mitarbeit von Dagmar Odenthal übertragen und herausgegeben von Carl Arnold Willemsen, 2 Bände und Kommentarband, Frankfurt am Main 1964 und 1969.

De arte bersandi

De arte bersandi. Ein Traktat des 13. Jahrhunderts über die Jagd auf Rotwild, eingeleitet, herausgegeben und übersetzt von Kurt Lindner (Quellen und Studien zur Geschichte der Jagd I), Berlin 1954.

Ashcroft

Jeffrey Ashcroft: Als ein wilder valk erzogen. Minnesang und höfische Sozialisation, in: LiLi 19 (1989), Heft 74: Konzepte der Liebe im Mittelalter, S. 58-74.

ATB Altdeutsche Textbibliothek

Backes

Susanna Backes: Von Munsalvæsche zum Artushof. Stellenkommentar zum fünften Buch von Wolframs ›Parzival‹ (249,1-279,30), Herne 1999.

Bartsch/Marti

Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel. Herausgegeben von Karl Bartsch. Vierte Auflage bearbeitet von Maria Marti, (Deutsche Klassiker des Mittelalters 9-11), Leipzig 1927-1932.

Battle of Maldon

The Battle of Maldon by E.V. Gordon. With a Frontispiece and a Map, London 1949.

Bautier

Anne-Marie Bautier: Contribution à l'histoire du cheval au moyen âge, in: BPH 1976, S. 209-249.

Begiebing

Heinrich Begiebing: Die Jagd im Leben der salischen Kaiser, Bonn 1905.

Bémont

Chartres des libertés anglaises (1100-1305) publiées avec une introduction et des notes par Charles Bémont (Collection de textes pour servir à l'étude et à l'enseignement de l'histoire 12), Paris 1892.

Beowulf

Beowulf. With the Finnsburg Fragment, edited by C.L. Wrenn and W.F. Bolton (Exeter Medieval English Texts and Studies), Exeter 1988.

Berges

Wilhelm Berges: Die Fürstenspiegel des hohen und späten Mittelalters (MGH 2 - Schriften des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde), Leipzig 1938.

Bertelsmeier-Kierst

Christa Bertelsmeier-Kierst: ›Griseldis‹ in Deutschland. Studien zu Steinhöwel und Arigo (GRM-Beiheft 8), Heidelberg 1988.

Bescheidenheit

Fridankes Bescheidenheit von H.E. Bezzenberger, Halle 1872, ND Aalen 1962.

Birlinger

Anton Birlinger: Das Tegernseer Angel- und Fischbüchlein, in: ZfdA 14 (1869), S. 162-179.

BMZ

Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Mit Benutzung des Nachlasses von Georg Benecke ausgearbeitet von Wilhelm Müller und Friedrich Zarncke, 3 Bde, Leipzig 1854-1861, ND Hildesheim 1963.

de Boor

Helmut de Boor: Die höfische Literatur: Vorbereitung, Blüte, Ausklang. 1170-1250. Zehnte Auflage bearbeitet von Ursula Hennig (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart 2. Begründet von Helmut de Boor und Richard Newald), München 1979.

Borchert

Friedrich Borchert: Die Jagd in der altfranzösischen Literatur (mit Ausschluss der Artus- und Abenteuer-Romane), Diss. Göttingen 1909.

Bormann

Ernst Bormann: Die Jagd in den altfranzösischen Artus- und Abenteuer-Romanen, Diss. Marburg 1887.

Booz

Ernst Booz: Fürstenspiegel des Mittelalters bis zur Scholastik, Diss. Freiburg i. Br. 1913.

Born

Lester Kruger Born: The Perfect Prince. A Study in Thirteenth- and Fourteenth-Century Ideals, in: Speculum 3 (1928), S. 470-504.

Borst (1983)

Otto Borst: Alltagsleben im Mittelalter (it 513), Frankfurt/Main 1983.

Borst (1987)

Arno Borst: Lebensformen im Mittelalter, Frankfurt/Berlin ⁴1987.

Bosl

Karl Bosl: Pfalzen und Forsten, in: Deutsche Königspfalzen. Beiträge zu ihrer historischen und archäologischen Erforschung, Band 1 (MPIG 11.1), Göttingen 1963, S. 1-29.

Bosworth/Toller

An Anglo-Saxon Dictionary. Based on the Manuscript Collections of the late Joseph Bosworth. Edited and enlarged by T. Northcote Toller, Oxford 1954.

BPH Bulletin Philologique et Historique

Brackert

Helmut Brackert: »*deist rehtiu jegerîe*«. Höfische Jagddarstellungen in der deutschen Epik des Hochmittelalters, in: Jagd und höfische Kultur im Mittelalter, S. 365-406.

Buch der Natur

Konrad von Megenberg: Das »Buch der Natur«. Band II: Kritischer Text nach den Handschriften herausgegeben von Robert Luff und Georg Steer (Texte und Textgeschichte 54), Tübingen 2003.

Bühler

Klosterleben im Mittelalter nach zeitgenössischen Aufzeichnungen. Herausgegeben von Johannes Bühler, Leipzig 1921.

Bumke, Mäzene

Joachim Bumke: Mäzene im Mittelalter. Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland 1150-1300, München 1979.

Bumke, Höfische Kultur

Joachim Bumke: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter (dtv 4442), 2 Bände, München 1986.

Bumke, Wolfram von Eschenbach

Joachim Bumke: Wolfram von Eschenbach, 6., neu bearbeitete Auflage (Sammlung Metzler 36), Stuttgart 1991.

Bumke, Bestandsaufnahme

Joachim Bumke: Höfische Kultur. Versuch einer Bestandsaufnahme, in: PBB 114 (1992), S. 414-492.

Bumke (1994)

Joachim Bumke: Höfischer Körper - Höfische Kultur, in: Joachim Heinzle (Hg.): Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche, Frankfurt am Main/Leipzig 1994, S. 67-102.

Bumke (2001)

Joachim Bumke: Die Blutstropfen im Schnee. Über Wahrnehmung und Erkenntnis im »Parzival« Wolframs von Eschenbach (Hermaea 94), Tübingen 2001.

BzN Beiträge zur Namenforschung

Burnett

Charles Burnett: Master Theodore, Frederick II's Philosopher, in: Federico II e le nuove culture. Atti del XXXI Convegno storico internazionale. Todi, 9-12 ottobre 1994, Spoleto 1995, S. 225-285.

du Cange

Glossarium mediae et infimae latinitatis conditum a Carolo Dufresne Domino du Cange cum supplementis integris monachorum ordinis S. Benedicti D.P. Carpenterii Adelingii, aliorum, suisque digessit G.A.L. Henschel, 7 Bände und Glossar, Paris 1840-1857.

Canterbury Tales

Geoffrey Chaucer: Canterbury Tales. Edited with an introduction by A.C. Cawley (Everyman's Library), London and Melbourne 1986.

Capit. Reg. Franc. I

Alfred Boretius (Hg.): Capitulare regum francorum Tomus I (MGH Legum sectio II), Hannover 1883, ND 1960.

Capitulare Aquisgranense

Siehe unter: Capit. Reg. Franc. I, Nr. 77 (S. 170-172).

Capitulare de villis

Die Landgüterordnung Kaiser Karls des Großen (Capitulare de villis vel curtis imperii). Text-Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Karl Gareis, Berlin 1895 (auch in: Capit. Reg. Franc. I, Nr. 32 [S. 82-91]).

Casus Sancti Galli

Ekkehard IV.: Casus Sancti Galli/St. Galler Kloster geschichten, Editionis textum paravit/Übersetzt von Hans H. Haefele (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 2), Darmstadt 1980.

La Chasse

Jacques de Brézé: La Chasse. Les Dits du Bon Chien Souillard. Les Louanges de

Madame Anne de France. Éditions critiques publiées par Gunnar Tilander (Cynegetica VI), Lund 1959.

La Chasse au Moyen Age

La Chasse au Moyen Age. Actes du Colloque de Nice (22-24 juin 1979) (Publications de la faculté des lettres et des sciences humaines de Nice 20), Nizza 1980.

La Chasse au Moyen Age (2000)

La Chasse au Moyen Age. Société, traités, symboles. Textes réunis par Agostino Paravicini Bagliani et Baudouin Van den Abeele (Micrologus' Library 5), Turnhout 2000.

La chace dou cerf

La chace dou cerf, éditée et traduite en français moderne par Gunnar Tilander (Cynegetica VII), Stockholm 1960.

Christoph

Siegfried Richard Christoph: Wolfram von Eschenbach's Couples (Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 44), Amsterdam 1981.

Codex Manesse

Codex Manesse. Die Miniaturen der Großen Heidelberger Liederhandschrift. Herausgegeben und erläutert von Ingo F. Walther unter Mitarbeit von Gisela Siebert, Frankfurt/Main 1988.

Cpg, 320, Cpg 330, Cpg 389 und Cpg 848

Die Homepage der Universitätsbibliothek Heidelberg (www.ub.uni-heidelberg.de) bietet Volldigitalisate der Handschriften an (Bibliotheca Palatina - digital), die in dieser Arbeit verwendeten Abbildungen sind nach diesen Digitalisaten erstellt worden.

Cod. Pal. lat. 1071

Fredericus II: De arte venandi cum avibus. Ms. Pal. Lat. 1071, Biblioteca Apostolica Vaticana. Kommentar von Carl Arnold Willemssen. Einleitung und erläuternde Beschreibung zu der Faksimileausgabe (Codices Selecti Vol. XVI [Facsimile] und Vol. XVI* [Commentarium] = Codices vaticanis selecti Vol. XXV), Graz 1969.

Anm.: Die in dieser Arbeit verwendeten Abbildungen sind entnommen aus Walz/Willemssen (s.d.)

Cummins

John Cummins: *The Hound and the Hawk. The Art of Mediaeval Hunting*, London 1988.

Curialitas

Curialitas. Studien zu Grundfragen der höfisch-ritterlichen Kultur, herausgegeben von Josef Fleckenstein (MPIG 100), Göttingen 1990.

Dalby

David Dalby: *Lexicon of the mediaeval German Hunt. A Lexicon of Middle High German Terms (1050-1500), associated with the Chase, Hunting with Bows, Falconry, Trapping and Fowling*, Berlin 1965.

Dasler

Clemens Dasler: Grundelemente der mittelalterlichen Jagd in einer quellenkritischen Perspektive. Naturräumliche Voraussetzungen, herrschaftliche Bezüge, Funktionen, in: *Das Mittelalter* 13/2 (2008), S. 107-121.

Dialogus de Scaccario

Ricardus Thesaurarius/Richard von Ely: *Dialogus de Scaccario/Dialog über das Schatzamt (Lateinisch und Deutsch)*, eingeleitet, übersetzt und erläutert von Marianne Siegrist, Zürich und Stuttgart 1963.

DDC

Dictionnaire de Droit Canonique. Contenant tous les termes du droit canonique. Publié sous la direction de R(aoul) Naz, Band I-VII, Paris 1935-1965.

Döffinger-Lange

Erdmuthe Döffinger-Lange: *Der Gauvain-Teil in Chrétiens ›Conte du Graal‹. Forschungsbericht und Episodenkommentar (Studia Romanica 95)*, Heidelberg 1998.

DRWb

Deutsches Rechtswörterbuch. Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache. Herausgegeben von der Preußischen Akademie der Wissenschaften, später in Verbindung mit der (vormaligen) Akademie der Wissenschaften der DDR herausgegeben von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, bisher erschienen Band I-XII, Weimar 1914-2009.

DTM Deutsche Texte des Mittelalters

DWb

Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Leipzig 1854-1971, ND München 1984.

Eckardt

Hans Wilhelm Eckardt: Herrschaftliche Jagd, bäuerliche Not und bürgerliche Kritik. Zur Geschichte der fürstlichen und adligen Jagdprivilegien vornehmlich im südwestdeutschen Raum (MPIG 48), Göttingen 1976.

Eichholz

Birgit Eichholz: Kommentar zur Sigune- und Ither-Szene im 3. Buch von Wolframs »Parzival« (138,9-161,8) (Helfant-Studien 3), Stuttgart 1987.

Elias

Norbert Elias: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Band 1: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes, Band 2: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation (stw 158/159), Frankfurt am Main ¹⁷1992.

Emmerling

Sonja Emmerling: Geschlechterbeziehungen in den Gawan-Büchern des »Parzival«. Wolframs Arbeit an einem literarischen Modell (Hermaea 100), Tübingen 2003.

Eneasroman

Heinrich von Veldeke: Eneasroman. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Nach dem Text von Ludwig Ettmüller in Neuhochdeutsch übersetzt, mit einem Stellenkommentar und einem Nachwort von Dieter Kartschoke (RUB 8303), Stuttgart 1986.

Ennen

Edith Ennen: Frauen im Mittelalter, München ⁴1991.

Erec

Erec von Hartmann von Aue. Herausgegeben von Albert Leitzmann, fortgeführt von Ludwig Wolff, 6. Auflage besorgt von Christoph Cormeau und Kurt Gärtner (ATB 39), Tübingen 1985.

Erec und Enide

Chrétien de Troyes: Erec und Enide. Übersetzt und eingeleitet von Ingrid Kasten (Klassische Texte des romanischen Mittelalters in zweisprachigen Ausgaben 17), München 1979.

Erfen-Hänsch

Irene Erfen-Hänsch: Von Falken und Frauen. Bemerkungen zur frühen deutschen Liebeslyrik, in: Minne ist ein swaerez spil. Neue Untersuchungen zum Minnesang und zur Geschichte der Liebe im Mittelalter, herausgegeben von Ulrich Müller

(GAG 440), Göppingen 1986, S. 143-168.

Fenske

Lutz Fenske: Der Knappe: Erziehung und Funktion, in: *Curialitas*, S. 55-127.

Fenske (1997)

Lutz Fenske: Jagd und Jäger im frühen Mittelalter. Aspekte ihres Verhältnisses, in: *Jagd und höfische Kultur im Mittelalter*, S. 29-93.

Fietze

Katharina Fietze: Im Gefolge Dianas. Frauen und höfische Jagd im Mittelalter (1200-1500) (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 59), Köln/Weimar/Wien 2005.

Frevert

Walter Frevert: Wörterbuch der Jägerei, Hamburg ⁵1992.

Freytag

Wiebke und Hartmut Freytag: Zum Natureingang von Wolframs von Eschenbach Blutstropfenszene, in: *Studi medievali*, Serie terza (Ser. 3), 14 (1973), S. 301-334.

Fried

Johannes Fried: Kaiser Friedrich als Jäger oder Ein zweites Falkenbuch Kaiser Friedrichs II.? (Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Phil.-hist. Klasse Jahrgang 1996, Nr. 4), Göttingen 1996; wieder in: *Jagd und höfische Kultur im Mittelalter*, S. 149-166 (ohne Anmerkungen).

Frölich

Andrea Frölich: Herrschaftsstrukturen und Herrschaftslegitimation in der Literatur: Der Thüringer Landgrafenhof unter Hermann I. (1170-1217), Diss. Frankfurt am Main 2007 (Online-Publikation).

Fromm

Heinrich von Veldeke, Eneasroman. Die Berliner Bilderhandschrift mit Übersetzung und Kommentar, herausgegeben von Hans Fromm. Mit den Miniaturen der Handschrift und einem Aufsatz von Dorothea und Peter Diemer (*Bibliothek des Mittelalters* 4), Frankfurt am Main 1992.

GAG Göppinger Arbeiten zur Germanistik

Gareis

Siehe unter: *Capitulare de villis*

Garnerus

Gisela Garnerus: Parzivals zweite Begegnung mit dem Artushof. Kommentar zu Buch VI/1 von Wolframs ›Parzival‹ (280,1-312,1), Herne 1999.

GdA

Die Gesetze der Angelsachsen. Herausgegeben im Auftrag der Savigny-Stiftung von Felix Liebermann, Band I-III, Halle a.S. 1903-1916.

Georges

Stefan Georges: Das zweite Falkenbuch Kaiser Friedrichs II. Quellen, Entstehung, Überlieferung und Rezeption des *Moamin*. Mit einer Edition der lateinischen Überlieferung (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel 27), Berlin 2008.

Gilmour

Simon Julian Gilmour: *daz sint noch ungelougeniu wort*. A Literary and Linguistic Commentary on the Gurnemanz Episode in Book III of Wolfram's *Parzival* (161,9-179,12) (Germanistische Bibliothek 7), Heidelberg 2000.

Goebel

K. Dieter Goebel: Hartmanns ›Gregorius-Allegorie‹, in: ZfdA 100 (1971), S. 213-226.

Gockel

Michael Gockel: Das Dienstrecht der Kölner Erzbischöfe aus dem thüringischen Saalfeld (mit Edition), in: Thüringische Forschungen. Festschrift für Hans Eberhardt zum 85. Geburtstag am 25. September 1993, herausgegeben von Michael Gockel und Volker Wahl, Weimar/Köln/Wien 1993, S. 43-61.

Goetz

Hans-Werner Goetz: Beobachtungen zur Grundherrschaftsentwicklung der Abtei St. Gallen vom 8. zum 10. Jahrhundert, in: Strukturen der Grundherrschaft im frühen Mittelalter, herausgegeben von Werner Rösener (MPIG 92), Göttingen 1989, S. 197-246.

Grein/Wülker

Bibliothek der angelsächsischen Poesie. Begründet von Christian W.M. Grein. Vermehrt und nach neuen Lesungen der Handschriften unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Richard Paul Wülker, III. Band - 1. Hälfte, Leipzig 1897.

Grimm

Jacob Grimm: Geschichte der deutschen Sprache, Erster Band, Vierte Auflage, Leipzig 1880.

Grimm, Rechtsalterthümer

Jacob Grimm: Deutsche Rechtsalterthümer, ND der vierten, durch Andreas Heusler und Rudolf Hübner besorgten Ausgabe Leipzig 1899, 2 Bände, Darmstadt 1955.

GRM Germanisch-romanische Monatsschrift

Guerreau-Jalabert

Anita Guerreau-Jalabert: Index des motifs narratifs dans les romans Arthuriens français en vers (XIIe – XIIIe siècles) (Publications romanes et françaises CCII), Genf 1992.

Günter

Hartmann von Aue: Erec, herausgegeben von Manfred Günter, übersetzt von Susanne Held (Bibliothek des Mittelalters 5), Frankfurt am Main 2004.

Gürttler

Karin R. Gürttler: «Küene Artûs der guote». Das Artusbild der höfischen Epik des 12. und 13. Jahrhunderts (Studien zur Germanistik, Anglistik und Komparatistik 52), Bonn 1976.

Habichtslehre

Die deutsche Habichtslehre. Das Beizbüchlein und seine Quellen. Eingeleitet und herausgegeben von Kurt Lindner (Quellen und Studien zur Geschichte der Jagd II), zweite erweiterte Ausgabe, Berlin 1964.

Hartmann

Heiko Hartmann: Gahmuret und Herzeloide. Kommentar zum zweiten Buch des ›Parzival‹ Wolframs von Eschenbach, 2 Bände, Herne 2000.

Hatto, Chase

A.T. Hatto: Wolfram von Eschenbach and the Chase, in: A.T. Hatto: Essays on Medieval German and other Poetry, Cambridge u.a. 1980, S. 200- 217, 346-348.

Hatto, Hunt

A.T. Hatto: Poetry and the Hunt in medieval germany, in: A.T. Hatto: Essays on Medieval German and other Poetry, Cambridge u.a. 1980, S. 298-322, 360-363.

Haupt

Jürgen Haupt: Der Truchseß Keie im Artusroman, (Philologische Studien und Quellen 57), Berlin 1971.

Hausrath

Hans Hausrath: Die Stellung Kaiser Friedrichs I. zu den Einfürstungen, in: HZ 113/1914 (3. Folge - 17. Band. 1. Heft), S. 56-61.

Heinrich von Mügeln

siehe unter: Stackmann

Heinroth

Oskar und Magdalena Heinroth: Die Vögel Mitteleuropas. Band II: Eulen, Tauben,

Raubvögel, Ruderfüßer, Sturmvögel, Reiher - Storchengruppe, Berlin o. J. (um 1926).

Heinzle

Joachim Heinzle: Usurpation des Fremden? Die Theorie vom Zivilisationsprozess als literarhistorisches Modell, in: Text und Kultur. Mittelalterliche Literatur 1150-1450, herausgegeben von Ursula Peters (Germanistische Symposien, Berichtsbände XXIII), Stuttgart/Weimar 2001, S. 198-214.

Hennebo

Dieter Hennebo: Gärten des Mittelalters, München und Zürich 1987.

Hennig

Ursula Hennig: Die Gurnemanzlehren und die unterlassene Frage Parzivals, in: PBB 97 (Tübingen 1975), S. 312-332.

Hertz

Parzival von Wolfram von Eschenbach. Neubearbeitet von Wilhelm Hertz, siebente Auflage mit einem Nachtrag von Gustav Rosenhagen, Stuttgart und Berlin 1927.

Hewicker

Hans Albrecht Hewicker: Friedrich II. als Figur der Falknereigeschichte im deutschsprachigen Raum, in: Mamoun Fansa und Carsten Ritzau (Hg.): Von der Kunst mit Vögeln zu jagen. Das Falkenbuch Friedrichs II. - Kulturgeschichte und Ornithologie (Schriftenreihe des Landesmuseums für Natur und Mensch Oldenburg, Heft 56), Mainz 2008, S. 136-151.

Hoffmann

Richard C. Hoffmann: Fishing for Sport in Medieval Europe: New Evidence, in: Speculum 60 (1985), S. 877-902.

Holt J.C. Holt: Magna Carta, Cambridge 1965.

HRG Handwörterbuch zu deutschen Rechtsgeschichte, Band I-V, Berlin 1971-1997.

Huber, Verfassungsgeschichte

Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte. Herausgegeben von Ernst Rudolf Huber. Band 1: Deutsche Verfassungsdokumente 1803-1850, Stuttgart 1961.

HVM

Handbuch der Vögel Mitteleuropas. Herausgegeben von Günther Niethammer und Urs N. Glutz von Blotzheim (ab Band 3), Band 1-14 und Registerband, Frankfurt am Main und Wiesbaden 1966-1998.

Band 1: Gaviiformes - Phoenicopteriformes (1966).

Band 4: Falconiformes (1971).

Band 5: Galliformes und Gruiformes (1973).

Band 10/I: Passeriformes (1. Teil, 1985).

HZ Historische Zeitschrift

Iwein

Hartmann von Aue: Gregorius, Der Arme Herinrich, Iwein, herausgegeben und übersetzt von Volker Mertens (Bibliothek des Mittelalters 6), Frankfurt am Main 2004.

Jaeger

C. Stephen Jaeger: Die Entstehung höfischer Kultur. Vom höfischen Bischof zum höfischen Ritter, aus dem Amerikanischen übersetzt von Sabine Hellwig-Wagnitz (Philologische Studien und Quellen 167), Berlin 2001.

Jaeger (1999)

C. Stephen Jaeger: Ennobling Love. In Search of a Lost Sensibility, Philadelphia 1999.

Jagd und höfische Kultur im Mittelalter

Jagd und höfische Kultur im Mittelalter. Herausgegeben von Werner Rösener (MPIG 135), Göttingen 1997.

Janotta

Christine Edith Janotta: Der Hund im Mittelalter, in: Innsbrucker Historische Studien 14/15 (1994), S. 13-32.

Jarnut

Jörg Jarnut: Die frühmittelalterliche Jagd unter rechts- und sozialgeschichtlichen Aspekten, in: L'uomo di fronte al mondo animale nell'alto medioevo, 7-13-aprile 1983, Band 1 (Settimane di Studio del Centro Italiano di Studi sull'alto Medioevo XXXI), Spoleto 1985, S. 765-798 (Diskussion S. 799-808).

Jeitler

Markus Friedrich Jeitler: Wald und Waldnutzung im Frühmittelalter, in: Das Mittelalter 13/2 (2008), S. 12-27.

Jenkins

The Law of Hywel Dda. Law texts from medieval Wales. Translated and edited by Dafydd Jenkins, Llandysul 1986.

Johnson

Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit, herausgegeben von Joachim Heinzle. Band II: Vom hohen zum späten Mittelalter.

Teil I: L. Peter Johnson: Die höfische Literatur der Blütezeit (1160/70-1220/30),
Tübingen 1999.

Kantorowicz

Ernst Kantorowicz: Kaiser Friedrich der Zweite, Berlin 1927.

Kantorowicz, Ergänzungsband

Ernst Kantorowicz: Kaiser Friedrich der Zweite. Ergänzungsband.
Quellennachweise und Exkurse, Berlin 1931.

Karolus Magnus et Leo Papa

Angilbert (?): Karolus Magnus et Leo Papa, in: Ernst Dümmler (Hg.): Poetae latini
aevi Carolini, Tom. I (MGH Poetarvm Latinorvm medii aevi, Tom. I), Berlin 1881,
S. 366-379.

Keats-Rohan

Ioannis Saresberiensis: Policraticvs I-IV, edidit K.S.B Keats-Rohan (Corpus
Christianorvm. Continvatio Mediaevalis CXVIII), Turnhout 1993.

Kerner

Max Kerner: Johannes von Salisbury und die logische Struktur seines Policraticus,
Wiesbaden 1977.

King

Margaret L. King: Frauen in der Renaissance (dtv 30667), München 1998

Kirmse

Ernst Kirmse: Die Reichspolitik Hermanns I., Landgrafen von Thüringen und
Pfalzgrafen von Sachsen (1190-1217), in: Zeitschrift des Vereins für thüringische
Geschichte und Altertumskunde 27, N.F. 19 (1909), S. 317-348 und 28, N.F. 20
(1911), S. 1-42.

KLD Deutsche Liederdichter des 13. Jahrhunderts, herausgegeben von Carl von Kraus.
Zweite Auflage, durchgesehen von Gisela Kornrumpf. Band I: Text, Band II:
Kommentar, besorgt von Hugo Kuhn, Tübingen 1978.

Kletler

Paul Kletler: Deutsche Kultur zwischen Völkerwanderung und Kreuzzügen
(Handbuch der Kulturgeschichte. Erste Abteilung: Geschichte des deutschen
Lebens. Bd. 2), Potsdam 1934.

Kluxen

Kurt Kluxen: Geschichte Englands. Von den Anfängen bis zur Gegenwart,
(Kröners Taschenausgabe 374), Stuttgart ⁴1991.

Kolb

Herbert Kolb: Namen und Bezeichnungen der Pferde in der mittelalterlichen Literatur, in: BzN 9 (1974), S. 151-166.

Königsberger Jagdallegorie

Karl Stejskal: Königsberger Jagdallegorie, in: ZfdA 24 (1880), S. 254-268.

Kordt

Christa-Maria Kordt: Parzival in Munsalvæsche. Kommentar zu Buch V/1 von Wolframs ›Parzival‹ (224,1-248,30). Herne 1997.

Krause

Burkhardt Krause: Die Jagd als Lebensform und höfisches ›spil‹. Mit einer Interpretation des ›bast‹ in Gottfrieds von Straßburg Tristan (Helfant Studien S 12), Stuttgart 1996.

Küster (1998)

Hansjörg Küster: Geschichte des Waldes. Von der Urzeit bis zur Gegenwart, München 1998.

Lampen

Angelika Lampen: Fischerei und Fischhandel im Mittelalter. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Untersuchungen nach urkundlichen und archäologischen Quellen des 6. - 14. Jahrhunderts im Gebiet des Deutschen Reiches (Historische Studien 461), Husum 2000.

Landau

G. Landau: Die Geschichte der Jagd und der Falknerei in beiden Hessen (Beiträge zur Geschichte der Jagd und der Falknerei in Deutschland), Kassel 1849, ND Kassel 1992.

Lanzelet

Ulrich von Zatzikhoven: Lanzelet. Herausgegeben von Florian Krage, Band 1: Text und Übersetzung, Band 2: Forschungsbericht und Kommentar, Berlin/New York 2006.

LChrI

Lexikon der christlichen Ikonographie, hrsg. von Engelbert Kirschbaum SJ u.a., Band 1-8, Rom/Freiburg/Basel/Wien 1968-1976 (Band 1-4: Allgemeine Ikonographie).

Leges Alamannorum

Karl Lehmann (Hg.): Leges Alamannorum (MGH Legvm Sectio I, Legvm Nationvm Germanicarvm, Tom. V, Pars I), Hannover 1888.

Leges Burgundionum

Ludwig Rudolf von Salis (Hg.): Leges Bvrgvndionvm (MGH Legvm Sectio I, Legvm Nationvm Germanicarvm, Tom. II, Pars I), Hannover 1892.

Lewis

Gertrud Jaron Lewis: Das Tier und seine dichterische Funktion in Erec, Iwein und Parzival und Tristan (Kanadische Studien zur deutschen Sprache und Literatur 11), Bern und Frankfurt/M. 1974.

Lex Baiwariorum

Ernst von Schwind (Hg.): Lex Baiwariorum (MGH Legvm Sectio I, Legvm Nationvm Germanicarvm, Tom. V, Pars II), Hannover 1926.

Lex Salica

Karl August Eckhardt (Hg.): Lex Salica (MGH Legvm Sectio I, Legvm Nationvm Germanicarvm, Tom. IV, Pars II), Hannover 1969.

Lexer

Matthias Lexer: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. Zugleich als Supplement und alphabetischer Index zum mittelhochdeutschen Wörterbuche von Bencke-Müller-Zarncke, 3 Bände, Leipzig 1872-1878.

Lieder

Peter Wapnewski: Die Lyrik Wolframs von Eschenbach. Edition - Kommentar - Interpretation, München 1972.

LiLi Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik

Lindner

Kurt Lindner: Die Jagd im frühen Mittelalter (Geschichte des deutschen Weidwerks 2), Berlin 1940.

Lindner (1959)

Deutsche Jagdtraktate des 15. und 16. Jahrhunderts, eingeleitet und herausgegeben von Kurt Lindner, Teil I (Quellen und Studien zur Geschichte der Jagd V), Berlin 1959.

Lindner (1962)

Von Falken, Hunden und Pferden. Deutsche Albertus-Magnus-Übersetzungen aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, Teil I und II, eingeleitet und herausgegeben von Kurt Lindner (Quellen und Studien zur Geschichte der Jagd VII und VIII), Berlin 1962.

Livre de chasse

Gaston Phébus: Livre de chasse édité avec introduction, glossaire et reproduction

- des 87 miniatures du manuscrit 616 de la Bibliothèque nationale de Paris par Gunnar Tilander (*Cynegetica* XVIII), Karlshamn 1971.
- LMA Lexikon des Mittelalters. Band 1-9 und Registerband, München und Zürich 1980-1999 (ab 1995 nur noch München).
- Lohengrin
Thomas Cramer: Lohengrin. Edition und Untersuchungen, München 1971.
- Loomis
Roger Sherman Loomis: *Arthurian Tradition and Chrétien de Troyes*, New York 1949.
- Mabinogion
The Mabinogion, translated by Gwyn Jones and Thomas Jones, London und Rutland (Vermont) 2000.
- Malory
The Works of Sir Thomas Malory, edited by Eugène Vinaver, revised by P.J.C. Field, 3 Bände, Oxford 1990.
- Martin
Wolframs von Eschenbach Parzival und Titarel. Herausgegeben und erklärt von Ernst Martin. Zweiter Teil: Kommentar. Halle 1903, ND Darmstadt 1976.
- Mergell
Bodo Mergell: Wolfram von Eschenbach und seine französischen Quellen, II. Teil: Wolframs Parzival (*Forschungen zur deutschen Sprache und Dichtung* 11), Münster 1943.
- Mersmann
Walter Mersmann: Der Besitzwechsel und seine Bedeutung in den Dichtungen Wolframs von Eschenbach und Gottfrieds von Straßburg (*Medium Aevum - Philologische Studien* 22), München 1971.
- MF Des Minnesangs Frühling. Unter Benutzung der Ausgaben von Karl Lachmann und Moriz Haupt, Friedrich Vogt und Karl von Kraus bearbeitet von Hugo Mooser und Helmut Tervooren, Band I: Texte. 38., erneut revidierte Auflage. Mit einem Anhang: Das Budapester und Kremsmünsterer Fragment, Stuttgart 1988.
- MGH Monumenta Germaniae historica
- Militzer
Klaus Militzer: Jagd und Deutscher Orden, in: *Jagd und höfische Kultur in Mittelalter*, S. 325-363.

Mohr

Wolfgang Mohr: Zwei Kleinigkeiten zu Wolfram, in: PBB 81 (Tübingen 1959), S. 348-351.

Mohr (1965)

Wolfgang Mohr: Landgraf Kingrimursel. Zum VII. Buch von Wolframs *Parzival*, in: *Philologia Deutsch. Festschrift zum 70. Geburtstag von Walter Henzen*, herausgegeben von Werner Kohlschmidt und Paul Zinsli, Bern 1965, S. 21-38.

von Moos

Peter von Moos: Geschichte als Topik. Das rhetorische Exemplum von der Antike zur Neuzeit und die *historiae* im „*Policraticus*“ Johanns von Salisbury (ORDO. Studien zur Literatur und Gesellschaft des Mittelalters und der frühen Neuzeit 2), Hildesheim/Zürich/New York 1988.

MPIG

Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte

Mscr. M 66 und Mscr. M 67

Die Homepage der Sächsischen Landes- und Universitätsbibliothek (www.slub-dresden.de) bietet Volldigitalisate der Handschriften an (Digitale Sammlungen der UB), die in dieser Arbeit verwendeten Abbildungen sind nach diesen Digitalisaten erstellt worden.

Ms. fr. 616

Gaston Phœbus: Le Livre de la Chasse/Das Buch von der Jagd. Vollständige Faksimile-Ausgabe im Originalformat des Manuscrit français 616 der Bibliothèque Nationale - Paris. Kommentar: Marcel Thomas - François Avril (übersetzt von Eberhard König) und Pierre Herzog von Brissac. Transkription: Robert und André Bossuat (Codices Selecti Vol. LIII [Facsimile] und Vol. LIII* [Commentarium]), Graz 1976.

Ms. fr. 12399

Les Livres du Roy Modus et de la Royne Ratio, Hs. A (= Paris, Bibliothèque Nationale, ms. fr. 12399, illustrierte Pergamenthandschrift aus dem Jahr 1379; vgl. Roy Modus, S. VII). Von dieser ältesten Handschrift liegt leider kein Faksimile vor, jedoch bietet die Homepage der Bibliothèque Nationale (www.bnf.fr) eine Bilderdatenbank (Banque d'images) an, über die die Digitalisate der Seiten mit Illustrationen eingesehen werden können.

Müller-Kehlen

Helga Müller-Kehlen: Die Ardennen im Frühmittelalter. Untersuchungen zum

Königsgut in einem karolingischen Kernland (MPIG 38), Göttingen 1973.

Museum Jagdschloß Kranichstein

Museum Jagdschloß Kranichstein. Wiedereröffnung 1998. Aus Anlaß der Fertigstellung des Museums Jagdschloß Kranichstein am 24. Juni 1998 herausgegeben von der Stiftung Hessischer Jägerhof, Darmstadt o. J. (1998).

MWB Mittelhochdeutsches Wörterbuch, hg. von Kurt Gärtner, Klaus Grubmüller und Karl Stackmann, Erster Band, Stuttgart 2006ff.

Naumann

Carl R. Hennicke (Hg.): Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas. Band III: Lerchen, Stelzen, Waldsänger und Finkenvögel, Gera o.J. (1905).

Nellmann

Wolfram von Eschenbach: Parzival. Nach der Ausgabe Karl Kachmanns revidiert und kommentiert von Eberhard Nellmann. Übertragen von Dieter Kühn (Bibliothek des Mittelalters Band 8/1 und 8/2), Frankfurt am Main 1994.

Neues Bibellexikon

Neues Biblexikon. Herausgegeben von Manfred Görg und Bernhard Lang. Band I: A-G; Band II: H-N, Zürich und Düsseldorf 1991 und 1995.

Neumann

Der Wälsche Gast des Thomasin von Zirklaria. Herausgegeben von Heinrich Rückert. Mit einer Einleitung und einem Register von Friedrich Neumann, Berlin 1965.

NL

Das Nibelungenlied. Nach der Ausgabe von Karl Bartsch herausgegeben von Helmut de Boor. Einundzwanzigste revidierte und von Roswitha Wisniewski ergänzte Auflage, Wiesbaden 1979.

Niermeyer

J.F. Niermeyer und C. van de Kieft: Mediae Latinitatis Lexicon Minus - Lexique latin médiéval - Medieval Latin Dictionary - Mittellateinisches Wörterbuch, Édition remaniée par - revised by - überarbeitet von J.W.J. Burgers, 2 Bände, Darmstadt 2002.

Noltze

Holger Noltze: Gahmurets Orientfahrt. Kommentar zum ersten Buch von Wolframs ›Parzival‹ (4,27-58,26), (Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie 13), Würzburg 1995.

Ohly

Friedrich Ohly: Die Pferde im 'Parzival' Wolframs von Eschenbach, in: Settimane di studio del Centro italiano di studi sull'alto medioevo XXXI: L'uomo di fronte al mondo animale nell'alto medioevo (Spoleto, 7-13 aprile 1983). Spoleto 1985, S. 849-927, Diskussion S. 929-933.

Okken

Lambertus Okken: Kommentar zum Tristan Roman Gottfrieds von Straßburg, 2 Bände (Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 57 und 58), Amsterdam 1984 und 1985.

Okken (1993)

Lambertus Okken: Kommentar zur Artusepik Hartmanns von Aue. Im Anhang: Berhard Dietrich Haage: Die Heilkunst und der Ourobos (Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 103), Amsterdam 1993.

Olef-Krafft

siehe unter: Perc.

Orme

Nicholas Orme: From childhood to chivalry. The education of the English kings and aristocracy 1066-1530, London/New York 1984.

Ott-Meimberg

Marianne Ott-Meimberg: Karl, Roland, Guillaume, in: Epische Stoffe des Mittelalters, herausgegeben von Volker Mertens und Ulrich Müller (Kröners Taschenausgabe Bd. 483), Stuttgart 1984, S.81-110.

Pactus Legis Salicae

Karl August Eckhardt (Hg.): Pactus Legis Salicae (MGH Legvm Sectio I, Legvm Nationvm Germanicarvm, Tom. IV, Pars I), Hannover 1962.

Pailhès

Claudine Pailhès: Gaston Phébus. Le Prince et le diable, Paris 2007.

Partonopier und Meliur

Konrads von Würzburg Partonopier und Meliur. Aus dem Nachlasse von Franz Pfeiffer herausgegeben von Karl Bartsch. Mit einem Nachwort von Rainer Gruenter, Wien 1871, ND Berlin 1970.

Parzival/Pz.

Wolfram von Eschenbach: Parzival

siehe unter: Nellmann

Pastoureau

Michel Pastoureau: La chasse au sanglier: Histoire d'une dévalorisation (IVe - XIVe siècle), in: La Chasse au Moyen Age (2000), S. 7-23.

Patze

Hans Patze: Die Entstehung der Landesherrschaft in Thüringen, I. Teil (Mitteldeutsche Forschungen 22), Köln/Graz 1962.

PBB Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur

Perlbach

Die Statuten des Deutschen Ordens. Nach den ältesten Handschriften herausgegeben von Max Perlbach, Halle a.S. 1890.

Pc.

Chrétien de Troyes: Le Roman de Perceval ou Le Conte du Graal. Der Percevalroman oder die Erzählung vom Gral. Altfranzösisch/Deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Felicitas Olef-Krafft (RUB 8649), Stuttgart 1991.

Peters

Ursula Peters: Fürstenhof und höfische Dichtung. Der Hof Hermanns von Thüringen als literarisches Zentrum (Konstanzer Universitätsreden 113), Konstanz 1981.

Peterson/Mountfort/Hollom

Roger Peterson / Guy Mountfort / P.A.D. Hollom: Die Vögel Europas. Mit einer Einführung von Julian Huxley. Übersetzt und bearbeitet von Prof. Dr. Günther Niethammer. 13., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. 227.-246. Tausend bearbeitet von Dr. Hans Edmund Wolters, Hamburg und Berlin 1984.

Petrus von Blois

Petri Blesensis Bathoniensis in Anglia archidiaconi opera omnia. Accurante J.-P. Migne (Patrologia latina 207), Paris 1855.

Pevsner

Nikolaus Pevsner: Clarendon Palace, eine Pfalz der englischen Könige, in: Der Burgwart 38 (1937), S. 48-52.

Pfeiffer

Franz Pfeiffer: Altdeutsche Beispiele, in: ZfdA 7 (1849), S. 318-382.

Prinz

Friedrich Prinz: Europäische Grundlagen deutscher Geschichte (4.-8. Jahrhundert), in: Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte. Zehnte, völlig neu bearbeitete Auflage, Band 1, Stuttgart 2004.

Prosalancelot

Lancelot und Ginover I. Prosalancelot I. nach der Heidelberger Handschrift Cod. Pal. Germ. 147, herausgegeben von Reinhold Kluge, ergänzt durch die Handschrift Ms. Allem. 8017-8020 der Bibliothèque de l'Arsenal Paris. Übersetzt, kommentiert und herausgegeben von Hans-Hugo Steinhoff (Bibliothek des Mittelalters 14), Frankfurt am Main 1995.

RAChr

Reallexikon für Antike und Christentum. Sachwörterbuch zur Auseinandersetzung des Christentums mit der antiken Welt, herausgegeben von Theodor Klauser u.a., bisher erschienen: Band I-XXII und Supplementband I, Leipzig/Stuttgart 1950-2008.

¹RG Reallexikon der germanischen Altertumskunde. Herausgegeben von Johannes Hoops. Band I-IV. Straßburg 1911-1919.

²RG Reallexikon der germanischen Altertumskunde. Zweite, völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage, Band 1-25 und 2 Registerbände, Berlin/New York 1973-2008.

Reiser

Irmgard Reiser: Falkenmotive in der deutschen Lyrik und verwandten Gattungen vom 12. bis zum 16. Jahrhundert, Diss. Würzburg 1963.

Renner

Der Renner von Hugo von Trimberg, herausgegeben von Gustav Ehrismann. Mit einem Nachwort und Ergänzungen von Günther Schweikle, Band II, Berlin 1970.

Richey

Margaret F. Richey: Gahmuret Anschevin. A Contribution to the Study of Wolfram von Eschenbach, Oxford 1923.

Roman des Deduis

Gace de la Buigne: Le Roman des deduis. Edition critique d'après tous les manuscrits par Åke Blomqvist (Studia Romanica Holmiensia III), Karlshamn 1951.

Rösener

Werner Rösener: Die Geschichte der Jagd. Kultur, Gesellschaft und Jagdwesen im Wandel der Zeit, Düsseldorf und Zürich 2004.

Roth

Karl Roth: Geschichte des Jagd- und Forstwesens in Deutschland, Berlin 1879.

Rowland

Beryl Rowland: *Birds with Human Souls. A Guide to Bird Symbolism*, Knoxville 1978.

Roy Modus

Les Livres du Roy Modus et de la Royne Ratio, publiés avec introduction, notes et glossaire par Gunnar Tilander, Band I und II (Société des anciens textes français), Paris 1932.

RUB Reclams Universalbibliothek

Sachsenspiegel

(Eike von Repgow:) *Sachsenspiegel. Landrecht*. Herausgegeben von Karl August Eckhardt (Germanenrechte Neue Folge Abt. 6: Land- und Lehnrechtsbücher 1), Göttingen/Berlin/Frankfurt 1955.

Schirok

Bernd Schirok (Hg.): *Wolfram von Eschenbach »Parzival«*. Die Bilder der illustrierten Handschriften (Litterae 67), Göttingen 1985.

Schmidt

Hermann Schmidt: *Die Terminologie der deutschen Falknerei*, Diss. Freiburg 1909.

Schmitz

Silvia Schmitz: *Die Pilgerreise Philipps d. Ä. von Katzenelnbogen in Prosa und Vers. Untersuchungen zum dokumentarischen und panegyrischen Charakter spätmittelalterlicher Adelsliteratur (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 11)*, München 1990.

Schmolke-Hasselmann

Beate Schmolke-Hasselmann: *Accipiter et chirotheca. Die Artusepisode des Andreas Capellanus - eine Liebesallegorie?*, in: GRM 63 (1982), S. 387-417.

Schnell

Rüdiger Schnell: *Vogeljagd und Liebe im 8. Buch von Wolframs »Parzival«*, in: PBB (Tüb.) 96 (1974), S. 246-269.

Schnell (1985)

Rüdiger Schnell: *Causa amoris. Liebeskonzeption und Liebesdarstellung in der mittelalterlichen Literatur (Bibliotheca Germanica 27)*, Bern/München 1985.

Schnell (1990)

Rüdiger Schnell: *Die »höfische« Liebe als »höfischer« Diskurs über die Liebe*, in: Curialitas, S. 231-301.

Schnell (1994)

Rüdiger Schnell: Unterwerfung und Herrschaft. Zum Liebesdiskurs im Hochmittelalter, in: Joachim Heinzle (Hg.): Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche, Frankfurt am Main/Leipzig 1994, S. 103-133.

Schröder

Sybille Schröder: Macht und Gabe. Materielle Kultur am Hof Heinrichs II. von England (Historische Studien 481), Husum 2004.

Schröder, Namen

Die Namen im ›Parzival‹ und im ›Titurel‹ Wolframs von Eschenbach, bearbeitet von Werner Schröder, Berlin/New York 1982.

Schultz

Alwin Schultz: Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger, 2 Bände, Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage, Leipzig 1889, ND Osnabrück 1965.

Schwabenspiegel

Schwabenspiegel. Kurzform. Herausgegeben von Karl August Eckhardt. II: Zweiter Landrechtsteil. Lehnrecht (Germanenrechte Neue Folge Abt. 6: Land- und Lehnrechtsbücher 3,2), Göttingen/Berlin/Frankfurt 1961.

Schwenk, Hundetragen

Bernd Schwenk: Das Hundetragen. Ein Rechtsbrauch im Mittelalter, in: Historisches Jahrbuch 110 (1990), S. 289-308.

Schwenk

Sigrid Schwenk: Die Jagd im Spiegel mittelalterlicher Literatur und Jagdbücher, in: Jagd und höfische Kultur im Mittelalter, S. 407-464.

Schwenk (1999)

Sigrid Schwenk: Über die Notwendigkeit jagdlicher Öffentlichkeitsarbeit, in: Die Jagd in Kunst und Literatur. Internationale Tagung des Landesjagdverbandes Bayern e.V. und der bayerischen Akademie für Tierschutz, Umwelt und Jagdwissenschaft. 17./18. September 1999. Kurfürstliche Reitschule in Ingolstadt (Schriftenreihe des Landesjagdverbandes Bayern e.V., Band 8), S. 35-42.

Seit

Johannes von Salisbury: Policraticus. Eine Textauswahl. Lateinisch/Deutsch. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Stefan Seit (Herders Bibliothek der Philosophie des Mittelalters 14), Freiburg/Basel/Wien 2008.

Singer (1939)

Samuel Singer: Neue Parzival-Studien. Schriften der Literarischen Gesellschaft

Bern. Neue Folge der Neujaahrsblätter, II, Bern 1939, S. 25-47.

Sir Gawain and the Green Knight

Sir Gawain and the Green Knight, edited by J.R.R. Tolkien and E.V. Gordon, second Edition revised by Norman Davis, Oxford 1967.

Spiegel der Natur

Everhards van Wampen Spiegel der Natur. Ein in Schweden verfasstes mittelniederdeutsches Lehrgedicht, herausgegeben von Erik Björkman (Upsala Universitets Årsskrift 1902, Filosofi, Språkvetenskap och Historiska Vetenskaper, 3. Abhandlung), Upsala 1902.

Stackmann

Karl Stackmann (Hg.): Die kleineren Dichtungen Heinrichs von Mügeln. Erste Abteilung: Die Spruchsammlung des Göttinger Cod. Philos. 21, 1. Teilband: Einleitung, Text der Bücher I-IV; 2. Teilband: Text der Bücher V-XVI (DTM 50/51), Berlin 1959.

Stadler

Hermann Stadler (Hg.): Albertus Magnus, De animalibus libri XXVI. Nach der Cölner Urschrift. Zweiter Band, Buch XIII-XXVI enthaltend, Münster 1920.

Suolahti

Hugo Suolahti: Die deutschen Vogelnamen. Eine wortgeschichtliche Untersuchung, Straßburg 1909.

Szabó

Thomas Szabó: Die Kritik der Jagd - Von der Antike zum Mittelalter, in: Jagd und höfische Kultur im Mittelalter, S. 167-229.

Tax

Petrus W. Tax: Die Liebe zwischen Gawan und Antikonie im 8. Buch von Wolframs ›Parzival‹. Politische und dynastische Hintergründe, in: Festschrift für Herbert Kolb zu seinem 65. Geburtstag, Bern/Frankfurt am Main/New York/Paris 1989. S. 702-712.

TPMA

Thesaurus proverbiorum medii aevi. Lexikon der Sprichwörter des romanisch-germanischen Mittelalters, hrsg. vom Kuratorium Singer der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, begr. von Samuel Singer, 13 Bände und Quellenverzeichnis, Berlin/New York 1995-2002.

Thiébaux

Marcelle Thiébaux: The Stag of Love. The Chase in Medieval Literatur, Ithaca and

London 1974.

Thietmar von Merseburg

Thietmar von Merseburg: Chronicon/Chronik. Herausgegeben von R. Holtzmann, neu übertragen und erläutert von Werner Trillmich (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters IX), Berlin 1962.

Thompson

James Westfall Thompson: The Literacy of the Laity in the Middle Ages (University of California Publications in Education 9), Berkeley/California 1939.

Titirel/Tit.

Wolfram von Eschenbach: Titirel. Mit der gesamten Parallelüberlieferung des »Jüngerer Titirel«, kritisch herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Joachim Bumke und Joachim Heinzle, Tübingen 2006.

Tobler/Lommatzsch

Tobler-Lommatzsch. Altfranzösisches Wörterbuch. Adolf Toblers nachgelassene Materialien bearbeitet und herausgegeben von Erhard Lommatzsch, weitergeführt von Hans Helmut Christmann, vollendet von Richard Baum, Band I-XII, Berlin, Wiesbaden, Stuttgart 1960-2008.

Traité de Fauconnerie

Hermann Schlegel/Abraham H. Verster van Wulverhorst: Traité de Fauconnerie. Greifvögel und Falknerei im 19. Jahrhundert. Textband. Unter Mitarbeit von Barbara Zehe ins Deutsche übertragen und herausgegeben von Peter N. Klüh, Darmstadt 1999.

Tristan

Gottfried von Straßburg: Tristan. Herausgegeben von Karl Marold. Unveränderter vierter Abdruck nach dem dritten mit einem auf Grund von F. Rankes Kollationen verbesserten Apparat besorgt von Werner Schröder, Berlin/New York 1977.

Tristrant

Eilhart von Oberg: Tristrant. Synoptischer Druck der ergänzten Fragmente mit der gesamten Parallelüberlieferung, herausgegeben von Hadumod Bußmann (ATB 70), Tübingen 1969.

Uhlig

Claus Uhlig: Hofkritik im England des Mittelalters und der Renaissance. Studien zu einem Gemeinplatz der europäischen Moralistik (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 180 [N.F. 56]), Berlin/New York 1973.

Urkunden I

Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser. Erster Band: Die Urkunden Konrad I., Heinrich I. und Otto I. (MGH Diplomatum regum et imperatorum germaniae, Tomus I), Hannover 1879-1884

Urkunden II/2

Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser. Zweiten Bandes zweiter Theil: Die Urkunden Otto III. (MGH Diplomatum regum et imperatorum germaniae, Tomus II, Pars secunda), 2. Unveränderte Auflage Berlin 1957.

Urkunden der Merowinger

Die Urkunden der Merowinger. Nach Vorarbeiten von Carlrichard Brühl (†) herausgegeben von Theo Kölzer unter Mitwirkung von Martina Hartmann und Andrea Stieldorf (MGH Diplomata regum francorum e stirpe merovingica), Erster Teil, Hannover 2001.

Vita Hludowici

Ernst Tremp (Hg. u. Üs.): Theganus: Gesta Hludowici imperatoris/Thegan: Die Taten Kaiser Ludwigs - Astronomus: Vita Hludowici imperatoris/ Astronomus: Das Leben Kaiser Ludwigs (MGH Scriptores rerum germanicarum in usum scholarum separatim editi 64), Hannover 1995.

Volkert

Wilhelm Volkert: Adel bis Zunft. Ein Lexikon des Mittelalters, München 1991.

Vorderstemann

Jürgen Vorderstemann: Fremdwörter im ›Willehalm‹ Wolframs von Eschenbach (GAG 127), Göttingen 1974

Voß Rudolf Voß: *dâ liefen frouwen bräkelîn ...* (Parzival 446,26ff.) - ein übersehenes Apokoinu, in: Euphorion 66 (1972), S. 92-96.

Wade-Evans

Welsh medieval Law. Being a text of the laws of Howel the Good, namely the British Museum Harleian Ms. 4353 of the 13th century, with translation, introduction, appendix, glossary, index, and a map by Arthur W. Wade-Evans, Oxford 1909, Neudruck Aalen 1979.

Wald und Weidwerk

Richard B. Hilf/Fritz Röhrig: Wald und Weidwerk in Geschichte und Gegenwart. Erster Teil: Der Wald von Richard B. Hilf, Potsdam 1933. Zweiter Teil: Das Weidwerk von Fritz Röhrig, Potsdam 1938.

Der Wälsche Gast

siehe uunter: Neumann

Walther von der Vogelweide

Walther von der Vogelweide: Leich, Lieder, Sangsprüche. 14., völlig neubearbeitete Auflage der Ausgabe Karl Lachmanns mit Beiträgen von Thomas Bein und Horst Brunner herausgegeben von Christoph Cormeau, Berlin/New York 1996.

Walz

Dorothea Walz: Falkenjagd-Falkensymbolik, in: Codex Manesse. Ausstellung der Universität Heidelberg. Katalog zur Ausstellung vom 12. Juni bis 4. September 1988. Universitätsbibliothek Heidelberg (Heidelberger Universitätsschriften 30), Heidelberg 1988, S. 350-371, Abb. S. 644-653.

Walz/Willemsen

Das Falkenbuch Friedrichs II. Cod. Pal. Lat. der Biblioteca Apostolica Vaticana, Kommentar von Dorothea Walz und Carl Arnold Willemsen (Glanzlichter der Buchkunst 9), Graz 2000.

Wapnewski

Peter Wapnewski: Des Kürenbergers Falkenlied, in: Euphorion 53 (1959), S.1-19.

Warner

Queen Mary's Psalter. Miniatures and Drawings by an English artist of the 14th century. Reproduced from Royal Ms. 2 B. VII in the British Museum. With introduction by Sir George Warner, London 1912 (Eine Auswahl der um 1310/20 entstandenen Illustrationen mit Jagdszenen bietet auch Kurt Lindner: Queen Mary's Psalter [Die Jagd in der Kunst], Hamburg und Berlin 1966).

Weick

Reiner Weick: Ornithologie und Philologie: Am Beispiel von ›mûzersprinzeln‹ und ›galander‹ in Wolframs Parzival, in: Mediaevistik 2 (1989), S. 255-269.

Weinhold

Karl Weinhold: Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, Band 2, Dritte Auflage Wien 1897.

Wiegand

Peter Wiegand: Der *milte lantgrâve* als »Windfahne«? Zum politischen Standort Hermanns I. von Thüringen (1190-1217) zwischen Erbreichsplan und welfisch-staufischem Thronstreit, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 48 (1998), S. 1-53.

Willehalm/Wh.

Wolfram von Eschenbach: Willehalm. Nach der Handschrift 857 der Stiftsbibliothek St. Gallen. Mittelhochdeutscher Text, Übersetzung, Kommentar. Herausgegeben von Joachim Heinzle. Mit den Miniaturen aus der Wolfenbütteler Handschrift und einem Aufsatz von Peter und Dorothea Diemer (Bibliothek des Mittelalters 9), Frankfurt am Main 1991.

Willehalm von Orlens

Rudolfs von Ems Willehalm von Orlens, herausgegeben aus dem Wasserburger Codex der fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek von Victor Junk (DTM 2), Berlin 1905, 2. unveränderte Auflage Dublin/Zürich 1967.

Wilson

Gale Louse Wilson: Epic and symbolic functions of the hunt in five medieval german epics, Diss. University of North Carolina at Chapel Hill 1981.

Wippermann / Berentzen

Wolfgang Wippermann / Detlef Berentzen: Die Deutschen und ihre Hunde. Ein Sonderweg der deutschen Mentalitätsgeschichte (Siedler TB 75546), München 1999.

Yeandle

David N. Yeandle: Commentary on the Soltane and Jeschute episodes in Book III of Wolfram von Eschenbach's Parzival (116,5-138,8), Heidelberg 1984.

Yvain

Chrestien de Troyes: Yvain, übersetzt und eingeleitet von Ilse Nolting-Hauff (Klassische Texte des Romanischen Mittelalters in zweisprachigen Ausgaben 2), unveränderter Nachdruck der 2. Auflage, München 1983.

ZfdA Zeitschrift für deutsches Altertum

Ziltener

Werner Ziltener: Repertorium der Gleichnisse und bildhaften Vergleiche der okzitanischen und der französischen Versliteratur des Mittelalters, Heft 2: Natur - zweiter Teil (Belebte Natur), Bern 1983.

Zimmermann

Gisela Zimmermann: Kommentar zum VII. Buch von Wolfram von Eschenbachs ›Parzival‹ (GAG 133), Göppingen 1974.

Zotz

Thomas Zotz: Beobachtungen zu Königtum und Forst im früheren Mittelalter, in: Jagd und höfische Kultur im Mittelalter, S. 95-122.

INDEX

der jagdlichen Fachausdrücke, der zitierten Werke (wofern jagdlich relevant) und der kommentierten Textpassagen des PARZIVAL; Versangaben verweisen immer auf den Kommentar zur entsprechenden Textpassage.

abtragen: 281,25; 400,3; S. 237

Adler: 407,1

Angeln / Fischen: 225,3; 316,20; 419,9; S. 30

Armbrust: 118,4

DE ARTE BERSANDI: 120,10

bast: S. 210f.

THE BATTLE OF MALDON: 605,4

Freidank, BESCHEIDENHEIT: S. 37, Anm. 165

blatten: 120,13

Bogen: 118,4

Bolzen: 118,4

Bracke / *bräckelîn*: 446,26

brackenseil: 294,4

Bruchbeize: 281,25

Burkhard von Hohenfels: S. 236f.

Bussard: 400,22-26

Jacques de Brézé, LA CHASSE: S.230

Geoffrey Chaucer, CANTERBURY TALES: S. 28, Anm. 121; S. 177, Anm. 24

curîe: S. 211

Einforstung / Inforestation: S. 11, 18f.

Heinrich von Veldeke, ENEASROMAN: S. 228f.

Hartmann von Aue, EREC: 64,8; S. 222f.

Falkenhaube: 420,24

Falkner / *valkenære*: 281,23; 721,18

Fasan: 287,1

Federspiel: 281,30

Fischwehr: 317,28

Fliegenfischen: 316,20

Forst / *forestis* / *foreht*: 736,27; 737,9; S. 16-18; 25
 Forstbann / Wildbann: S. 15; 18, Anm. 75; 21; 25
 Förster / *forestarii* / *forehtier*: 529,10; S. 34f.
furkîe: 485,24-27; S. 211
gabilôt / Jagd- oder Wurfspieß: 157,20; 183,17
 SIR GAWAIN AND THE GREEN KNIGHT: 150,22
 Gerfalke: 281,26
gern: 64,8
 Geschüh / Würfel: 420,24
 Gnadenjagd: 400,1-401,4; S. 13, Anm. 48; 22
 Habicht: 64,8; 605,4; S. 188; 223
 Habichthund: 400,19-21
 Hasenhund; 1,19; 400,19-21
 Hasenjagd: 1,19
 Hatzhund: 281,3
 Heinrich von Mügeln, ›Falkenlied‹: S. 235f.
 Hirschjagd:
 - Pirsch: 120,10
 - Hetzjagd: S. 211-213
 Hundetragen (als Schandstrafe): 528,25-30
 Jäger / Berufsjäger: S. 33-37
jegermeister / *meister*: 281,3
 Jagddienste / Jagdfrenddienste / Frondienste / Jagdfronde: S. 24
 Jagdkleidung: 120,2-10; 399,30
 Jagdrecht:
 - englisches Jagdrecht: S. 9-14
 - französisches Jagdrecht: S. 14f.
 Jagdverbot:
 - an Sonntagen: S. 33
 - für Geistliche: S. 25-33
 Kalandlerlerche / *galander*: 544,14; 622,8-13
kloben / Spaltholz: 273,26
 Kranich: 400,3
 Kranichbeize: 400,3
 Kranichvorlaß: 400,3
 Kürenberger, Falkenlied: S. 233f.

Prosa-LANCELOT: 446,26
 Lannerfalke: S. 236
 Leithund / *leithunt*: 294,4, 528,26
 Gaston Phébus, LIVRE DE CHASSE: S. 163f.
luoder: 281,30
 Lockeule/Lockkauz: 273,26
 Magna Charta: S. 13f.
 Mauser: 163,8, 170,16-20
 Merlin: 430,14
 Sir Thomas Malory, MORTE D'ARTHUR: S. 210, Anm. 3
mûzerspärwære: 163,8; 605,4
mûzersprinzelin: 430,14; 544,24f.
netze: 152,4
 NIBELUNGENLIED: S. 201
 Niederwild: S. 32
 Nutzungsrechte:
 - Bienenfang / Honigernte: S. 22
 - Fischerei/Fischereirechte: 225,4; S. 22
 - Holzeinschlag: S. 20 und Anm. 82
 - Schweinemast: S. 22
 Konrad von Würzburg, PARTONOPIER UND MELIUR: 150,22
 PARZIVAL: 1,15-19; 21,14f.; 33,4; 40,26f.; 64,7f.; 64,19; 78,21, 118,3-6; 119,2-4; 120,2-10; 120,11-13; 124,12-14; 125,27f.; 132,1f.; 135,7-12; 141,16-19; 150,21f.; 152,2-12; 157,19f.; 163,7-11; 170,16-20; 183,15-18; 190,20-24; 191,12-16; 201,8-16; 206,5-9; 225,2-17; 273,23-30; 277,19-29; 281,2-6; 281,23-30; 286,28-287,4; 293,30-294,5; 316,16-20; 317,22-30; 397,26-28; 399,27-401,4, 406,28-407,1; 420,20-24; 424,1-6, 427,16-18; 430,11-16; 446,26; 485,24-27; 487,5-10; 491,6-9 und 19-23; 507,25-27; 508,26-30; 528,25-30; 544,2f.; 544,11-16; 592,9-12; 605,3-21,; 622,8-13; 721,15-28; 736,27 und 737,9
 Chrestien de Troyes, PERCEVAL: S. 159f.
 Pferd / *râvit* / *destrier*: 400,4; 605,14f.
 Johannes von Salisbury, POLICRATICUS: S.176-180
reht der Jäger: 400,24f.
 Reiher: 400,19
reizel: 508,28
 Reuse: 317,28

Gace de la Buigne, LE ROMAN DES DEDUIS: S. 168; 185-189
 Rotfalke: 400,19-21; 544,2f.
 Henri de Ferrières, ROY MODUS: S. 168
rüede / molossus: 281,3
 Sakerfalke: 400,19-21
schelle / Bell: 163,10; 287,3
 Seeadler: 400,3; 400,22-26
silva: S. 17f.
 Sperber / Sperberweibchen: 163,8
sprinzelin: 430,14; 622,8-13
 Spürhund: 294,4; 528,26
 Stammesrechte: vgl. Volksrechte / *leges*
 TITUREL: 294,4; 316,20
 Terzel / Sperbermännchen / Sprinz: 622,8-13
 freier Tierfang: S. 2f.
 Gottfried von Straßburg, TRISTAN: S. 200f.; 209f.
 Eilhart von Oberg, TRISTRANT: 135,11
überkrüphe: 191,13; 201,14; 281,29
vederangel: 316,20
vederspil: 64,8
venatio:
 - *venatio clamorosa*: S. 30
 - *venatio placida* oder *quieta*: S. 30
verhaben / aufhauben: 420,24
 verfliegen: S. 233
vischære: 225,13
 Vogelhund: 605,15f.
 germanische Volksrechte/*leges*: S. 3-5
vorlouft: 528,26
 Versuche: 294,4
 Thomasin von Zerclaere, DER WÄLSCHE GAST: 273,26, S. 180f.
 Wanderfalke / *valke*: 281,26
weideganc: 120,11
weidehûs: 190,21; 206,8
weideman: 225,3; 397,27
weidetac: 491,9

Wildabwehr: S. 11

Wilddiebstahl / Wilddieb: S. 3

Wildfolge: S. 5

Wildschweinjagd/Eberjagd: 150,22

WILLEHALM: 273,10-14; S. 232

Rudolf von Ems: WILLEHALM VON ORLENS: S. 213

Windhund: 1,19; 400,19-21

zerwirken: 120,10

Zieget: 281,29

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abb. 1: Hasenjagd zu Fuß

(Heidelberg, UB, Cpg 848 [um 1300-1330], f. 320: Herr Geltar)

Abb. 2: Hasenjagd zu Pferd (oberes Bild)

(London, British Library, Ms. Royal 2 B. VII, f. 16r, 1310/20 [Warner, Tafel 29])

Abb. 2a: Schlagnetz für Wachteln

(Paris, BN, ms. Fr. 12399, f. 92r, [ROI MODUS ET REINE RATIO, 1379])

Abb. 3: Parzival in Soltane, den Bogen in der Hand

(Dresden, SLUB, Mscr. 66, f. 80v [PARZIVAL, Hs. o, 1445/50])

Abb. 4: Parzival jagt Vögel in Soltane (nach Schiroke, S. 20; 1440/45)

Abb. 4a: Vogeljagd mit Pfeil und Bogen

(Paris, Bibliothèque Nationale, Ms. Smith-Lesouëf 39, f.4v; Stundenbuch der Marie Chantault, Monatsbild März; 16. Jhdt.)

Abb. 5: Vogeljagd mit der Armbrust

(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 396r: Kol von Nüssen)

Abb. 6: Vogeljagd mit der Armbrust

(London, British Library, Ms. Royal 2 B. VII, f. 162v [Warner, Tafel 194])

Abb. 7: Parzival auf der Hirschjagd (nach Schiroke, S. 156; 1467)

Abb. 8: Esau als Jäger mit Pfeil und Langbogen

(London, British Library, Ms. Royal 2 B. VII, f. 13r [Warner, Tafel 24])

Abb. 9: Pirschjagd auf den Hirsch

(London, British Library, Ms. Royal 2 B. VII, f. 151v und 152r [Warner, Tafel 189])

Abb. 10: Pirschjagd auf den Hirsch

(London, British Library, Ms. Royal 2 B. VII, f. 153r [Warner, Tafel 189])

Abb. 11: Eberjagd

(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 228r: Herr Heinrich Hetzbold von Weissenensee)

Abb. 12: Sperber - Jungvogel oder Rotvogel (links) und Wildfangsprinz im Alterskleid

(Traité de Fauconnerie, Tafel XII)

Abb. 13: Sperber (Heinroth, Tafel LXIX, Abb. 4 und 5 zeigen den deutlichen Größenunterschied zwischen Weibchen und Männchen)

Abb. 14: Plan von Clarendon Palace

Abb. 14a: Rekonstruktion von Clarendon Palace

Abb. 15: Spaltholz mit Schnüren

(Heidelberg, UB, Cpg 389 [M. 13. Jhdt.], f. 14v)

Abb. 16: einfaches Spaltholz ohne Schnüre

(Heidelberg, UB, Cpg 330 [um 1420], f. 13r)

Abb. 17: Verwendung des Lockkauzes

(Dresden, SLUB, Mscr. M 67 [1450/70], f. 11v)

Abb. 17a: Verwendung des Lockkauzes (Detail aus Abb. 17)

Abb. 18: Verwendung von Laubhütte und Lockkauz

(Heidelberg, UB, Cpg 320 [1460/70], f. 14r)

Abb. 19: Bruchbeize

(London, British Library, Ms. Royal 2 B. VII, f. 151r [Warner, Tafel 188])

Abb. 20: Wanderfalke - Wildfang im Alterskleid (Traité de Fauconnerie, Tafel VII)

Abb. 21: Norwegischer Gerfalke - Wildfang im Alterskleid (Traité de Fauconnerie, Tafel III)

Abb. 22: Das Zieget

(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 162v: Herr Wilhelm von Heinzenberg)

Abb. 23: Das Federspiel

(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 14v: Markgraf Heinrich von Meißen)

Abb. 24: Falknerutensilien, oben links das Federspiel (Walz, S. 644)

Abb. 25: verschiedene Formen der Bell oder Schelle

(Rom, BAV, Cod. Pal. lat. 1071, f. 64v, um 1260)

Abb. 26: Fliegenfischen

(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 302r: Herr Pfeffel)

Abb. 27: angelsächsisches Fischwehr, Rekonstruktion (nach Lampen, S. 280, Abb.13)

Abb. 28: Fischwehre in der Limmat (Ausschnitt aus der Planvedute der Stadt Zürich von Jos Murer [1576]; vgl. a. Lampen, S. 281, Abb. 15)

Abb. 28a: Detail aus Abb. 28

Abb. 29: Sakerfalke - Wildfang im Alterskleid (Traité de Fauconnerie, Tafel V)

Abb. 30: Beizjagd mit Vogelhunden

(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 7r: König Konrad der Junge)

Abb. 30a: Beizjagd auf Reiher und Enten

Dijon, Stadtbibliothek, Ms. 173, f. 174r (Papst Gregor I.: MORALIA IN JOB; Cîteaux, um 1115)

Abb. 31: Rettung eines Falkners vor dem Ertrinken (Walz, S. 647; 2. Hälfte 13. Jhdt.)

Abb. 32: Ein Falkner schwimmt zu seinem Falken, der eine Ente erbeutet hat und bereits davon kröpft (Rom, BAV, Cod. Pal. lat. 1071, f. 69r)

Abb. 33: Der Gebrauch der Falkenhaube: das Auf- und Abhauben

(Rom, BAV, Cod. Pal. lat. 1071, f.106r)

Abb. 34: Merlin (Heinroth, Tafel LXXIII, Abb. 5 und 6 zeigen den deutlichen Größenunterschied zwischen Männchen und Weibchen)

Abb. 35: Merlin - Wildfang im Alterskleid (unten), Rotterzel (oben rechts) und alter Wildfangterzel (oben links) (Traité de Fauconnerie, Tafel IX)

Abb. 36: Dame mit Schoßhündchen
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 371r: Meister Johannes Hadlaub)

Abb. 37: Kalanderlerche (Naumann, Tafel 2, vorderer Vogel)

Abb. 38: Gramoflanz als Minneritter
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 73r: Herr Ulrich von Gutenberg)

Abb. 39: Jungvögel werden aus den Nestern genommen und zur Aufzucht in ein Falkenhaus oder einen einsam stehenden Turm gebracht (Rom, BAV, Cod. Pal. lat. 1071, f. 58v)

Abb. 40: Bärenjagd
(Heidelberg, Cpg 848, f. 313r: Herr Hawart)

Abb. 41: Hetzjagd auf den Hirsch
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 202v: Von Suonegge)

Abb. 42: Hetzjagd auf den Hirsch
(London, British Library, Ms. Royal 2 B. VII, f. 150v [Warner, Tafel 187])

Abb. 43: Habicht - Wildfang im Alterskleid (Traité de Fauconnerie, Tafel X)

Abb. 44: Damen auf der Jagd
(London, British Library, Ms. Royal 2 B. VII, f. 152v [Warner, Tafel 189])

Abb. 45: Lannerfalke - Wildfang im Alterskleid (Traité de Fauconnerie, Tafel VI)

Abb. 46: Liebespaar, die Dame trägt den Beizvogel auf der Hand
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 69r: Herr Wernher von Teufen)

Abb. 47: Der Werbende überreicht Brief (und Beizvogel?)
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 164v: Herr Leuthold von Seven)

Abb. 48: Der Liebende hält den kröpfenden Falken am Fußriemen
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 249: Herr Konrad von Altstetten)

Abb. 49: Bracken haben Rebhühner aufgestöbert, die Aufmerksamkeit des Falkners gilt aber primär der schönen Schnitterin
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 394: Kunz von Rosenheim)

IV.
ABBILDUNGEN



Abb. 1: Hasenjagd zu Fuß
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 320 [um 1300-1330]: Herr Geltar)

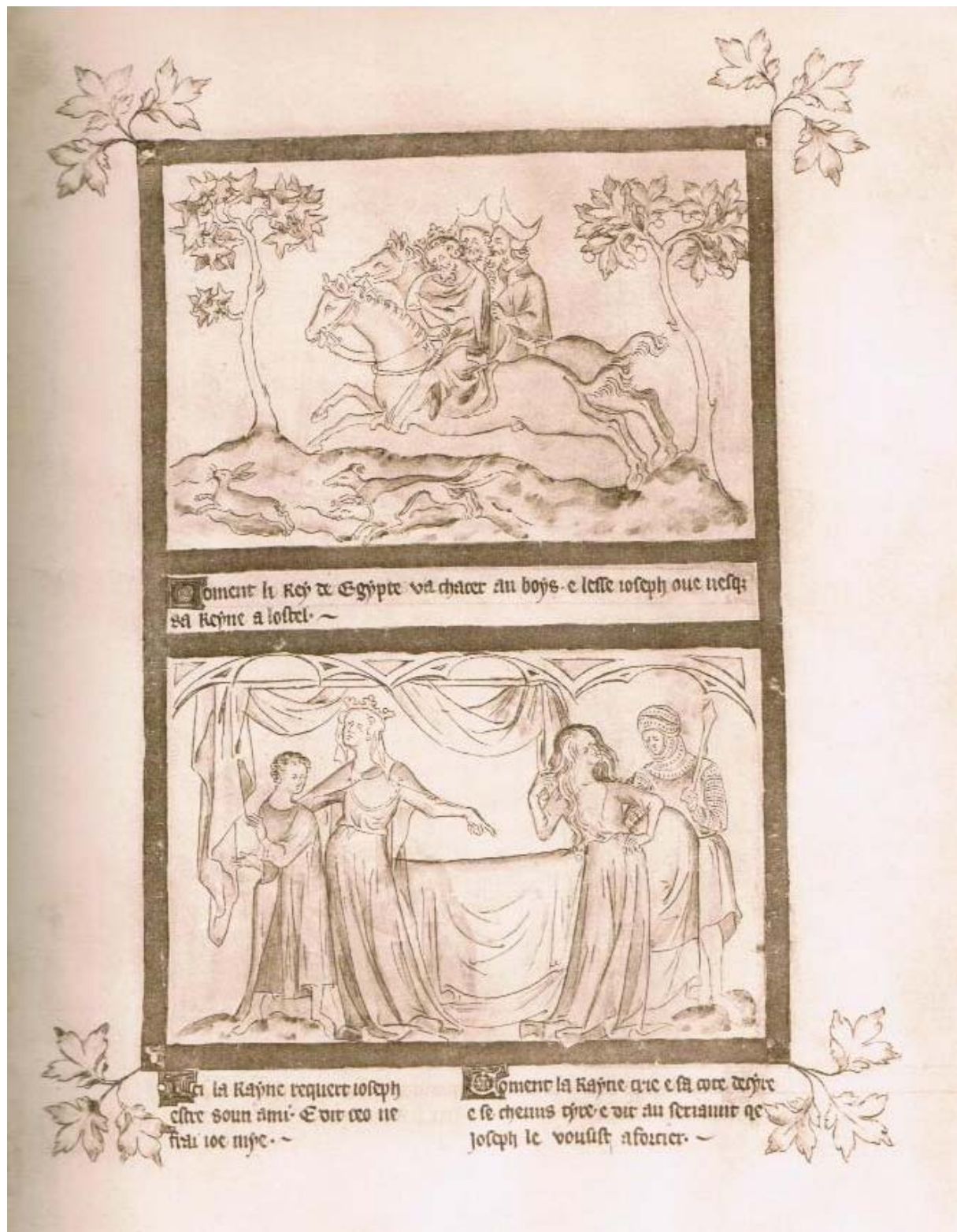


Abb. 2: Hasenjagd zu Pferd (oberes Bild)
(London, British Library, Ms. Royal 2 B. VII, f. 16r, 1310/20 [Warner, Tafel 29])



Abb. 2a: Schlagnetz für Wachteln
(Paris, BN, Ms. fr. 12399, f. 92r [ROI MODUS ET REINE RATIO, 1379])



Abb. 3: Parzival in Soltane, den Bogen in der Hand
(Dresden, SLUB, Mscr. 66, f. 80v [PARZIVAL, Hs. O, 1445/50])



m - Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod.2914, fol.77^v (116,5)

Abb. 4: Parzival jagt Vögel in Soltane (nach Schirot, S. 20; 1440/45)



Abb. 4a: Vogeljagd mit Pfeil und Bogen
 (Paris, Bibliothèque Nationale, Ms. Smith-Lesouëf 39, f.4v; Stundenbuch der Marie Chantault,
 Monatsbild März; 16. Jhdt.)



Abb. 5: Vogeljagd mit der Armbrust
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 396r: Kol von Nüssen)



Abb. 6: Vogeljagd mit der Armbrust
(London, British Library, Ms. Royal 2 B: VII, f. 162v [Warner, Tafel 194])

In was em wibel die sunne
In was gelich nach und tag

Sie troch die sunne mit dem lude und mit ir gefindem lude und die
lud stincker böls and schaa vogel och vrong zu emen lude den
sties er mit emem geckeln and bracht ind müt and be der einen
vun dem ber in dem an em stras als gemacht ist und sind vier
figuren nach em ander

Er flang der welsch wunne
In herze mit dem sunne pflag



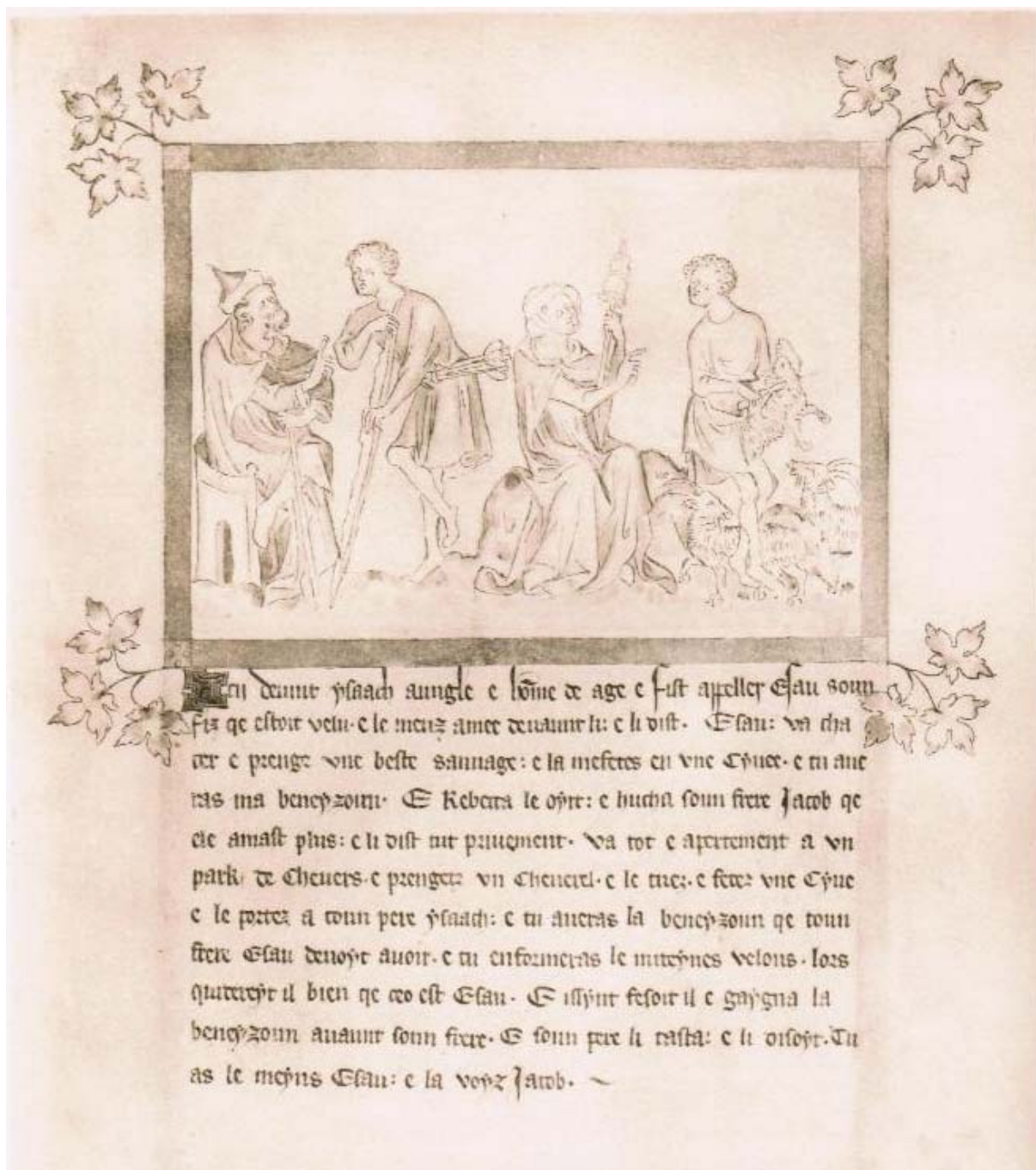


Abb. 8: Esau als Jäger mit Pfeil und Langbogen
 (London, British Library, Ms. Royal 2 B. VII, f. 13r [Warner, Tafel 24])



Abb. 9: Pirschjagd auf den Hirsch
(London, British Library, Ms. Royal 2 B. VII, f. 151v und 152r [Warner, Tafel 189])



Abb. 10: Pirschjagd auf den Hirsch
(London, British Library, Ms. Royal 2 B. VII, f. 153r [Warner, Tafel 189])



Abb. 11: Eberjagd
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 228r: Herr Heinrich Hetzbold von Weißensee)



Abb. 12: Sperber - Jungvogel oder Rotvogel (links) und Wildfangsprinz im Alterskleid (Traité de Fauconnerie, Tafel XII)

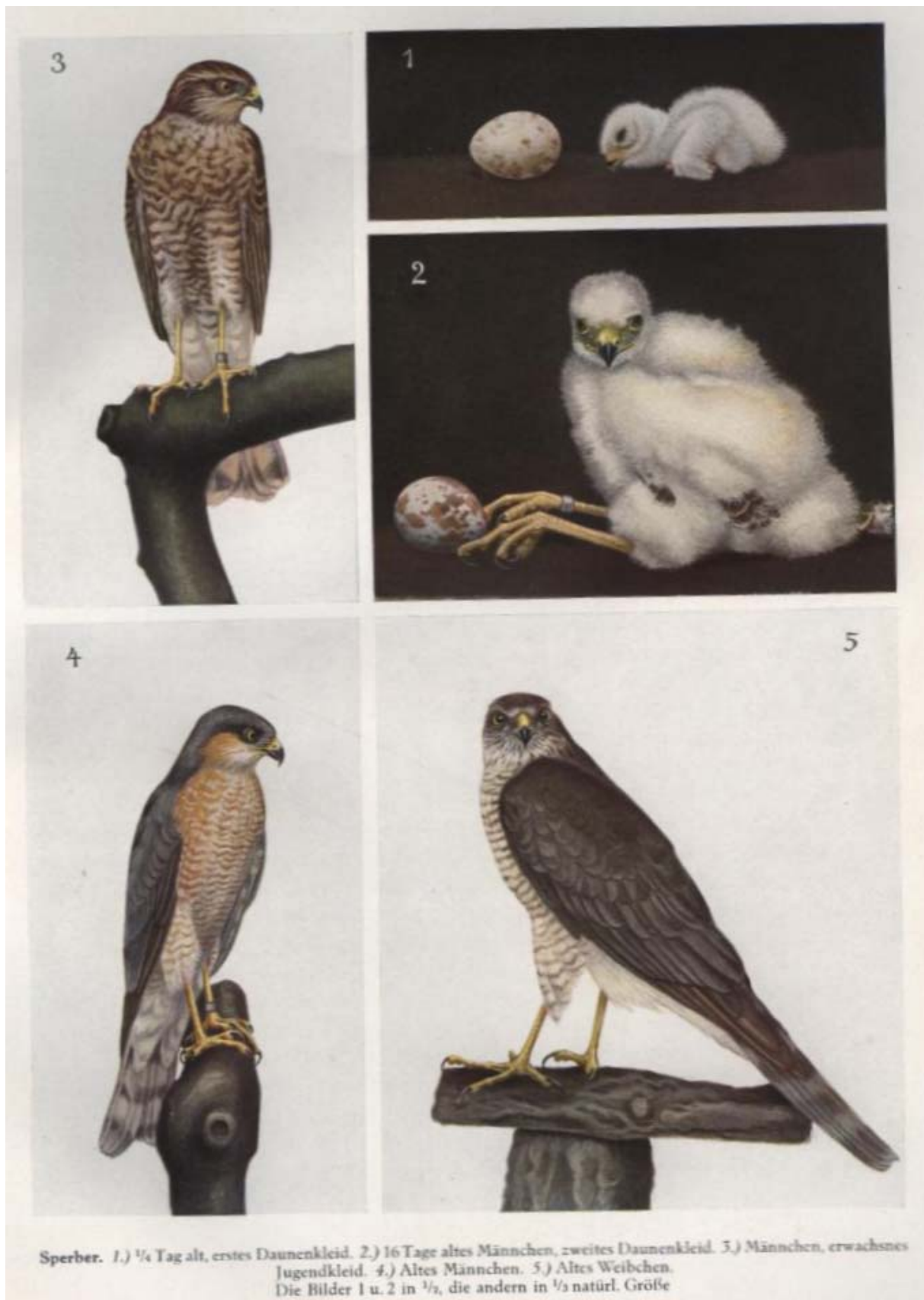


Abb. 13: Sperber (Heinroth, Tafel LXIX, Abb. 4 und 5 zeigen den deutlichen Größenunterschied zwischen Weibchen und Männchen)

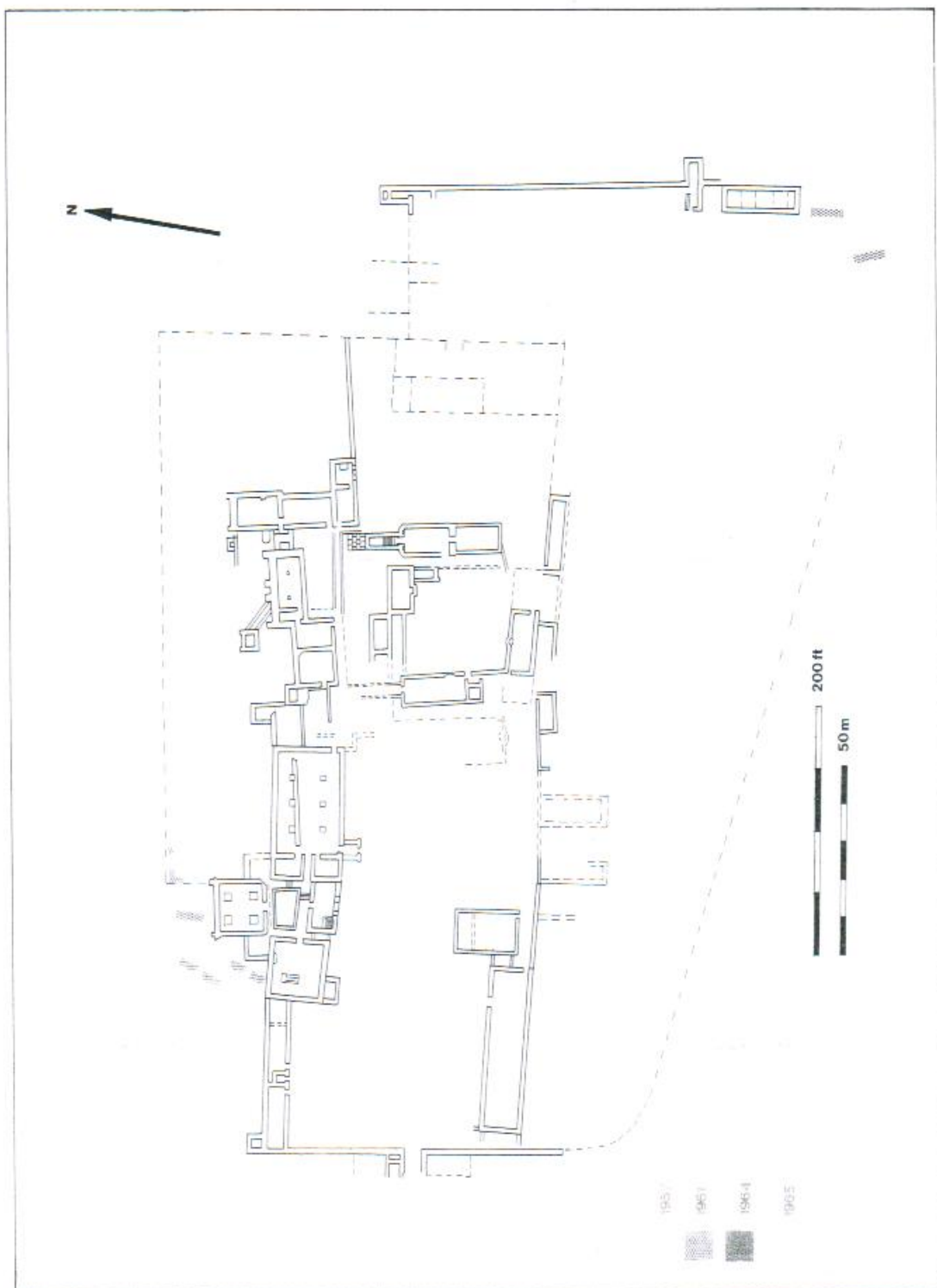


FIG. 2. Composite plan of Clarendon Palace (after Borenius 1943, with additions and amendments), showing the location of the excavations of the 1930s and 1960s

Abb. 14: Plan von Clarendon Palace

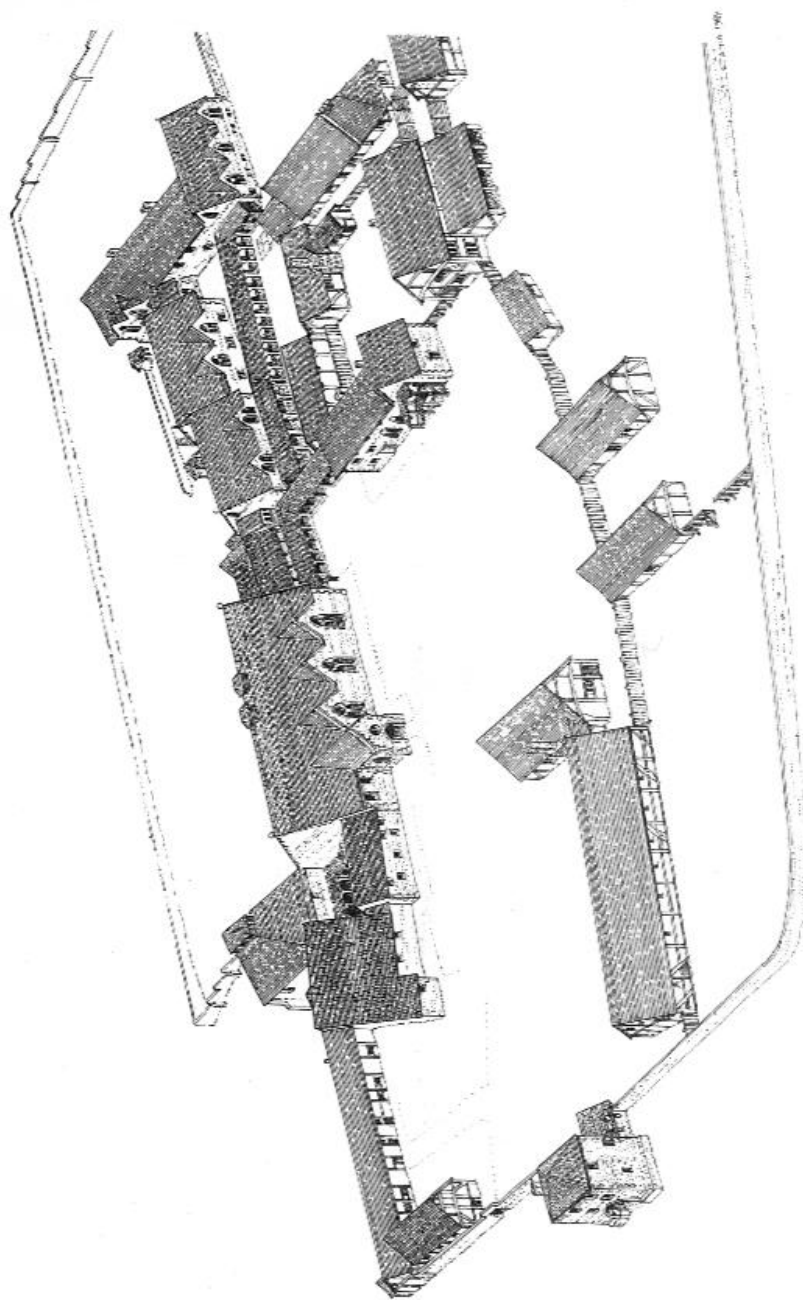


FIG. 14. Reconstruction drawing of Clarendon Palace c. 1275 looking north-east
Drawn by Allan Adams, 1984

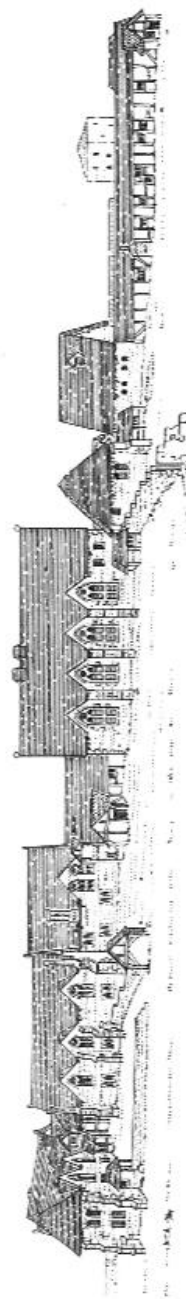


FIG. 15. Reconstruction drawing of the north range of Clarendon Palace c. 1275 looking south
Drawn by Allan Adams, 1984

Abb. 14a: Rekonstruktion von Clarendon Palace

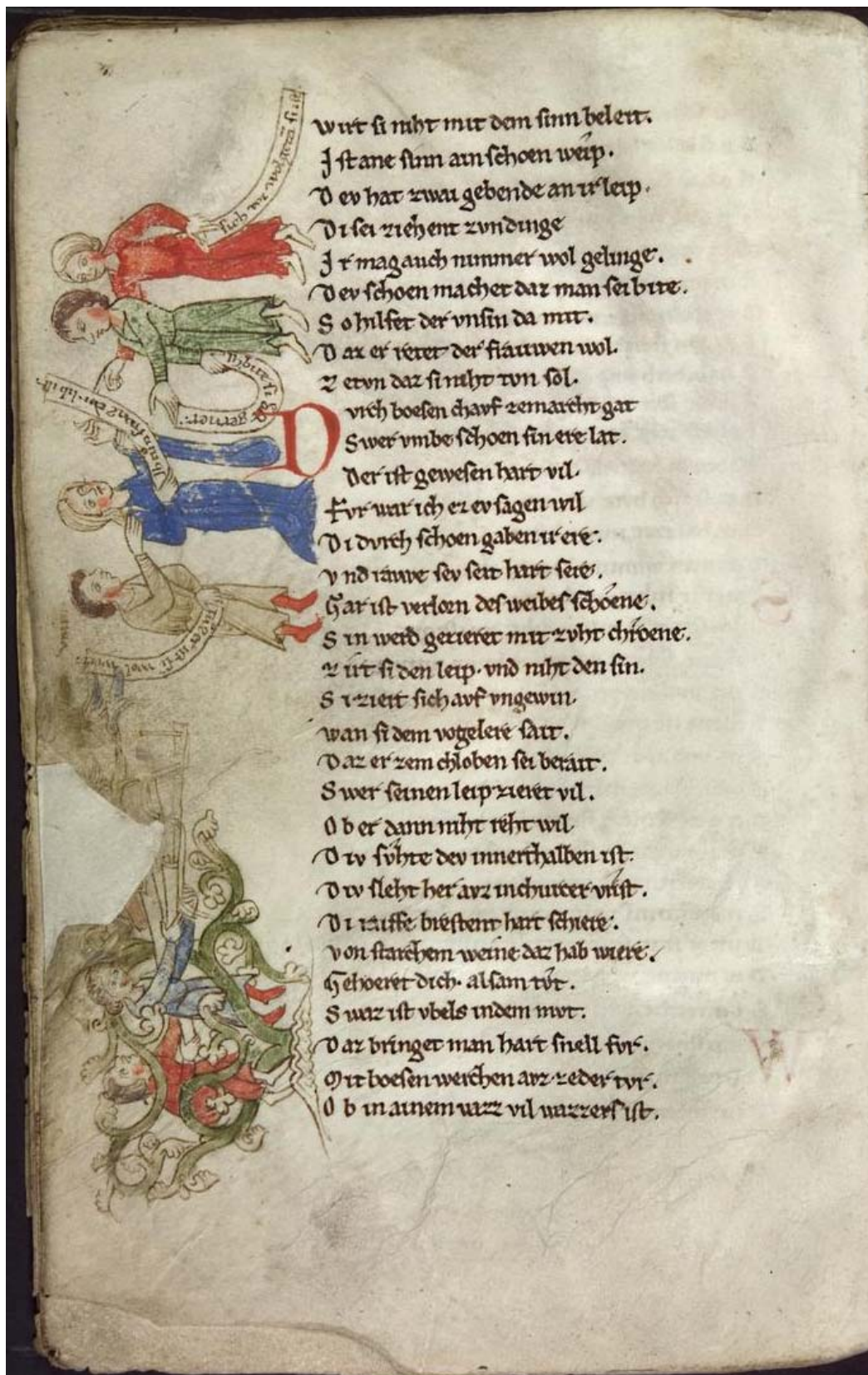


Abb. 15: Spaltholz mit Schnüren
 (Heidelberg, UB, Cpg 389 [M. 13. Jhdt.], f. 14v)

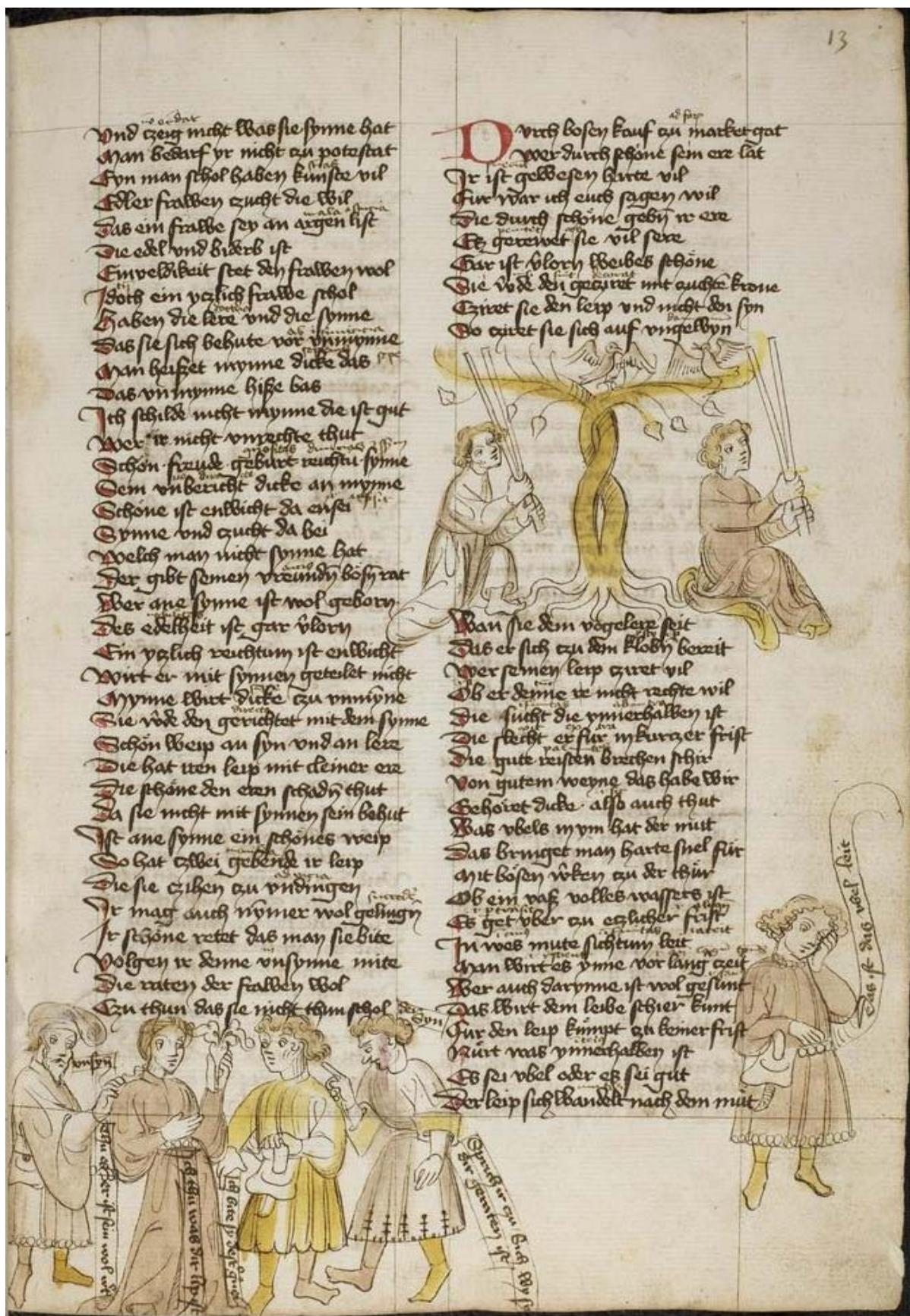


Abb. 16: einfaches Spaltholz ohne Schnüre
 (Heidelberg, UB, Cpg 330 [um 1420], f. 13r)

Durch posen kuff zu marcke gut
 mer vmb schon sem ere hat
 Der ist gewesen harte vil
 fur mit ias es euch sagen wil
 Die durch schon geben were
 vnd gereut sie sint fere
 Bar ist verlorn des merkes schon
 sie merdet gesuert mit zucht von
 Iet sie den leib vnd mit den syn
 sie zut sich auff vngewin
 wann sie dem vogler leit
 das er zu dem klofen sey gereut



Wer seine leib zut vil
 ob er dem nicht recht wil
 Die zucht die miderhalten ist
 die steht es aus in kurzer frist
 Die verpfen presten harte vil
 von sturken wunden das hab wir
 Behoret als man die tut
 nus ist vbel in der mit
 Das bringet man harte schnell fur
 mit posen werthen aus der tur
 Ob sie in eme muffer vil muffers leit
 sem leib mit des yme in lang zeit
 Wer auch da yme mit wol gesunt
 sem leib des empfint zu der stent
 Her aus kumpt zu lumb frist
 merend das miderhalten ist
 Es sey vbel oder gut
 der leib sich wandelt nach de mut
 Des leibes geparde duf bestheit
 hat ein man lieb oder laut



Daen man ein burger man
 die der geperd bescheiden kan
 Der dem geleit er ob er wil
 versten dinges harte vil

Em ighlich gauch hat
 sem geperd wer hat de ent
 Das erkennet er in auch dem son
 it geperd hat die mynn
 Ich sag euch fur die muthait
 vorcht neid has in geutigkait
 dieb laud mild erg vnd zorn
 haben u geperd nicht vlorn
 Dorch ist lemt rede gnuge
 die da helemnt mit gefuge
 Beide has vnd zorn mit myne
 das sem mynad mag werde yme
 vnn der weisen leuten schaar
 ist aus der torn regel gar
 Wun mag der torn gedanc vil
 bey u red versteen wens tun wil
 Wer den weisen erkennet sol
 der bedarff auch synnes wol
 vil man erfarn seine mit
 darzu gehoret synne gut

In dem sehen treugt ma dick
 ia haben die tag mit gleich plick
 Alles das man weis sieht
 das ist schnee zu allen zeit nicht
 Baude man vnd auch weib
 ergangen das oft an im leib
 Das in um herge myndert ist
 das machet gar vil valscher lip

Abb. 17: Verwendung des Lockkauzes
 (Dresden, SLUB, Mscr. M 67 [1450/70], f. 11v)



Abb. 17a: Verwendung des Lockkauzes (Detail aus Abb. 17)

Das sie antwurt alle feist
 Dar nach vnd der man ist
 Al dar nach er hab gegest
 So ist die frow vnd er gewert
 Ein frow hat an dem sinne gnug
 Das sie hofflich si vnd ge fieg
 Hab och gebede die sint güt
 Mit schöner rede künstchen mit
 Vil sie dan sinnes mer
 So hab die zucht vnd die lere
 Er zeige mit was sie sinne hat
 Man bedarff ie mit zu potestait
 Ein man sol haben künste vil
 Ideler frowen zucht die wil
 Das em frow so en argen list
 Die edle vnd hederb ist
 Amvältig stat den frowen wol
 Te doch ein ieglich frowe sol
 haben die lere vnd die sinne
 Daz sie sich behüte vor vn minne
 Man heisset minne dick dz
 Daz vn minne hiesse bas
 Ich schilt mit minne ist die güt
 Wer ie mit vnrechte tüt
 Schöne freunde geburt richum minne
 Dint vnberichtet dick on sinne
 Schöne ist entwicht danc si
 Ein zuchte by
 Welich man mit sinnes hat
 Der git sinen freunden bösen rat
 Wer on sin ist wol geboren
 Der edel ist vil gar beeloen
 Ein ieglich richum ist entwicht
 Wirt er mit sinem geteilet nicht
 Minne wirt dick zu vn minne
 Die enwerdent gericht mit de sine
 Schon wip on sin vnd on lere
 Die hand ren lip mit clemet ere
 Der schöne den ein schaden tüt
 Da sie mit mit sinen sint be hüt
 Ist one sinne ein shones wip
 So hat zuei gegeben ie lip

Die sie ziehent zu vndingen
 Je mag och nimer wol gelingen
 Je sthōne veret dz man sie bitte
 Folget ie dan vnsm mitte
 Daz geweret den frowen wol
 Zu tun das sie mit tun sol
 der wipin



Durch bösen köpf zu marcke gat
 Wer durch sthōne sin ere lat
 Te ist genosen harten vil
 Für wa ich ie daz sagen wil
 Wie durch sthōne gaben ie ere
 Vnd gewore sie syt vil sere
 Dar beeloen ist des wibes sthōne
 Die wer dan ge ziert mit der zucht brone
 Zieret sie den lip vnd mit den sin
 So ziert sie sich vff vngewin



Abb. 18: Verwendung von Laubhütte und Lockkauz
 (Heidelberg, UB, Cpg 320 [1460/70], f. 14r)



Abb. 19: Bruchbeize
(London, British Library, Ms. Royal 2 B. VII, f. 151r [Warner, Tafel 188])



Abb. 20: Wanderfalke - Wildfang im Alterskleid (Traité de Fauconnerie, Tafel VII)

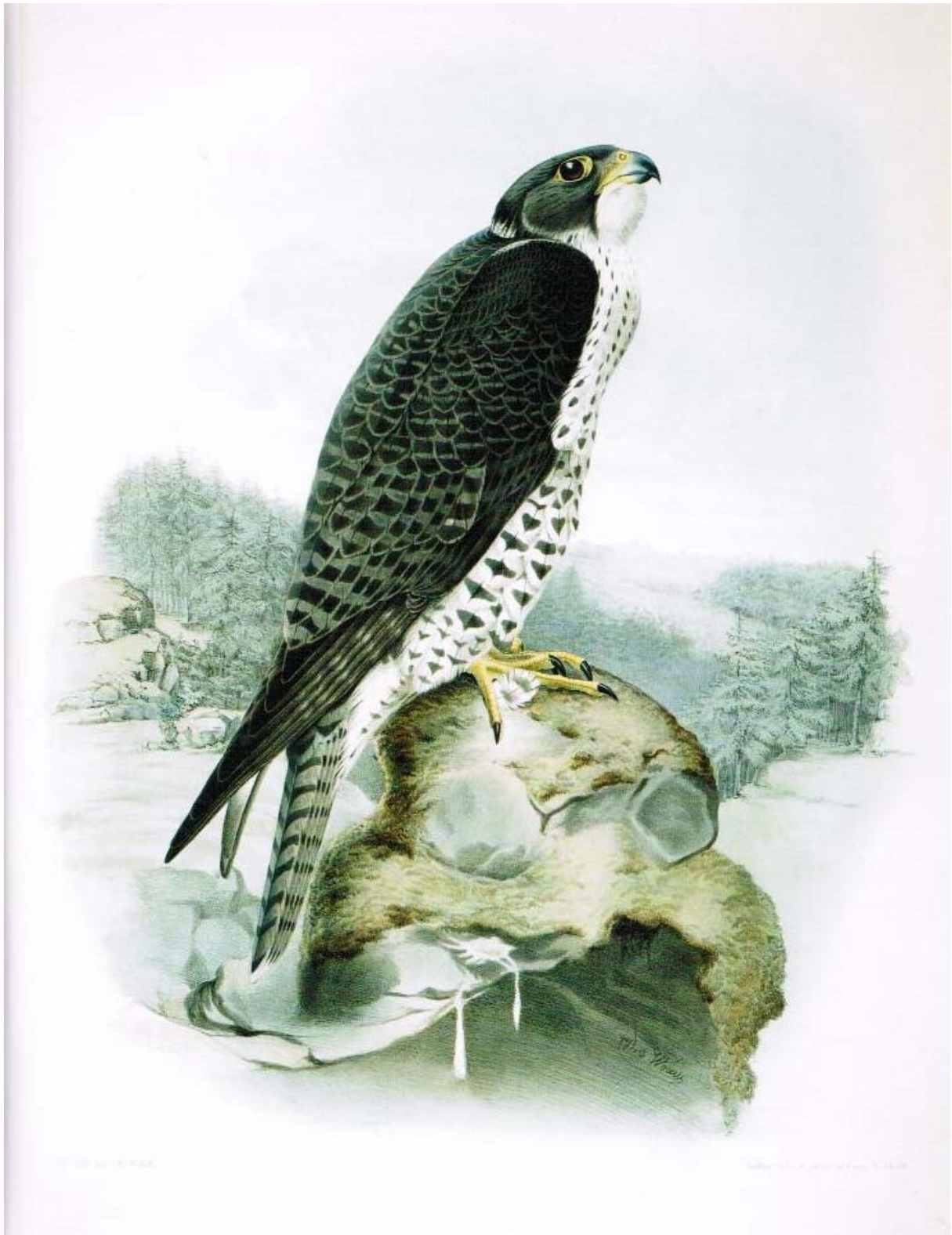


Abb. 21: Norwegischer Gerfalke - Wildfang im Alterskleid (Traité de Fauconnerie, Tafel III)



Abb. 22: Das Zieget
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 162v: Herr Wilhelm von Heinzenburg)



Abb. 23: Das Federspiel
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 14v: Markgraf Heinrich von Meißen)



*Falknerutensilien: Drahle, Haube,
Handschuh, Federspiel, Falknertasche*

Abb. 24: Falknerutensilien, oben links das Federspiel (Walz, S. 644)

grommibz in se mutem. 7 hoc
 modo ē factum. sunt duo anu-
 li ferri. aut enei. aut argentei
 aut de alio metallo facti magni
 ad similitudinem anulorum qui sunt
 in iactis. Versicantē autē ferētia
 utriusq; debet esse lata abq; nullū
 in aliq; sui parte. 7 in illa parte
 debet esse foramen. ita q; unum
 foramen erit in circūferentia u-
 niūs anulī. 7 aliud in alia. 7 etiā
 unus clauellus mittens p; fora-
 men utriusq; ex utroq; sui extre-
 mitate sic firmatus q; nō possit
 eire neq; ex una parte neq; ex
 altera. ex hac autem coniunctura
 sequitur q; unus annulus in uol-
 uetur libere sup; circūferentiam
 alterius. quoniam igitur firmetur
 nō falco inuoluetur se iactis
 alligabitur hoc conuerti annulus
 iactorū cum quadam coniugia
 subitū. 7 fecit qm prius poterat
 albam cū anulo suo supiorū. a
 nullo uero eius inferiorū alliga-
 bitur longa sicut alligabatur
 annulis duobz iactorū. Est
 autē utilitas conueni in hoc q
 falco nō pōt uicari p; introitio-
 nem iactorū in pedibz suis. *De*
campanella. 7 utilitate ipsius.
Et quomodo ligandi
de campanella. cam
que etiam nola dicitur.
 Hec autē ē de ere. 7 debet esse

sonora. 7 magna ul' pua sedm
 magnitudinem falconis. Aut
 alterius auid cupias que debet
 eam perire. 7 debet habere fora-
 mina sua adeo similia q; falco nō
 possit intrinicare auitatem
 rostri sui in ipsa foramina. 7 sic
 impedit p; campanellam. 7 debet
 esse qdam firmamen paruum in
 anli campanelle. p; quod fora-
 men intrinicare coniugia. cū
 qua coniugia alligabitur campanel-
 la ad quem uis pedum falconis
 in aliq; parte tibiē q; sit iactus
 7 ligabitur ita q; non distingatur
 tibiē neq; q; multū pendat. s;
 ppe tibiē. Utilitas uero cam-
 pelle multiplex ē. p; sonū namq;
 campanelle papitur cito si falco
 stans in sedē sua se diuertit
 quo pcepto succurrat ei. cū uis
 etiam si pātur falco p; sonum
 campanelle facilius a remotis au-
 diatur ubi erit. 7 facilius pōt
 recitari. 7 illi qui domi sunt ex-
 cepti in sonū campanelle cogno-
 scunt si se diuertit falco. aut
 folpit. aut mordet iactorū aut
 campanellam. aut aliquid aliud
 facit. Quidam autē ligadi
 campanellam quem faciunt qdā
 ad pennas caudę pforandas u-
 nam ul' duas de primis caudę
 7 coniugiam campanelle intro-
 mittendo nullatenus approbant.

Abb. 25: verschiedene Formen der Bell oder Schelle
 (Rom, BAV, Cod. Pal. lat. 1071 [um 1260], f. 64v)



Abb. 26: Fliegenfischen
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 302r: Herr Pfeffel)

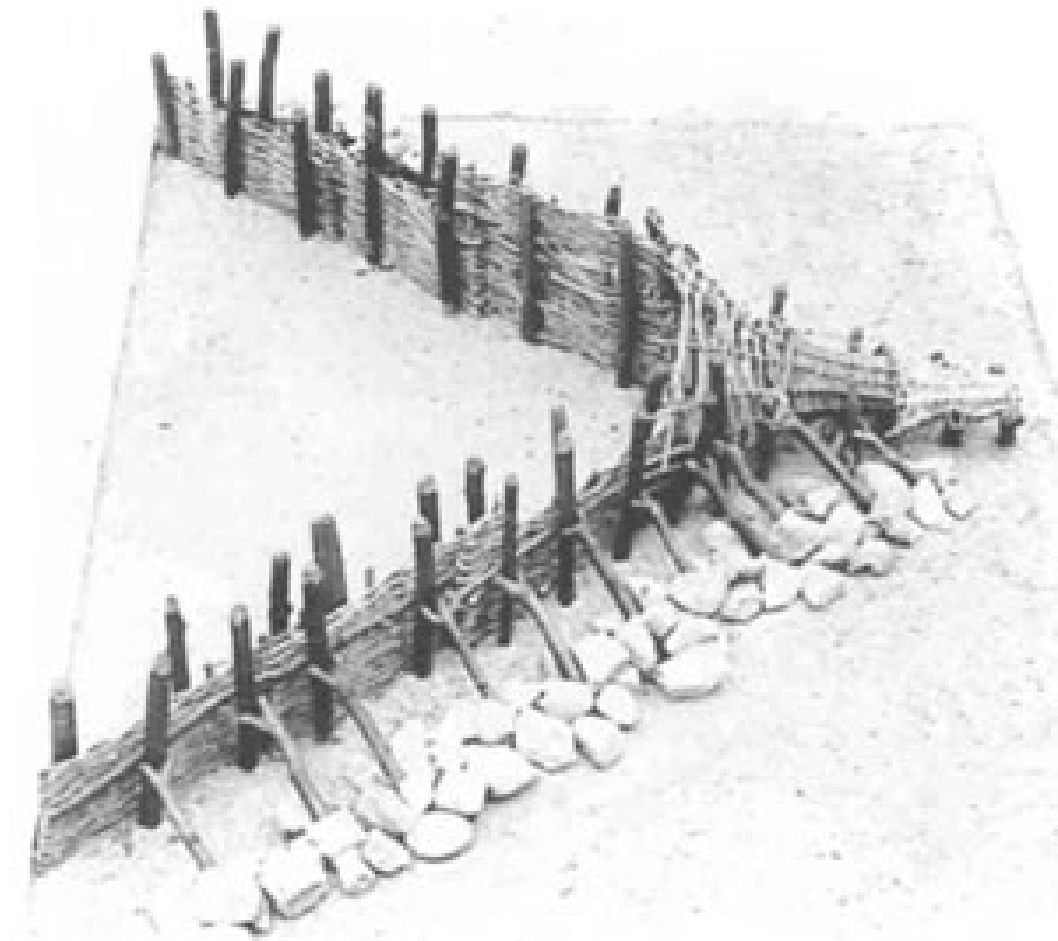


Abb. 27: angelsächsisches Fischwehr, Rekonstruktion (nach Lampen, S. 280, Abb.13)

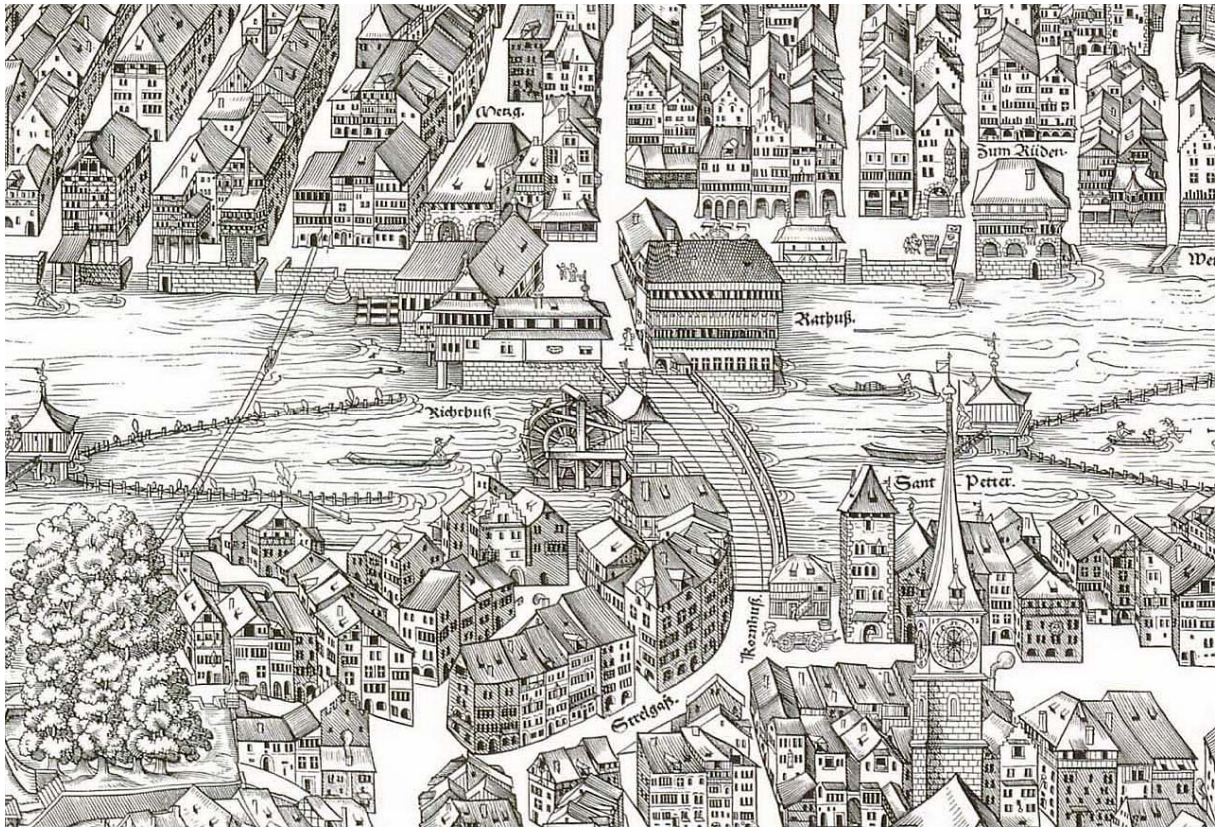


Abb. 28: Fischwehre in der Limmat (Ausschnitt aus der Planvedute der Stadt Zürich von Jos Murer [1576]; vgl. a. Lampen, S. 281, Abb. 15)

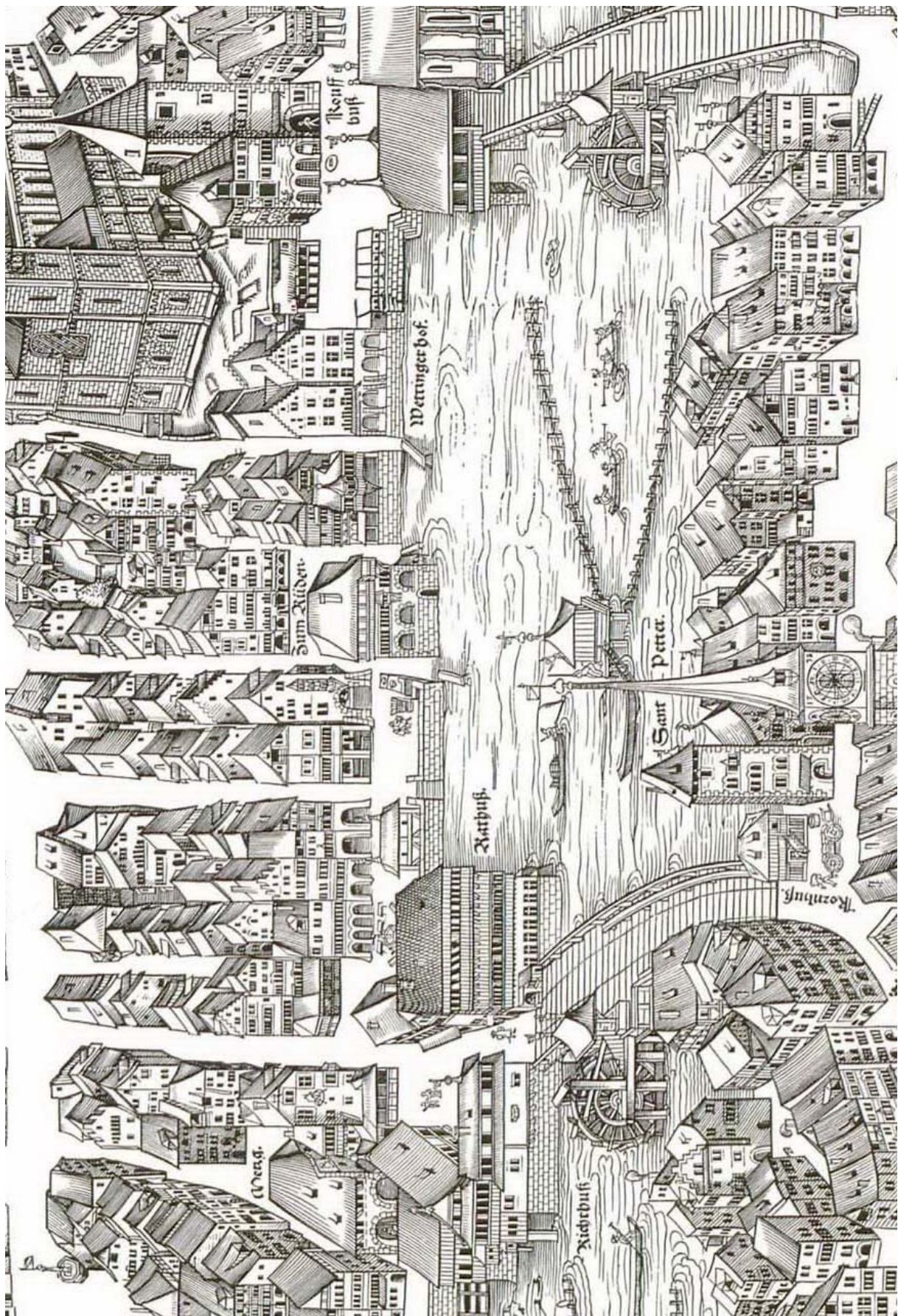


Abb. 28a: Detail aus Abb. 28



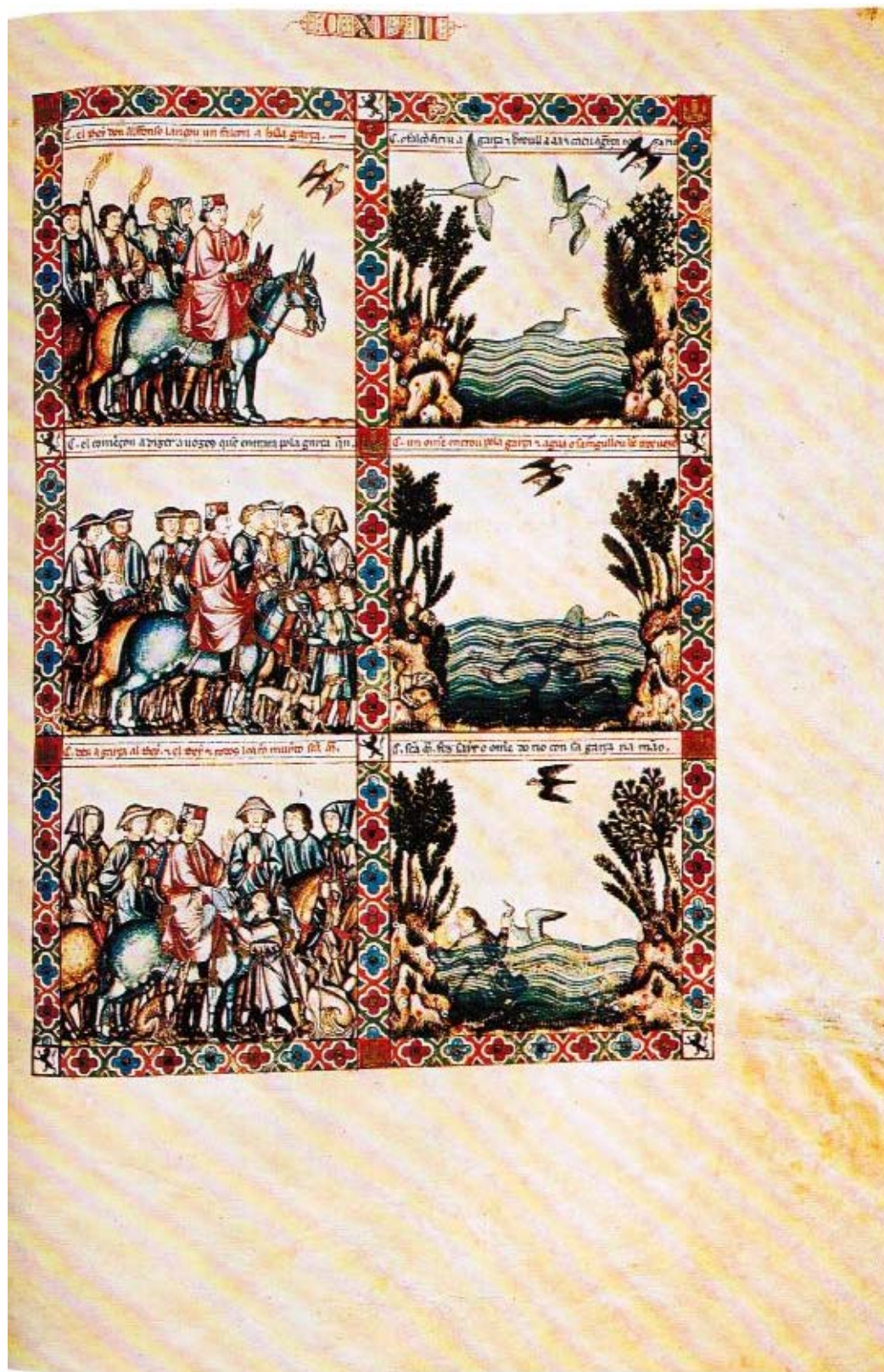
Abb. 29: Sakerfalke - Wildfang im Alterskleid (Traité de Fauconnerie, Tafel V)



Abb. 30: Beizjagd mit Vogelhunden
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 7r: König Konrad der Junge)



Abb. 30a: Beizjagd auf Reiher und Enten
(Dijon, Stadtbibliothek, Ms. 173, f. 174r [Papst Gregor I.: MORALIA IN JOB; Cîteaux, um 1115])



Alfons X. der Weise, *Cantigas de Santa Maria*
 Cantiga 142: König Alfons auf der Falkenjagd.
 Wunderbare Rettung eines Falkners durch die Jungfrau Maria.
 Madrid, San Lorenzo del Escorial: Cod. T I-I

quia parte sunt aues quas qñt
et uocari. autum quas audiet
artiquaq; et sonos suos audiet
facibus et capitebus suis sic qñ
ent. adfens. imo pueros. autum
qñq; sunt potuit uerfus quā pñ
ent. aues sua que est. absens.
Sic homo magne uocis. et for
tis uocis. Nam aues sua que
aliqui statit remota ab ipso. ad
uocandem suā quam audiet. et
sociis. qñ erunt remoti. eius
uocem si magna fuerit facilius
apprehendant. Sic agilis et
pompus in suis motib; ut cito
succurrat. aut sue quociens expe
diere. Sic audax in tantis q
si timent. praesumere loca aspera
qñ quieret. sicut natat ut si
aues sua transiolerent. aquam
transibilem. ipse aquā natando
transiret. et aueni sequitur. et ipsi
ubi oportuit succurrere succur
rit. Non sit aoris nimium
timidus. ne pueria inducat
ipse aliquid. sicut qñ atrem. illi
pueri osuenerit esse gulosi. et
delectant. uocem plimū. amens
uolatus et plures. nec tamē pu
eros ex toto repellit. qñ possint
esse prudentes. non ei pueri
sufficiunt. mansueti aut alii
docere aues. aut ei eis uenari
ei non audet. eos esse prudentes
in his si distat a coctis. qñq;

pueriano. ad pñdēm. imū. si
cure. et etatis. Item nō deet
esse sopnolentis. neq; suis sop
ni. requiritur. et si multa in in
tanto corde letamini. in regendo.
et nocte plures. aueni sua. et in
surgendo. ante diem. et leuitas
sopni in audiendo. capitebellam
aues. et moni. alax. suax. et inque
rudentem suā. Non sit gulosus
uer nimis. adfens. gule. si cetera
comū sine i. compaua. fuerit. aut
etiam qñ pñderit. aueni suam
cogatur. p. gulositate. suā redire
comū citius. Aut etiam si in do
mo fuerit. non obliuiscit. aut sue
habendo. intentionē. ad gulosi
tatem suā. Non sit ebrius
qñ ebrietas. qñm in sanā. est.
p. quam. aueni suā. facillime. de
uolabit. qñm etiam. cedat.
eum bene. tractare. et ab ebrio. et
fimo. custodiendū. est. aues. Non
sit. inuidus. neq; facis. ad uiam
latit. ei p. sepe. q. aues. suar. ei
p. que. ille. qui. custodit. ei. ad ma
cundiam. puocat. et nisi. illa. ma
cundiam. dimittat. malo. motu.
moueri. poterit. qñ. aueni. ex. q.
malo. uero. aut. p. uiam. aui. ipso.
ei. sit. res. debilis. et. facillime. deui
natur. Non. sit. piger. aut. ne
gligens. qñ. ars. ista. multo.
latus. est. et. magni. studii. ille
sit. gironagus. ne. p. suos. mot.



Abb. 32: Ein Falkner schwimmt zu seinem Falken, der eine Ente erbeutet hat und bereits davon kröpft (Rom, BAV, Cod. Pal. lat. 1071, f. 69r)

pe foramen unde erit rostrum
ita q' illud foramen non sit in
pollinem & indurum & corrigiola
capelli pendat ab interion manu
ad extrinsecum ita q' duo digi
ti quos diximus sint ex uno la
tere corrigiole & alii duo ex alio
& tunc qñ ceteri ipse capellus
debet erigere manū sic tenet
capellum ante faciem falconis
talit' q' id unde debet intrare
caput veniat ante faciem fal
conis & sic infert q' intrare ca
pit' rostrum sine impedimēto
intret foramen qd p ipso fit e
& caveatur ne pollet intret fo
ramen ipm q' non possit ipm
capellus. Item cū duobus digi
tis inferioribus qui non sustinent
capellum scilicet cū medico et
auriculari retineat falconem
ne i ponendo capello spelleret
falco ad posterius. Et haec nūq
ipso tunc aut se inquietaret
aut ad posterius caderet de ma
nu & si plures sic acciderat q' i
pellet qñq' debet imponi
capello plūs falconū nō solum
ad suam ipso tunc. Item
pōm etiam ad solum vultu
capelli refugient & retrocedent
ad imponit adeo suavit' ca
pellus q' falconem nō tēdat
qm ex illo redio ut dixim' af
fueret se inquietare qñens

undeat. Debat imponi s' capel
lus & ex hoc ipso hōiem magna
odiret. Corrigiola id capelli q
tenebat inter duos digitos in
feriores manū & alios duos digi
tos qui sunt sup illos debet
conduci suaviter p mediū dei
si int' alas & descendat inter
alam fornicatam & caudā ita
q' caudā remaneat int' corrigi
olam & hōiem & extenuas co
rignole infra digitos veniat
manus tenentis falconē ab
extrinsecum digitos & hoc qñ
timet ne falco expellat capel
lum d' capite p' hoc teneat
corignola int' digitos & teneat
laxa & non tēsa qm si tēde
ret tunc q' falco teneret tē
sionem corrigiole inq'et q' se
ret qñ caput caperet corri
giolam cū rostro & distrahē
aut qñ caderet capē corrigio
lam sup vultu. Atq' pen
nas suas & distaret cū ro
stro aut p' multā tēsiōe
corignole exiret caput fir
mū & diceret de manu.
Iuat etiam tenere corrigiolā
int' digitos in hoc q' si cōtin
gat capellum expellat d' capite
qm falco talit' exiret caput
aut scilicet se pedibus aut
aliquid aliud faceret cōt' ca
pellum ipm capell' nō pōder



Abb. 33: Der Gebrauch der Falkenhaube: das Auf- und Abhaben
(Rom, BAV, Cod. Pal. lat. 1071, f.106r)

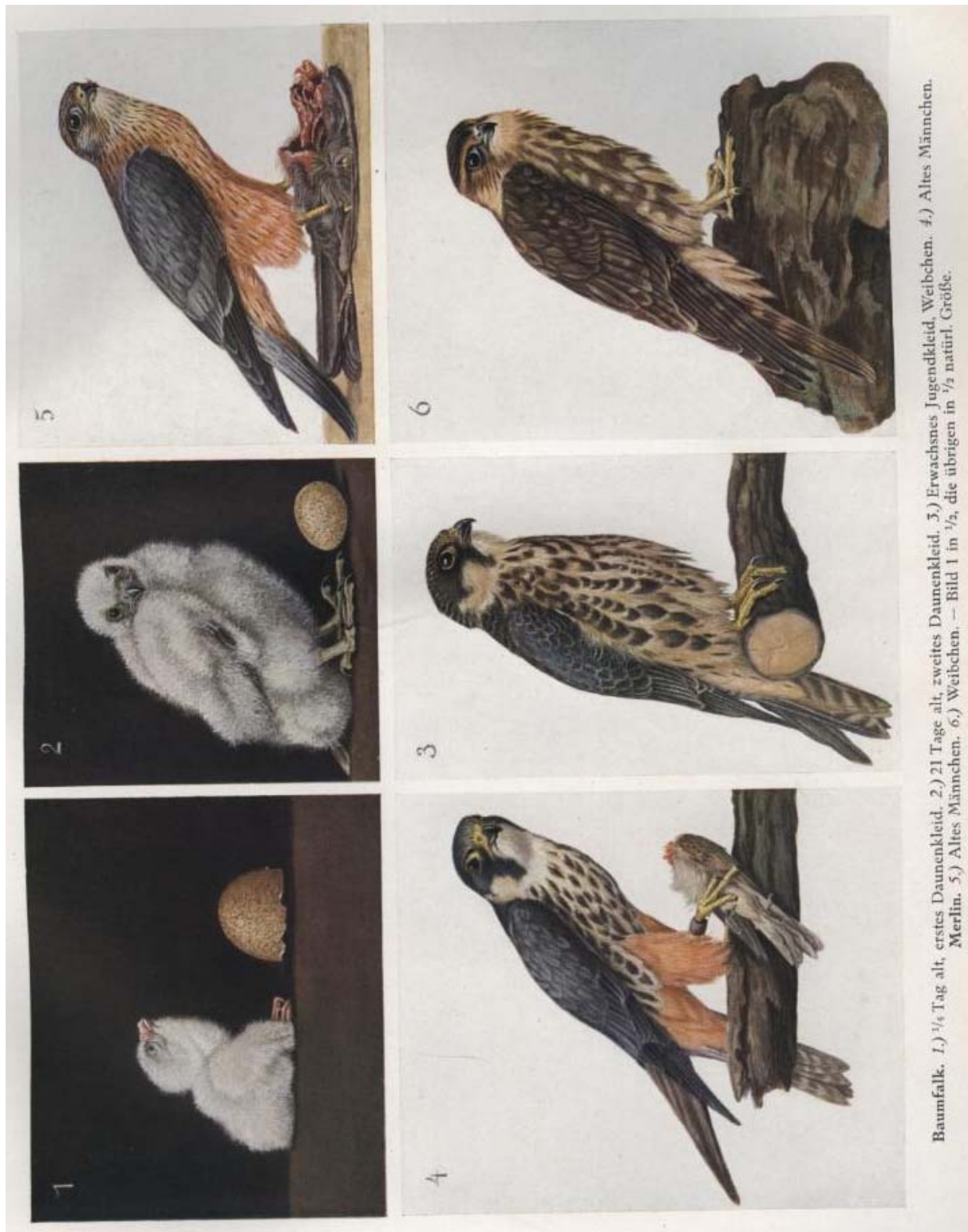


Abb. 34: Merlin (Heinroth, Tafel LXXIII, Abb. 5 und 6 zeigen den deutlichen Größenunterschied zwischen Männchen und Weibchen)



Abb. 35: Merlin - Wildfang im Alterskleid (unten), Rotterzel (oben rechts) und alter Wildfangterzel (oben links) (Traité de Fauconnerie, Tafel IX)



Abb. 36: Dame mit Schoßhündchen
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 371r: Meister Johannes Hadlaub)



Abb. 37: Kalanderlerche (Naumann, Tafel 2, vorderer Vogel)



Abb. 38: Gramoflanz als Minneritter
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 73r: Herr Ulrich von Gutenberg)



fundo: et ligatus demittatur de
cramine rupis: usq; autē cap-
tam in qua est: acq; nidi eorum
et mteans accipit eos: et sunt
ali qui alios motos exagitant
accidenti ad nidum ubi am-
sic. Iu autem approbandi sunt
in quib; omnis diligentia omis-
et cautela adhibetur: dum capri
saluiter portentur ad locum
in quo nutriendi sunt. **Capitulum**
de pparatione loci in quo nutriendi
et modo nutriendis eorum

Itius est modus in quo ha-
bentur creatura de nidis
Dicendum est quomodo
pparandus est locus in quo nutri-
entur: et quomodo nutriendur
Denique dicentur alii modi sedm
quos habentur: postqm dimiserit
nidum: locus in quo nutri-
endi sunt: pulli falconu sic in
loco campestri distanti ab arbori-
bus: et a siluis: in turri: aut in
domo alta solitaria: nutriendi
enim a parentib; suis in altis
locis longinquis a filiis. Preterea
falcones naturaliter diligunt
loca campestra: multitudinem
arborum carentia: et in talib;
locis ueniant: unde si nutrien-
tur in siluis: aut in arboribus:
postqm creuissent: licet non
dum firmi huc et illic et suu
locum uolarent: ad loca cam-

pestra: qm naturaliter conde-
rantur in eis: neq; redirent li-
tenter ad locum in quo nutrie-
bantur: qmuis pulli falconum
sicut et cetera: animi dum ad
hoc sunt reueri: nutriendur p
aliis: si aliquando aduolauerint:
et consuetudinem habuerit rede-
undi ad locum in quo nutrien-
tur: et quo sequit: q non possit
pulli falconum de facili rebate-
ri: cum silentius in campis
merentur: qm ad siluosa loca
et qm ad cetera loca arboru plena
redirent: et ex usu recedendi a lo-
co arboroso in quo nutriendur:
possent auferre: et amittere. De
loco uero in quo nutria delect
pulli accipitum scias est: ut dic-
tur in tractatu de accipitibus:
Item in eodem loco ubi quoniam
nutria possunt pparari: eis lo-
cus puius ad similitudinem nidi
sui: et de simili materia: de qua
est nidus: aut de alia quoniam
ti. Locis autem hic puius debet
esse apertus in trib; partib;: ut
ueniant septentrionalis: ori-
entalis: et occidentalis: recipiat
et solem ab oriente: et ab occiden-
te: a parte uero merentis: sit
clausus ne audierit uenti no-
ciant eis: dissolendo huius-
modi de capite: rediendo eos pui-
ores: et debiliores: et ne calor soli



Abb. 39: Jungvögel werden aus den Nestern genommen und zur Aufzucht in ein Falkenhaus oder einen einsam stehenden Turm gebracht (Rom, BAV, Cod. Pal. lat. 1071, f. 58v)



Abb. 40: Bärenjagd
(Heidelberg, Cpg 848, f. 313r: Herr Hawart)



Abb. 41: Hetzjagd auf den Hirsch
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 202v: Von Suonegge)

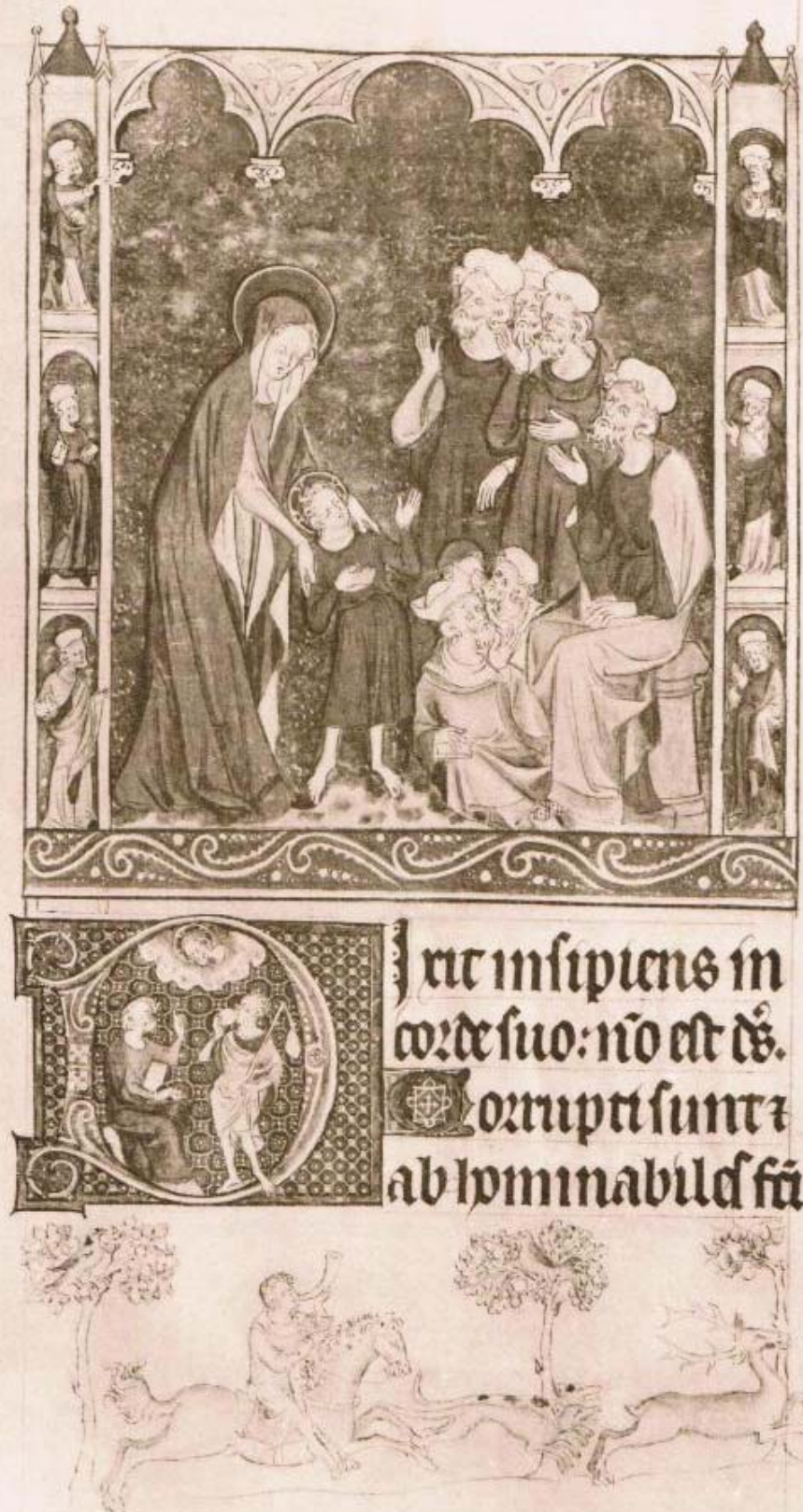


Abb. 42: Hetzjagd auf den Hirsch
(London, British Library, Ms. Royal 2 B. VII, f. 150v [Warner, Tafel 187])



Abb. 43: Habicht - Wildfang im Alterskleid (Traité de Fauconnerie, Tafel X)



Abb. 44: Damen auf der Jagd
(London, British Library, Ms. Royal 2 B. VII, f. 152v [Warner, Tafel 189])



Abb. 45: Lannerfalke - Wildfang im Alterskleid (Traité de Fauconnerie, Tafel VI)



Abb. 46: Liebespaar, die Dame trägt den Beizvogel auf der Hand
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 69r: Herr Wernher von Teufen)



Abb. 47: Der Werbende überreicht Brief (und Beizvogel?)
 (Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 164v: Herr Leuthold von Seven)



Abb. 48: Der Liebende hält den kröpfenden Falken am Fußriemen
(Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 249: Herr Konrad von Altstetten)



Abb. 49: Bracken haben Rebhühner aufgestöbert, die Aufmerksamkeit des Falkners gilt aber primär der schönen Schnitterin (Heidelberg, UB, Cpg 848, f. 394: Kunz von Rosenheim)